This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

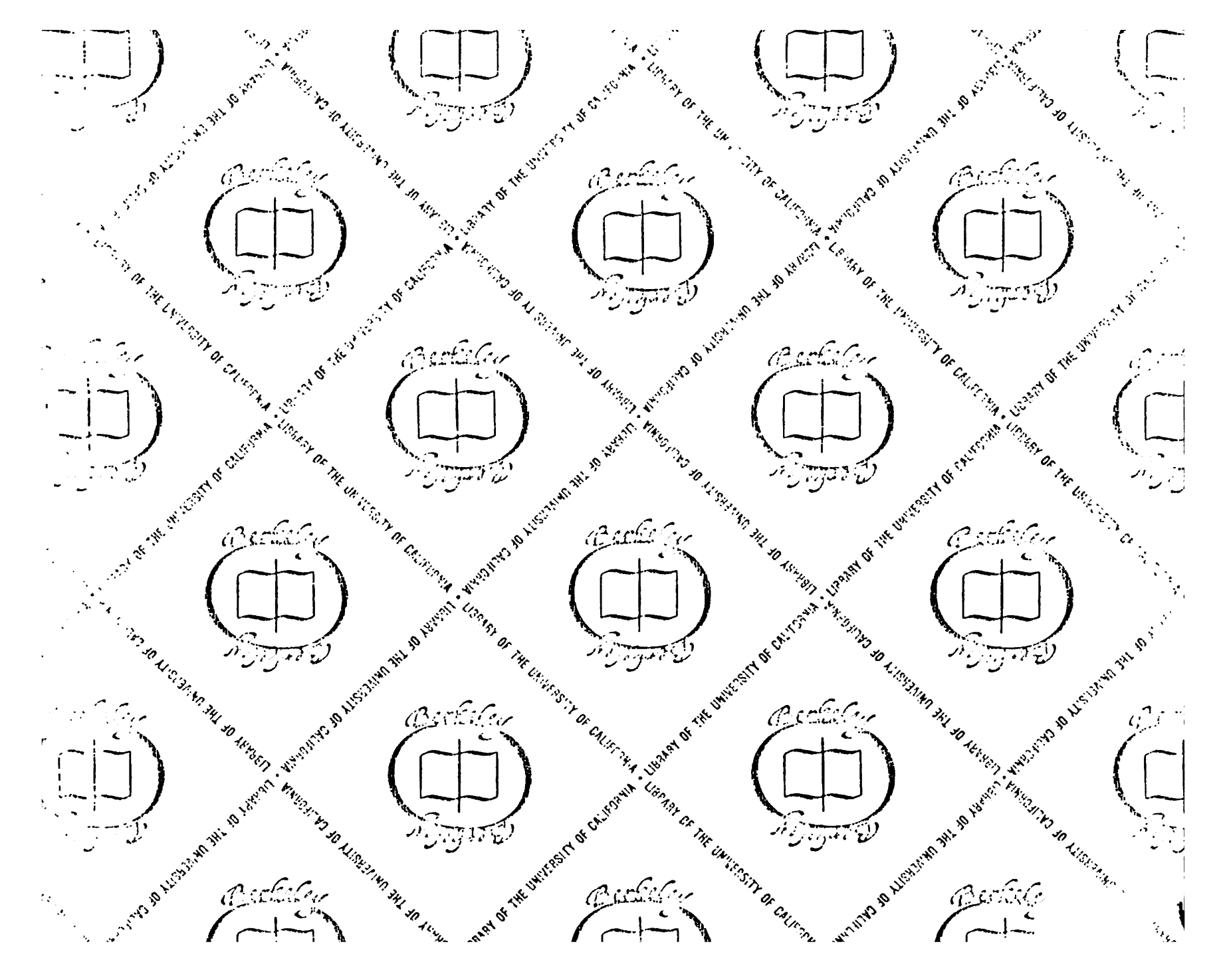
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

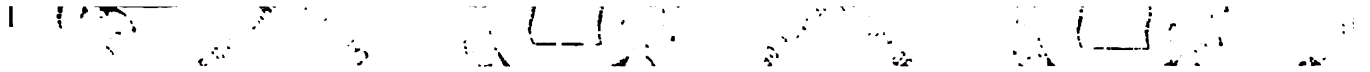
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Schriften

herausgegeben

vom

Institute zur Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,
Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.,
Dr. A. M. Goldschmidt in Leipzig.

Marie Henriquez Morales von Miß Grace Aguilar.

Fünftes Jahr: 1859—1860.

Marie Henriquez Morales.

Erzählung

von

Miß Grace Aguilar.

Frei bearbeitet

und mit einem Vorwort versehen

von

L. Pizza.

Magdeburg.
Verlag von Albert Falckenberg & Comp.
1860.

6812-0125

XM83
20069
MAIN

ISRAELITISCHEN LITERATUR

PR 4001
A45 V35151
1860a
MAIN

Vorwort.

Bedenkt man, welche Fluth von Uebersetzungen unaufhörlich von Stuttgart und Leipzig her über den deutschen Büchermarkt hinströmt, so mag es leicht für ein pretentiöses Gebahren gelten, wenn ich einer der ausländischen Literatur entlehnten Erzählung mäßigen Umfangs, die im glücklichsten Falle, wie die meisten ihrer zahlreichen Schwestern, gelesen und vergessen wird, die Beigabe eines eigenen Vorworts voraussende. Indessen darf ich zu meiner Entschuldigung anführen; daß meine Arbeit nicht den Namen einer bloßen Uebersetzung verdient. Ich habe mich nicht begnügt, Capitel für Capitel wörtlich zu übertragen, sondern überall versucht, theils den Kern der Erzählung aus der Fülle ausschmückender Schilderungen zu retten, theils müßiges Beiwerk zu entfernen und so den Umfang des Ganzen zu ermäßigen. Des Engländers Behagen an der concreten Welt verträgt weitläufigere Expositionen, breitere Schilderungen und ausführlichere historische Excurse, als der deutsche Geschmack sich zumuthen läßt, und selbst dem Vorgang der W. Scottschen Romane, der bei uns so manche Nachbildungen in ähnlichem Genre hervor-

rief, hat es bis jetzt nicht gelingen wollen, das Interesse für descriptive Darstellung mit der Theilnahme an erzählenden und räsonnirenden Parteien auszugleichen. Selbst den Mangel an stofflichem Inhalt sind wir geneigt, bei dem Romanschreiber zu übersehen, wenn er uns nur mit leidlichem Geschicke über die Dürftigkeit der Erfindung durch das Surrogat einer gewissen poetisirenden Scholastik hinwegzutäuschen weiß. Wir ertragen leichter die blasse Wasserfarbe der Reflexion, als das lebendige Colorit concreter Verhältnisse, während der geschichtliche Sinn des Engländers jede winzige Aeußerlichkeit als den Ausfluß der dargestellten Zeit und ihrer Richtung erfaßt und geduldig die zahreichen Fäden verfolgt, welche zwischen der wechselnden Erscheinung und ihrem ewigen Grunde geschäftig hin- und hereilen. Das Warum? wird sich Jeder leicht beantworten, der nicht in romantischer Verblendung die Literatur als das willkürliche Produkt bevorzugter Geister und das Genie für voraussetzungslos erklärt, sondern die Wirklichkeit, die breite Fülle des Gegebenen, des Volkes mannigfache Erscheinung, mit einem Worte: das nationale Leben als den einzig ergiebigen Boden betrachtet, auf welchem der Baum der Dichtung Blüthen und Früchte treibt und zeitigt.

Indeß läßt sich unsere Verfasserin, wie es mir scheint, von dem ihren Landsleuten eigenen Sinne für das Pragmatische zur Ausschreitung und Maßlosigkeit verleiten. Aengstlich bemüht, jeder Erscheinung nicht nur gewissenhafte Motivirung, sondern auch genügenden, äußerlichen Abschluß zu gewähren, weiß sie die epische Ausführlichkeit nicht mit der idealen Tendenz ihrer Erzählung auszugleichen und gestattet dem Detail selbst da noch Spielraum, wo der

künstlerische Gesammtzweck bereits erledigt ist. Reich an idealem Sinne und von der Totalität eines großen Gedankens getragen, vermag sie auf der andern Seite nicht von der Schöpfung ihres Geistes zu scheiden, ohne, selbst auf Kosten der psychologischen Wahrheit, jedes Laster und jede Tugend gebührend vergolten zu wissen und erinnert somit an die in der literarischen Welt nicht seltene, peinliche Genauigkeit einseitiger Moralisten, die Lohn und Strafe wie eine Dividende vertheilen möchten. Ich ließ hier, ohne, wie ich meine, den Intentionen der Verfasserin Gewalt anzuthun, das Unwesentliche fallen und erachtete den Rahmen für ausgefüllt, wo Leben und Schicksale der Heldin, in deren Darstellung ich dem Originale treu gefolgt bin, zum Abschlusse gelangen.

Somit glaube ich das auf dem Titel gebrauchte Prädikat *einer freien Uebersetzung* gerechtfertigt zu haben. Im Uebrigen weiß ich, daß es ein gewagtes und undankbares Geschäft ist, bei der Verpflanzung ausländischer Geisteserzeugnisse in selbstständiger Thätigkeit die Grenzen der bloßen Uebersetzung zu verlassen, und begebe mich gern jedes Anspruches auf Lob, wenn es mir nur gelingt, die Thätigkeit unserer Grace Aguilar, welche in der englischen und amerikanischen Presse vielfach und rühmlich besprochen worden, in Deutschland trotz der nicht geringen literarischen Thätigkeit ihrer kurzen Laufbahn, kaum dem Namen nach gekannt ist, der Aufmerksamkeit deutscher Leser näher zu rücken. Eine ausführliche Besprechung des Lebens und Wirkens unserer Verfasserin bringt unter sämmtlichen deutschen Blättern nur das Magazin f. d. Literatur des Auslandes; und wir glauben daher, unsern Lesern keinen unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir der

genannten Zeitschrift folgende, ursprünglich von Mrs S. C. Hall (einer irländischen Schriftstellerin) im Art Journal veröffentlichte Mittheilungen auszugsweise entnehmen:

„Grace Aguilar, die einzige Tochter des Emanuel und der Sarah Aguilar, ward in Hackney im Juni des Jahres 1816 geboren. Sie war von so zarter und gebrechlicher Natur, daß ihre Eltern sie an die See nach Hastings brachten, als sie vier Jahr alt war. Das Lesen lernte sie fast von selbst, und wenn sie sich ein Geschenk wählte, zog sie stets ein Buch vor. Von ihrem siebenten Jahre an führte dies außerordentliche Mädchen ein Tagebuch, worin sie Alles, was sie sah, hörte und dachte, mit der strengsten Berücksichtigung der Wahrheit eintrug. Ihre Mutter, eine hochgebildete und begabte Frau, richtete gern ihrer Tochter Geist auf das Studium alles Schönen und Wahren. Ehe diese ihr zwölftes Jahr vollendet hatte, schrieb sie ein kleines Drama, „Gustav Wasa" betitelt; es war dies eine Hinweisung auf das, was später ihre herrschende Leidenschaft wurde.

Ein Leben, wie das von Grace Aguilar, bietet nur wenig Ereignisse und Abwechselung dar; es ist lediglich ein Bericht darüber, wie sie ihre Talente hoch ausbildete, ihre Pflichten liebevoll erfüllte, und wie sie später einen großen Vorsatz faßte und mit stolscher Entschlossenheit dabei beharrte, bis sie, von Polstern unterstützt und von heftigen Schmerzen ergriffen, die Feder nicht mehr in den zitternden Fingern zu halten vermochte.

Durch den Rath einer Freundin angespornt, welche, während sie, die mannigfaltigen Talente des jungen

Mädchens bewunderte, einsah, daß, um einem großen Zwecke zu genügen, diese Talente concentrirt werden müßten, flehte Grace Aguilar inbrünstig zu Gott, daß er sie in den Stand setzen möchte, etwas zu leisten, wodurch sie den Charakter ihres Volkes in den Augen der christlichen Welt und, was noch wichtiger war und ist, in seiner eigenen Schätzung erheben könnte. Sie verlangte danach, ihren Glaubensgenossen die „Urkunden Israels" (The Records of Israel) vor Augen zu führen und die „Frauen Israels" (The Women of Israel), jene heldenmüthigen Frauen, auf die jede Nation mit Recht stolz sein würde, ihrer Bewunderung vorzuhalten. Das junge jüdische Mädchen, mit wenig oder gar keiner literarischen Bekanntschaft, kaum wissend, wie sie die Dinge an's Tageslicht bringen sollte, hielt ihre Absicht eine Zeit lang verborgen und theilte sie dann der Mutter mit, von der sie mit Sicherheit Unterstützung in Allem, was hehr und heilig war, erwarten durfte.

Zuerst übersetzte sie ein kleines Werk aus dem Französischen unter dem Titel: „Israel vertheidigt" (Israel Defended); im „Zauberkranz" (The Magic Wreath) versuchte sie ihre poetischen Flügel, und ihre geistige Kraft fühlend, schwang sie sich aufwärts in der Sache ihres Volkes! sie schrieb den „Einfluß des Hauses" (Home Influence) und den „Geist des Judenthums" (The Spirit of Judaism). Der triumphirende Geist wurde jedoch bald durch des Körpers Schwäche gehemmt. Im Frühling des Jahres 1838 wurde sie von den Masern ergriffen, und von dieser Krankheit ist sie nie wieder vollkommen genesen. Bald fing sie das Werk an, welches allein hinreichend ist,

ihren Ruf zu begründen und zu krönen — sie schrieb „die Frauen Israels“ (The Women of Israel). Aber während ihre geistigen Kräfte zunahmen, erlitt sie wiederholte Anfälle von körperlicher Krankheit, und ihre einst volle und anmuthige Gestalt war nur noch ein Schatten. Der Arzt empfahl Veränderung der Luft und der Gegend; zuweilen raffte sie sich wieder auf, dennoch stellte sich keine bleibende Besserung ein. Die Musik war noch immer, wie von je her, ihr Trost und ihr Ergötzen, allein sie mußte ihr Harfenspiel aufgeben und durfte ihre Stimme nur selten üben; trotz alledem aber rief ihr Geist: „Vorwärts, vorwärts,“ und jede Stunde, die ihr zu Gebote stand, ward der Feder gewidmet.

Die „Urkunden Israels,“ die „Frauen Israels“ und der „jüdische Glaube“ (The Jewish Faith) beweisen, wie sehr sie mit Herz und Liebe in der Sache, die sie mit so vieler Kraft zu ihrer eigenen gemacht, arbeitete. Ihr erstes Werk, welches ihr eigenes Volk so besonders betrifft, wurde von den englischen Juden nur kalt aufgenommen; hingegen in Amerika begrüßte man diesen aufgehenden Stern mit Freuden und erwartete mit Sehnsucht, ihn im Höhepunkte seines Glanzes zu sehen. Briefe und Glückwünsche kamen zu ihr über das Atlantische Meer, und selbst die, welche nur ihre flüchtigen Skizzen gelesen hatten, bewunderten den edlen Eifer und die fromme Energie, welche sie beseelte, wenn sie über die Juden schrieb.

Eine kleine „Geschichte der englischen Juden“ („History of the English Jews,“ mitgetheilt in „Chambers' Miscellanies“) übertrifft vielleicht ihre anderen Schriften an Styl und Vollendung — die Sätze sind mehr zusammengedrängt, die Belehrung reicher an In-

teresse. Es war, wie wir glauben, ihre letzte Arbeit, und sie hatte große Freude an deren Veröffentlichung. Nach Beendigung dieses Werkes hatte sie beschlossen, die deutschen Bäder zu besuchen und, soweit es ihre zunehmende Schwäche gestatten würde, die Gesellschaft ihres ältesten Bruders, welcher damals in Frankfurt die Musik (einer Kunst, in der er jetzt so ausgezeichnet ist) studirte, zu genießen. Vor ihrer Abreise schon fühlte sie zuweilen, daß ihre Tage gezählt seien; dieses Gefühl verbarg sie jedoch vor ihrer Mutter, sie ertrug ihre Leiden mit der stillen und heiteren Geduld, welche den Genuß erhöhete, sie zu sehen und sprechen zu hören. Zuweilen glaubte sie wirklich, ihr Leben dürfte noch ein wenig länger verschont bleiben, um ihre Mutter zu trösten, um Zeuge der Auszeichnung zu sein, welche ihren Bruder gewiß noch belohnen müsse, und den Ruf zu genießen, der ihr jetzt, besonders von Seiten ihres eigenen Volkes, sowohl in England, als in Amerika zu Theil wurde. Ihren Freunden treu ergeben, bedauerte sie, nicht von ihnen Allen Abschied nehmen zu können; allein ihre Schwäche nahm immer mehr überhand; von Polstern unterstützt, fuhr sie noch täglich fort zu schreiben, bis ihre Aerzte ihr ausdrücklich befahlen, sich dieses, ihres „größten und letzten Genusses,“ zu enthalten.

Als die Zeit ihrer Abreise nach Deutschland herangekommen war, fanden ihre Freunde es schwer, von ihr Abschied zu nehmen, denn sie glaubten, es würde das letzte Mal sein, daß sie diese zarte, abgemagerte Hand drücken dürften; jedoch ihre hellstrahlenden Augen und ihr hoffnungsvolles Lächeln ließen keine Verstimmung aufkommen. Sie verließ England am 16. Juni 1847, verweilte einige

Wochen in Frankfurt und reiste dann in die Bäder von Langenschwalbach. Doch weder Bäder, noch Mineralwasser brachten ihr Erleichterung; einst in der Nacht wurde sie von heftigen Krämpfen überfallen und den folgenden Tag wieder nach Frankfurt geschafft. Fest überzeugt, daß Genesung nun unmöglich sei, erwartete sie ruhig und gefaßt die Ankunft des Todes, und obschon die Sprache sie verlassen hatte, so war sie doch im Stande, ihre Bedürfnisse und Wünsche durch Zeichen mitzutheilen. Ihr sehnlichster Wunsch war der, ihre Mutter zu trösten; und wenn auch ihre Zunge sich weigerte, ihr Amt zu verrichten, so flehten doch jene abgezehrten Finger die Mutter an, geduldig zu sein. Die letzte Bewegung, die ihre Finger machten, war, um die Worte: „obschon er mich tödte, doch will ich auf ihn vertrauen," zu buchstabiren; und als diese ihrem Willen nicht mehr Folge leisten wollten, pflegten ihre liebenden Augen ihre Mutter zu suchen und dann aufwärts zu blicken, andeutend, daß sie sich einst wieder begegnen würden. Sie starb im September des genannten Jahres. Sie liegt auf dem jüdischen Gottesacker zu Frankfurt am Main begraben; auf dem Steine, welcher das Grab bezeichnet, befindet sich ein Schmetterling und fünf Sterne, darunter die Inschrift: „Sie wird gerühmt von den Früchten ihrer Hände, und ihre Werke werden sie loben in den Thoren." Spr. Cap. 31, V. 31.

Ihr Tod wurde besonders in England und Amerika tief betrauert; auswärtige Freunde ergossen sich in Klagen, Privatfreunde drückten ihren Schmerz in Poesie und Prosa aus, und die verschiedenen Journale beider Hemisphären sprachen von ihr mit der Achtung und Bewunderung, die sie so reichlich verdiente. Für ihr eigenes Volk

war ihr Verlust unberechenbar groß; sie war ein goldenes Glied in der Verbindung zwischen Christen und Juden; von Beiden gleich geachtet und bewundert, brachte sie die Einen den Anderen in Liebe näher und verdiente, indem sie in einem hohen Maße dazu beitrug, das Vorurtheil zu vernichten und gegenseitige Liebe einzuprägen, den Dank des wahren Christen eben so sehr, als den des gewissenhaften Juden. Im Laufe der Zeit lernte auch, wie bereits erwähnt, ihre eigenes Volk sie nach Verdienst schätzen und eine kurz vor ihrer Abreise nach Deutschland an sie gerichtete Zuschrift mehrerer jüdischen Frauen Englands, ist ein schöner Beweis der rühmlichen Anerkennung, welche ihr heiliges Streben in näheren und weiteren Kreisen fand.

Unter Grace Aguilar's Werken von allgemeinem Charakter ist der „Einfluß des Hauses" vielleicht das beliebteste; das Nachstück dazu: „der Mutter Belohnung" (The Mother's Recompense), obschon erst im Jahre 1851 veröffentlicht, war bereits 1836 geschrieben. Das „Cedernthal" (The Vale of Cedars*) ist eine Erzählung von jüdischem Glauben und Dulden, auf merkwürdigen Thatsachen beruhend, die sie durch Leute ihres eigenen Glaubens kennen lernte. Die Anordnung war hier schwierig, wie es stets schwierig ist, das Einfache und Würdige zu verschönern, oder dessen Wirkung und Schönheit zu zerstören; aber sie wußte zusammenzudrängen und zu vergeistigen, und alle ihre Gedanken und Gefühle waren in die Essenz der himmlischen Liebe und Wahrheit getaucht. Wir sind fest davon überzeugt,

*) Der Originaltitel der vorliegenden Erzählung. J. B.

„daß, wenn dieses junge Weib in den schrecklichen Zeiten der Verfolgung gelebt hätte, sie um ihres Glaubens Willen den Scheiterhaufen bestiegen und sterbend für ihre Mörder gebetet haben würde.“

Ich habe diesen Mittheilungen nur wenig hinzuzufügen. Den Lesern wird die unverkennbare Geistesähnlichkeit der Verfasserin mit der Heldin ihrer Erzählung nicht entgehen. Wohl unbewußt übertrug sie die eigene hingebende Begeisterung für den angestammten Glauben auf die Trägerin ihrer Intentionen und schuf in Mariens Leiden und Märtyrerthum ein rührendes Abbild des eigenen Lebens, das trotz Körperschwäche und Krankheit einem großen Gedanken geweiht blieb, und ob der rastlosen Thätigkeit eines unablässig aufstrebenden Geistes allzufrüh in den Staub sank. Ihre Marie ist kein propagirendes Mitglied einer Kirche, das enthusiastisch und eifervoll Andersglaubende unter das Joch des Dogma's beugen will, sondern die Tochter eines verstoßenen Volkes, die in den Traditionen einer tausendjährigen Leidensgeschichte aufgewachsen nur in der Intensivität eines reichen Gemüthslebens Stärke und Halt findet, und welcher die Sitte und der Glaube ihrer Väter nicht allein zu dürren Lehrsätzen und Geboten, sondern zu Herzenswahrheiten geworden. Der Verfasserin galt es hier nur, dem allgemeinen und ewigen Gedanken, *daß die höchste und heiligste Wahrheit in des Menschen unerschütterlicher Selbsttreue liegt*, sinnlichen und individuellen Ausdruck zu geben.

Hamburg.

A. Piza.

I.

Der brennenden Hitze eines Sommertages war die köstliche Kühle eines stillen Abends gefolgt. Die Sonne warf ihre letzten rosigen Strahlen auf einen wilden Bergpfad Mittelspaniens. Ungeheure Steinmassen und riesenhafte Bäume stritten um die Herrschaft über den Weg; zwei Felsen neigten von entgegengesetzten Seiten her ihre Kuppen gegeneinander, und selbst die schmale Kluft, welche sie trennte, war derart von wilden Blumen und Strauchholz überwachsen, daß auch die schmächtigste Gestalt vergebens versucht hätte, sich durchzuwinden. Weiterhin wälzten sich tosende Wassermassen, im reißenden Laufe manchen zackigen Zweig, manches Felsstück fortschnellend, und berührten den Saum eines Waldes, dessen dichtes und üppiges Wachsthum einen ebenso wilden als großartigen Anblick darbot. Diese ganze Gruppe von Fels, Wasser und Wald ward an beiden Seiten von himmelhohen Bergmauern eingeschlossen, die, am Fuße voll reicher Vegetation, bei allmälig steigender Höhe immer dürrer und spärlicher bewachsen, endlich ihre kahlen, von der Abendsonne beschienenen Häupter in leuchtenden Umrissen an den Nachthimmel lehnten. Daß der rauhe Bergpfad, der sich durch diese Wildniß schlangenähnlich dahinwand, in eine bewohnte Gegend und nicht vielmehr mitten in die ungeheure, quer durch Spanien laufende Kette der Sierra Toledo führen sollte, war undenkbar. Eines Menschen Füße hatten ihn augenscheinlich selten betreten, und doch wurde gerade an

diesem Abend ein einsamer Wanderer hier sichtbar. Seine Gestalt war zart, wie die eines Kindes, aber von schönem Verhältniß, seine Bewegungen waren so anmuthig und leicht, daß die Hindernisse des Weges, die ein wuchtvollerer Körper und schwerer Tritt nur mit Anstrengung besiegt hätte, von ihm kaum bemerkt schienen. Die große Barettfeder, welche sich über seine Stirn neigte, ließ das dunkelblaue, rastlos schweifende Auge, die feine Gesichtsbildung und das üppig quellende, braune Haar unverdeckt. Seine Züge waren nicht von regelmäßiger Schönheit, aber geistvoll und von einem so gewinnenden Ausdruck der Treue, daß sie jede innere Regung rein wie ein Kristallspiegel zurückgaben.

Daß der Besucher dieser Wildniß nicht zu den Söhnen Spaniens gehörte, wird der Leser nach der gegebenen Beschreibung ohne Mühe errathen haben. Arthur Stanley war, wie sein Name besagte, ein Engländer, und zwar von hoher Abkunft, einer der Vielen, welche durch die unglückseligen Kämpfe der weißen und rothen Rose in freiwillige Verbannung getrieben waren. Er und sein Bruder Edwin waren, kaum fünfzehn Jahr alt, in Gefangenschaft gerathen. Drei Jahre hatten Beide im Kerker geschmachtet, als Eduard, der das immer noch mächtige Geschlecht der Stanley zu versöhnen wünschte, den Jünglingen Freiheit und Ehre anbot, wenn sie sich herbeiließen, ihm Lehnstreue zu schwören. Beide weigerten sich entschieden, und Eduard war grausam genug, den Einen der Brüder zum Tode, den Andern zu lebenslänglichem Kerker zu verurtheilen. Sie looseten und Edwin Stanley starb auf dem Blutgerüste.

Einige Zeit darauf gelang es Arthur, zu entweichen. Nach längerem Aufenthalt in der Provence wandte er sich, des unthätigen Lebens überdrüssig, an den Hof von Aragonien, dessen dereinstigem Erben er nachdrücklich empfohlen war. Die Kriege, welche damals Spanien verheerten, gaben dem thatenlustigen Jüngling bald Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Mochte sich auch die unnahbare, hochmüthige Zurückhaltung der Spanier in Vorurtheil und Mißliebe gegen Ausländer gefallen, so gewährten sie doch in jener Großmuth, welche gern mit dem Stolze Hand in Hand geht, dem jungen, alleinstehenden Fremdling, der offen und vertrauensvoll um ihre Freundschaft warb, gütige und rücksichtsvolle Aufnahme. Bald wurde Arthur Stanley zur edlen Ritterschaft von Spanien gezählt und als eifriger Vorkämpfer der Interessen des Königs von Sicilien genannt; aber dennoch blieb er stolz auf den Namen und das Selbstgefühl eines Engländers, und unternahm es in jugendlicher Begeisterung, sein Vaterland in der Fremde durch sich zu verherrlichen.

Fünf Jahre waren seit Arthurs Ankunft in Spanien verflossen. Er zählte jetzt fünfundzwanzig Jahre und doch hätte ihn Mancher für jünger gehalten; so frank und frei war sein Wesen, so unbefangen sprach sich sein Gemüth bald in harmlosem Frohsinn, bald in rascher Erregung aus. Und doch war seit funfzehn Monaten diese glückliche Stimmung durch steigenden Trübsinn verdüstert. Mochte auch Arthur seiner Umgebung unverändert erscheinen, er selbst war sich wohl bewußt, wie alle seine Gefühle in ihrer ganzen Gluth von einem Wesen angezogen wurden, das in undurchdringliches Geheimniß gehüllt schien. Nur wenn er im Dienste Ferdinands zu lauernder Kriegslist, zu Eilmärschen und gefahrdrohendem Kampfe gerufen ward, fühlte er seine alte Sicherheit wiederkehren, aber wenn das Toben der Schlacht vorüber, dann trieb ihn der entfesselte Drang einer quälenden Angst immer wieder hinaus in die Einsamkeit. So durchstreifte er meilenweit das Land, wohl wissend, was er suchte, aber nicht, wohin er ging.

So war Arthur auf den beschriebenen Pfad gerathen. Willenlos schritt er über alle Hindernisse hinweg, nicht daran denkend, wohin er wohl gerathen möchte, als plötzlich ein

gewaltiger Felsen fast senkrecht vor ihm in die Höhe stieg, und seinen Schritten sowohl, als seinen Grübeleien gebieterisch Halt gebot. Ein Ausweg war nicht vorhanden. Rings um ihn ragten aufgethürmte Berge gen Himmel, der Pfad war so gekrümmt, daß der einsame Wanderer vergeblich zurückschaute, zu erspähen, wie er hierhergekommen. Umzukehren schien eben so unmöglich, als vorzudringen. Auch hatte die Sonne sich schon geneigt, oder war von den hohen Bergmauern verdeckt, denn plötzlich lagerte sich Finsterniß um ihn her und ließ ihn nur mit Anstrengung die schwarze Masse der vor ihm aufsteigenden Felswand erkennen. Nur einen Weg sah Stanley vor sich — er schickte sich an, diesen zu versuchen. Muthiger noch, als wenn sich eine ebene Bahn vor ihm geöffnet hätte, warf er seinen Mantel ringförmig zusammengerollt über die Schulter, zog das Schwert in die Höhe und begann den jähen Pfad hinaufzuklettern. Dünnes Strauchwerk und verkümmerte Bäume boten hier und da seinen Händen einen Halt, und seinen Füßen einen Ruhepunkt; jedoch ein Fehltritt, eine unsichere Bewegung, und unrettbar mußte er zerschmettert hinunterstürzen — doch gerade in der Gefahr sah Arthur seine Sicherheit.

Das Ende seiner mühsamen Wanderung ließ sich freilich nicht absehen, denn über den Felsgipfel, welcher sich wie eine dunkle Spitze am Horizonte abzeichnete, reichte sein Blick nicht hinaus, aber wohlthuender war doch die abenteuerliche Stimmung des unternommenen Wagnisses, als die dumpfe Gleichgültigkeit, mit welcher er kurz vorher diese Einöde betreten.

Athemlos erreichte Arthur den Gipfel, und nun gähnte vor ihm ein Abgrund, finster und grundlos, als ob hier die Natur einst im wilden Grimme den Felsen auseinandergerissen hätte. Die ebene Fläche des Gipfels, auf welchem unser Wanderer stand, maß kaum einen Quadratfuß, vor

ihm klaffte der Abgrund, hinter ihm senkte sich die jäheste Seite des Felsens, fast kahl und unbewachsen, schlüpfrig von beständig sickernder Nässe, die unten auf dem Grunde einen tiefen, schwarzen Teich bildete. Arthur schaute unverwandt vor sich, bis sein Auge die Breite der Kluft sicher gemessen hatte. Dann packte er einen verdorrten Stamm, der Stamm zitterte, wich — ein Augenblick noch und Stanley war verloren; aber in diesem Augenblick ließ er seine Stütze fahren und vollführte, wie von unsichtbaren Mächten fortgeschnellt, den Sprung. Vom Uebermaß der Anstrengung erschöpft, sank er ins Gras, kaum fähig, einen bestimmten Blick auf seine Umgebung zu werfen.

So wunderbar aber war der Wechsel der Scene, welche sich urplötzlich vor Arthurs Augen ausbreitete, daß er voll Erstaunen aufsprang. Ein Hügel, von üppigem Gras, Korn und Laubwerk in reizender Abwechselung bedeckt, erhob sich allmälig in sanfter Anschwellung, und führte dann, leicht gesenkt, in ein kleines Thal, wo Orangen- und Kastanienbäume, Fichten und Linden, Palmen und Cedern in prangender Fülle wuchsen. Zur Linken lag ein Häuschen, fast ganz unter Bäumen versteckt. Dicht davor sprühte eine Quelle ihre stäubenden Wasserstrahlen auf bunte, duftende Blumenbeete und half die wilde, aber edle Schönheit dieses Asyls vollenden, welches die Natur im Verein mit Menschenhänden gebildet hatte. Arthur, entschlossen, den Genius des Ortes zu erspähen, sprang den Abhang hinunter, und scheuchte durch sein plötzliches Erscheinen einige Ziegen auf, die friedlich im Thale grasten.

Kein lebendes Wesen war weithin sichtbar, und unser Wanderer beschloß nun in der ihm eigenen sorglosen Art, die Oertlichkeiten ringsumher zu besichtigen, bevor er die Gastfreundschaft des Häuschens in Anspruch nahm. Ein schmaler Pfad führte ihn einem dichten Hain zu, in dessen tiefstem Grunde ein kleines Gebäude von schwer zu errathender Be-

stimmung errichtet war. Es war viereckig, von festen Cederblöcken, und obgleich mit keinerlei Schnitz- oder Bildwerk verziert, doch nach einem bestimmten Plane genau und sorgfältig aufgeführt. Hätten nicht Thürmchen und Glocke, das gewöhnliche Beimerk einer Kapelle, gefehlt, so hätte es Arthur für eine solche gehalten. So stand er in Nachdenken verloren vor diesem räthselhaften Bau, als aus dessen Innern der Gesang einer weiblichen Stimme von schönem, hellem Klange an sein Ohr drang. Die Weise war langsam und feierlich und ließ auf eine Hymne schließen, auch traten einzelne Wörter bestimmt hervor, aber sie gehörten einer fremden Sprache an. Lange lauschte Arthur dieser glockenreinen Stimme, die zuerst in den Tönen tiefer Trauer und Verlassenheit klang, dann allmälig in den zuversichtlicheren Ausdruck leiser Hoffnung überging und endlich im ausbrechenden Jubel frohlockender Gewißheit die reinste Herzensfreude verkündete. Schon war der Gesang verstummt, als unseres Wanderers Blicke noch immer unverrückt auf dem Gebäude ruhten. Die erdrückende Wucht stürmischer Gefühle trieb sein ganzes Innere in pochenden Pulsschlägen auf und nieder, und machte ihm jeden Laut, jede Bewegung unmöglich. So stand Arthur da, im Innern mächtig arbeitend, nach außen wie in Stein verwandelt; da öffnete sich geräuschlos eine Thür, die, kunstvoll in die Mauer gefügt, nur dem eingeweihten Auge erkennbar war — und eine weibliche Gestalt stand vor ihm.

II.

Die Erscheinung, welche so unerwartet dem Fremdlinge begegnete, ließ ihn alle Mühseligkeit vergessen, unter welcher er in diese Einsamkeit gelangt war. Es wäre vergeblich, hier eine Schilderung der einzelnen Reize dieser im schönsten Ebenmaße gebauten Gestalt zu versuchen, da sie alle zurücktraten vor dem heiligen Ausdruck der Gesichtszüge, die kaum dieser Welt anzugehören schienen, und doch so unbeschreiblich edel des Weibes wahrstes, reinstes Wesen aussprachen. Des Mädchens Anzug war eigenthümlich. Ein Röckchen von dunkelblauer Seide reichte bis an die Knöchel und ließ den schöngeformten Fuß unbedeckt; ein blaßgelbes, golddurchwebtes Jäckchen ward oben am Halse von einem Medaillon zusammengehalten, die Aermel lagen knapp an den Schultern, und fielen dann, allmälig erweitert, auf das Handgelenk, jede Bewegung des runden, weichen Armes verrathend. Durch die Rabenschwärze der üppig niederwallenden Locken blitzte der Silbersaum des zurückgeworfenen Kragens, während ein einfaches Stirnband den keuschen, klassischen Ausdruck vollenden half.

Arthur schwankte mitten inne zwischen Erinnerung und Wirklichkeit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, so unplötzlich überwältigt hatte ihn diese Erscheinung. Das Mädchen wandte sich, ohne ihn zu gewahren, nach der entgegengesetzten Seite, und erst diese Bewegung löste die Fesseln, in die sein ganzes Wesen geschlagen schien.

„Marie!“ rief er, und warf sich ihr so unerwartet und leidenschaftlich in den Weg, daß sie vor Schrecken hingesunken wäre, hätte er sie nicht in seinen Armen aufgefangen. Sie versuchte, sich ihm zu entreißen, aber, vom Blicke seines Auges getroffen, ließ sie mit einem leisen Ausruf, in dem sich Schreck und Freude mischten, ihr Haupt auf seine Schulter sinken und brach in Thränen aus.

Lange währte es, ehe die Liebenden an Trennung dachten. Arthur rief Marien jene ersten Stunden ihres jungen Glückes zurück, da seine freundlichen Worte ihr das Geständniß ihrer Liebe entlockt hatten, und klagte nun, daß seine Pflicht ihm allzubald Trennung geboten hatte. Marie hörte schweigend zu, aber weder Furcht noch Hoffnung schien sie zu lebhafterer Theilnahme zu stimmen. Schmerzlich bewegt fragte endlich Arthur:

„Und so muß ich doch jenes unseligen, räthselhaften Wortes gedenken, mit dem Du die beglückende Gewißheit Deiner Liebe mir vergälltest und deren Deutung Du mir stets versagtest? Ist es denn war, was Du spracheſt, daß unsere Verbindung unmöglich, ja daß es Sünde sei, mich zu lieben?“

„O wohl sprach ich Wahrheit,“ entgegnete Marie. „Es waren so stürmische und doch so wohlthuende Gefühle, die mich vergessen ließen, in welche Verzweiflung mein unbesonnenes Geständniß mich stürzen mußte und Dich — wenn Deine Liebe der meinigen glich.“

Und nun beschwor sie Arthur, ihm den Sinn jener Worte, die sie einst beim Scheiden gesprochen hatte, nicht vorzuenthalten. Eine eilige Aufforderung, zum Heere zu stoßen, hatte ihn damals bald nach jener peinlichen Erklärung ins Lager geführt, und als er seine Pflicht erfüllt hatte und zurückgekehrt war, war Marie verschwunden. Don Alberto hatte freilich gesagt, seine Frau sei nach dem Süden des Landes abgereist, und Marie, die eine Zeit lang sein

Gast gewesen, hätte das väterliche Dach wieder aufgesucht, aber wo dies väterliche Dach lag, hatte er standhaft verschwiegen, und alle Versuche Arthurs, durch offene oder versteckte Fragen Auskunft zu erhalten, waren vergeblich gewesen. Doch nun hatten sie sich wiedergefunden, warum mußten sie sich wieder trennen? Warum durfte er nicht ihren Vater aufsuchen und seinen Segen, seine Einwilligung erflehen? Arthurs Worte waren so feurig, der Ton seiner Rede so leidenschaftlich, und dennoch konnte Marie immer nur dieselben traurigen Worte wiederholen, mit welchen sie einst von dem Geliebten geschieden war. Sie beschwor ihn, sie zu verlassen, dies verborgene Thal zu vergessen, da ihr und ihrem Vater Gefahr drohete, wenn es je entdeckt würde. Es mußte dies Thal ein inhaltschweres Geheimniß bergen, denn erst als Arthur Marien auf seine Ehre betheuert hatte, niemals zu verrathen, wohin ihn an diesem Abend sein Fuß geführt hatte, wurde diese ruhiger. Aber seine Neugierde war durch das Räthselhafte dieses ganzen Erlebnisses aufs Höchste gespannt. Welches verhängnißvolle Geheimniß waltete hier ob? Warum war es Sünde, ihn zu lieben? Immer unabweisbarer bestürmte er Marien mit diesen Fragen, und der Angstschweiß, der auf seine Stirn trat, verrieth die Qualen, die ob dieser Ungewißheit sein Herz verzehrten.

„Bist Du die Verlobte eines Andern?“ fragte er endlich verzagt.

„O nein, Arthur!“ betheuerte Marie. „Ich werde nie einem Anderen angehören. Es fordert Niemand diese Hand für einen Fremden; o, diese Prüfung ist schwer genug, aber sie ist Alles, was ich zu tragen habe!“

„Und warum denn das herbe Wort Sünde für eine so reine Liebe? Marie, warum sendest Du mich einsam und trostlos von Dir, da doch keine menschliche Macht uns trennt?“

„Keine menschliche Macht, aber der Zorn Gottes, der Fluch eines Vaters; ach, es ist furchtbar, diesem zu trotzen! Versuche mich nicht länger, überlasse mich dem quälvollen Schicksal, das meine eigene Schwäche auf mich herabbeschworen. Dringe nicht länger in mich mit freundlichen Worten, sie erschweren mir meine Pflicht. Ach, warum hast Du mich je geliebt?"

Aber dieser leidende Ton, diese gebrochene Stimme kannte Stanleys Bitten nicht hemmen. Immer wieder beschwor er Marien, das Geheimniß zu enthüllen, welches sie trennte. Sollte es nicht in seiner Macht stehen, Hindernisse zu besiegen, wenn er sie kannte? Marie hörte eine Weile mit abgewandtem Gesicht zu, doch als ihr Blick wieder dem seinigen begegnete, erschreckte ihn die Marmorblässe, welche sich über diese edlen Züge gelagert hatte.

„Nun denn, es sei!" sprach sie endlich gefaßt. „Du sollst erfahren, welche unübersteigliche Schranke uns trennt, denn Du bist zu ehrenhaft, um uns zu verrathen. Ach, es war nicht die Furcht vor Entdeckung, die mich trieb, vor Dir zu schweigen, ich zitterte nur vor dem Gedanken, ein Gegenstand Deiner Verachtung, Deines Abscheues zu werden."

„Verachtung, Abscheu!? Marie, Du rasest!" rief Arthur ungestüm.

Und dennoch, als sie es aussprach, als Marie mit bleichen Lippen, doch festem Tone, das Geheimniß offenbarte, wich Arthur zurück, ließ die Hand fahren, die er eben noch in die seinige gedrückt hatte, und warf auf sie einen Blick, in dem sich Abneigung und Liebe wunderbar begegneten. Seine ganze Gestalt zuckte, wie von plötzlicher unerklärlicher Angst überfallen.

„Du weißt nun Alles," fuhr Marie nach einer Weile fort. Sie hatte jenen Blick wohl gewahrt, sie ahnte, wie jäh und unerbittlich diese Mittheilung alle Bande zwischen

ihr und Stanley zerschneiden mußte, und stand nun vor ihm mit auf der Brust gefalteten Händen, demüthig wie eine Magd.

„Sennor Stanley, jetzt brauche ich Euch nicht mehr zu bitten, mich zu verlassen. Sagt nur, daß Ihr mir die Täuschung vergebt, die ich unwillentlich begehen mußte, und dann vergeßt mich. Bedenkt, was ich bin, und Ihr werdet bald aufhören, mich zu lieben."

„Niemals, niemals!" rief Stanley, und warf sich, seiner nicht mächtig, zu ihren Füßen. „Zieh mit mir in mein schönes Vaterland, wer wird wissen, was Du bist? Was gelten mir Stamm und Blut? Ich kenne nur die Marie, welche ich liebte, und ewig lieben werde. Zieh mit mir! Eduard hat mir aufs Neue Ehren und Würden geboten, um Deinetwillen will ich unter seiner Herrschaft leben; gehöre mir an, und wir werden glücklich sein!"

„Und mein Vater?" sprach tonlos das unglückliche Mädchen, denn Arthurs edelmüthige Liebe machte ihr die Prüfung fast zu schwer. „Willst Du auch ihn beschützen? Willst Du meinetwegen vergessen, was er ist, und ihm Sohn sein?" — Arthur wandte sich seufzend von ihr. — „Du kannst es nicht, ich wußte es wohl. Habe Dank für Deine edle Liebe, aber es kann nicht sein. — Dein Weib kann ich nicht werden!"

„Und dennoch sprichst Du von Liebe? Es ist Lüge, Du kannst mich nicht lieben!" fuhr Arthur auf, als ob plötzliche Enttäuschung das Herz seiner Hoffnungen getroffen hatte. „Ich wollte Spanien und die Gunst seines Monarchen preisgeben, ich wollte in Knechtschaft leben unter dem Scepter eines Tyrannen, nur um durch meine Liebe Dir eine traute Heimath zu schaffen. Ich wollte das Vorurtheil der Welt vergessen, das reine Blut der Stanley vermählen mit dem trüben Strome, der in Deinen Adern fließt, Dein Volk, Deine Abkunft, Alles vergessen, nur Dich nicht! Und was

thust Du für mich? Du stößest mich zurück, Du heißest mich gehen, und dennoch sprichst Du von Liebe! Es ist Lüge, Du liebst einen Andern!"

„Ja," antwortete Marie, „Du hast wahr gesprochen. Deine Worte rufen mir zurück, was ich in diesem schweren Kampfe fast vergessen hatte. Es giebt eine Liebe, stärker als Alles, was ich für Dich fühle. Ich könnte Alles aufgeben, nur nicht den Gott meiner Väter!"

Es waren wenige und einfache Worte, aber der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, raubten Arthur jede Hoffnung. Er schritt hastig auf und nieder, vergebens nach Ruhe ringend. Ihn hatte dieser Schlag ganz unvorbereitet getroffen, für Marien war er gefallen in jenem Augenblick, da sie vor funfzehn Monaten schieden, und das einzige Flehen ihres jungen, liebenden Herzens war nur gewesen, daß Stanley sie vergessen, sie nimmer wiedersehen möchte. Aber das sollte nicht sein, sie hatte sich stark geglaubt, und nun genügte ein Blick seines Auges, ein Ton seiner Stimme, um ihr zu sagen, wie nichtig ihr Traum gewesen.

„Ich will Dir gehorchen," sagte Stanley endlich, „ich will Dich jetzt verlassen, aber nicht für immer. Nein, nein, wenn Du mich wirklich liebst, wird die Zeit Dich nicht ändern. Die heiligen Bande, welche Dich noch von mir trennen, wird einst die Natur zerreißen, Du wirst allein stehen auf der Erde und mein werden trotz des Stammes, dem Du entsprossen bist."

„Das hoffe nicht! Arthur, es wäre besser, Du haßtest mich, wie Dein Volk unser verstoßenes Geschlecht haßt. Ich kann Deine liebreichen Worte nicht tragen," stammelte das arme Mädchen, willenlos an des Engländers Brust sinkend und ihr langverhaltene Thränen ausbrechend. Doch eben so rasch ermannte sie sich, um sich Arthurs leidenschaftlicher Umarmung zu entreißen, und rief entschlossen: „Es ist Thorheit! Meinem Vater und Dir würde es Gefahr bringen,

wenn Du länger hier zögertest. Nicht dahin!" fügte sie hinzu, als sein Blick sich fragend nach dem Hügel wandte, „es giebt noch einen anderen und bequemeren Weg. Folge mir. Du wirst nichts verrathen?"

„Nichts!" war Arthurs feierliche Antwort, und Marie ging schweigend voran. Er folgte ihr auf einen anscheinend endlosen Irrpfad, bis sie endlich still stand vor einer himmelhohen, rings um das Thal laufenden Felsenmauer. Sie bog einiges dichte Gesträuch zurück, wie durch unsichtbare Bewegung flog eine Thür auf und eine Wendeltreppe ward sichtbar.

Marie ging wieder voran und Arthur eilte ihr nach. Hier und da drang durch schmale Risse ein trübes, spärliches Licht auf die unebene Treppe, bis beide, oben angelangt, einen niedrigen, vielfach gewundenen Gang betraten. Wieder erhob sich eine Mauer vor ihnen, wieder flog eine Thür auf, die sich hinter ihnen schloß. Nur mit Mühe wanden sie sich mehrere hundert Schritte weit durch verschlungenes Buschwerk und Dornengesträuch, das dem Auge jede Fernsicht raubte, als plötzlich Marie still stand und Arthur befremdet umherblickte. Eine anscheinend unbegrenzte Fläche, deren ebener Rasen zum Theil mit Felstrümmern besäet war, dehnte sich stundenweit vor ihm aus. In großen Stücken und wie in wilder Verwirrung hingestreut, schienen diese Steinmassen von eines wüthenden Riesen Hand mitten in diese Ebene geschleudert. Die Felsmauer, welche sich kurz vorher unseren Wanderern geöffnet hatte, war nirgend mehr sichtbar, und vergebens spähte Arthur nach allen Seiten, um zu entdecken, in welcher Richtung er hierhergekommen.

„Der Weg sieht schauriger aus, als er ist," sagte endlich Marie. „Halte Dich links; obgleich es der mindestbetretene Pfad ist, wird er Dich zu einem sicheren Obdach führen; morgen aber, beim Lichte der aufgehenden Sonne,

wirst Du ein Grenzstädtchen gewahren und dann der gebahnten Straße folgen. Die Nacht überfällt uns rasch, Du darfst nicht länger weilen, Arthur."

Und dennoch weilte er, bis er Marien, die ihn immer wieder beschwor, sie zu verlassen, das Geständniß ihrer Liebe aufs Neue entlockt, bis sie ihm wieder gelobt hatte, daß kein Anderer je an seine Stelle treten sollte. Und so schieden sie. Noch wenige Minuten und keine Spur einer menschlichen Gestalt ward auf der weiten Ebene gesehen.

III.

Aus der stillen Zurückgezogenheit des Cedernthales folge uns der Leser eine kleine Weile auf den geräuschvollen Schauplatz der Geschichte und des Staatslebens, denn zwischen dem glänzenden Hofe von Castilien und Arragonien und dem bescheidenen Asyle, das sich eben vor unseren Augen aufgethan, laufen die Fäden unserer Erzählung unablässig anknüpfend hin und her.

Nach langjährigen Zwistigkeiten und Kämpfen gingen die zahlreicheren kleineren Reiche Spaniens bis auf das bergigte Navarra und die von den Mauren innegehaltenen Landstriche in Castilien und Arragonien auf. In beiden war die Regierungsform monarchisch, aber in Arragonien vergönnten die verfassungsmäßigen Rechte der Junta und der Hermandad dem Privatwillen des Herrschers weniger Tragweite, während seit Heinrichs III. Tode (1404) Castilien unter dem Scepter schwacher und übelwollender Regenten dem Untergange zueilte. Johann II. war ein kraftloser, aber von guten Eigenschaften nicht ganz verlassener Herrscher, doch seinem in erster Ehe erzeugtem Sohne Heinrich fehlte selbst der gute Wille. Geschöpfe seiner Gunst lenkten ihn und den Staat. Im Lande wurden Gesetz und Recht machtlos; die rohe Begierde, vor keiner Schandthat zurückbebend; drang frech in die Wohnungen der Bürger, während Mord und Raub die Heerstraßen unsicher machten. Um allem Unheil die Krone aufzusetzen, ließ sich Heinrich

von seiner Gemahlin Blanka von Navarra scheiden und vermählte sich mit der eben so ehrsüchtigen als gewissenlosen Johanna von Portugal, unter deren Einfluß der Hof von Castilien, den einst Zucht und Sitte geschmückt hatten, nun vollends zum Tummelplatze wüster Leidenschaften und schamloser Intriguen herabsank. Fünf Jahre blieb diese Ehe kinderlos, und schon betrachtete man stillschweigend den jugendlichen Alfonso, der nebst seiner Schwester Isabella aus des verstorbenen Königs zweiter Ehe entsprossen war, als nächsten und unbestrittenen Thronerben, da genas die Königin einer Tochter und Heinrich beeilte sich, diese zu seiner Nachfolgerin zu erklären. Indessen war das sträfliche Verhältniß, in welchem die Königin zum Marquis von Villena stand, ruchbar geworden, und zu tief wurzelten noch in den Männern des Castilischen Adels die Grundsätze einer ruhmvollen Vergangenheit, als daß sie auch diese letzte und größte Schmach widerstandslos über sich ergehen ließen. Die edelsten Würdenträger des Reiches erklärten alsbald ohne Rückhalt auf einer feierlichen Versammlung zu Avila, daß sie jenes Kind nicht als des Königs Tochter anerkännten und daß der ehrvergessene Heinrich jedes Recht an Krone und Reich verwirkt hätte. Sie entthronten ihn in effigie und riefen Alfonso zum König aus.

Wiederum brachen überall im Reiche die Flammen des Bürgerkrieges hervor; selbst der plötzliche und geheimnißvolle Tod des jungen Alfonso konnte dem heraneilenden Verderben nicht wehren, denn der verbündete Adel setzte den Krieg im Namen der Infantin Isabella fort. Freilich wies diese die ihr angebotene Krone entschlossen zurück, aber sie benutzte die Hülfe ihres mächtigen Anhanges, um sich durch einen Vertrag mit Heinrich zur nächsten Thronerbin erklären zu lassen. Heinrich war schwach genug, einzuwilligen, und trat indirect durch diese Nachgiebigkeit auf die Seite derer, welche in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung

seine vorgebliche Tochter Johanna für ein untergeschobenes Kind erklärten.

Der durch Vertrag und öffentliche Zustimmung anerkannten Thronerbin fehlte es nicht an Bewerbern; Ferdinand von Sicilien war der Glückliche, der ihr Jawort erhielt. Freilich suchte Heinrich, von seinem nimmer ruhenden Weibe aufgestachelt, diese Verbindung zu hindern, aber durch den Beistand des Erzbischofs von Toledo ward das junge Paar zu Valladolid heimlich getraut. Verkleidet, von nur vier Cavalieren begleitet, zog Ferdinand in Valladolid ein, und so beschränkt waren seine und Isabellens Mittel, daß sie, denen später die Schätze der neuen Welt zu Gebote standen, die Kosten der Vermählung von einem der Cavaliere entlehnen mußten.

Erbittert nahm Heinrich auf's Neue den Kampf auf. In einem Manifeste verkündigte er eidlich, daß er die Prinzessin Johanna für seine Tochter hielt und widerrief den Vertrag mit Isabellen. Ferdinand und Isabella rüsteten, aber Heinrichs Tod verhinderte die Erneuerung des unseligen Bürgerkrieges. In der Schlacht bei Fero unterlag auch die Kriegsmacht des Königs von Portugal, der Johanna geheirathet und ihre Ansprüche zu den seinigen gemacht hatte, und dem hartgeprüften Castilien ward endlich der Friede wiedergegeben.

In den Stürmen und Gefahren, welche dieser schwer errungenen Ruhe vorangingen, hatte sich mancher brave Krieger in treuer ausdauernder Anhänglichkeit an das königliche Paar bewährt. Mancher in der Christenheit hochberühmte Ritter kämpfte mit der ganzen romantischen Hingebung jener Zeit unter dem Banner Ferdinands und Isabellens. Schon neigte sich das Mittelalter seinem Ende zu, aber noch führte ein ritterlicher König seine wackeren Mannen gegen den Feind, noch stand eine in Glanz und Hoheit strahlende Königin bereit, ihre treuen Kämpen mit den

Zeichen ihrer Gunst zu schmücken, und zum letzten Male verklärte die scheidende Sonne des Ritterthums den Hof von Spanien mit ihrem rosigen Lichte.

Solch ein ritterlicher, in allen Lagen bewährter Charakter war Don Ferdinand Morales. Im jugendlichen Alter von sechszehn Jahren, als Page des Gonzalo de Lara, war er Zeuge der Versammlung von Avila gewesen. Seine Jugend, sein stillernstes Wesen, vielleicht auch seine auffallende Schönheit zog den jungen Alfonso an, und bald umschlang das Band der innigsten Freundschaft die Herzen der beiden gleichaltrigen Jünglinge. Doch allzubald trennte der Tod den raschgeschlossenen Bund, und trauernd stand Morales am Sarge des heimgegangenen Freundes. Isabella, die ihren Bruder zärtlich geliebt hatte, wußte diese Anhänglichkeit zu schätzen, sie zog Morales in ihre Umgebung, und er diente ihr in einer Zeit, da Verrath und Arglist unter der Maske der Ergebenheit sie umstellten, mit unwandelbarer, aufopfernder Treue. Er war Isabellens auserwählter und einziger Bote an Ferdinand, sein bedeutendes Vermögen stellte er ihr und ihrem Verlobten zur Verfügung, unter den Wenigen, welche Ferdinand nach Valladolid begleiteten, war auch Morales, und die Kosten der Vermählung streckte er bereitwillig vor. Es war natürlich, daß das Herrscherpaar in den Zeiten der Sicherheit und im Vollbesitze der königlichen Macht den edlen treubewährten Mann mit Beweisen der Dankbarkeit überhäufte, aber nicht die überschwänglichsten Gunstbezeugungen, nicht die höchsten Würden und Ehren konnten dies biedere Gemüth zu stolzer Ueberhebung stimmen. Morales blieb unverändert derselbe, frei und offen gegen seines Gleichen, mild und anspruchslos gegen Untergebene: der bescheidene Liebling des Hofes und der Armee.

IV.

Trotz der Gesunkenheit der öffentlichen Zustände hatte der Reichthum Spaniens nicht abgenommen. Seit Jahrhunderten lebten in Castilien, Arragonien, Navarra und den maurischen Districten zerstreut, zahlreiche Juden, deren größerer Theil, trotz der Ungunst ruheloser Zeiten, die finanziellen und commerziellen Interessen des Landes hütete. Sie waren gehaßt und verachtet, oft den grausamsten Verfolgungen preisgegeben, aber zu einer Zeit, da innere Zerrüttung das Mark des Landes verzehrte, ihrer Wohlhabenheit wegen unentbehrlich. Nicht alle jedoch besaßen Selbstverleugnung oder Stumpfsinn genug, um die Bürde des öffentlichen Vorurtheils willig zu tragen, und so gab es eine Klasse von Juden, welche insgeheim den väterlichen Glauben und dessen Gebräuchen treu ergeben, öffentlich so untadelhafte Katholiken schienen, daß man sie arglos in Staat und Kirche zu hohen Würden beförderte. Unverbrüchlich und heilig ward dies Geheimniß Jahrhunderte lang von den heimlichen Anhängern des Mosaismus bewahrt, denn furchtbar hätten Kirche und Staat die Verwegenen gestraft, die es wagten, vor den Augen der Welt als gläubige Kinder der Kirche zu erscheinen und in verborgenen Zusammenkünften ihr öffentliches Bekenntniß Lügen zu strafen. Noch war freilich nicht jene schreckliche Geißel der Juden, die Inquisition, eingeführt, wohl aber existirte ein

geheimes Tribunal, dessen weitreichende Gewalt selbst den Herrschern des Landes unbekannt war.

Einer weitverbreiteten, aber irrigen Ansicht zufolge wird die Gründung der Inquisition Ferdinand und Isabellen zugeschrieben; genauere Forschungen jedoch ergeben, daß dies Tribunal schon einige Jahrhunderte früher in Spanien bestand und vornehmlich in Arragonien eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte. Die Inquisitoren verfuhren schon damals mit der rücksichtslosesten Strenge, besoldeten heimlich Spione und verhängten Einkerkerung, Tortur und heimliche Ermordung über die Angeklagten. Gegen diesen Mißbrauch geistlicher Gewalt erhob sich einmüthig und mit zeitweiligem Erfolge die ganze Bevölkerung, aber die Inquisitoren wichen nur scheinbar diesem ersten Sturmlauf der öffentlichen Entrüstung, um später heimlich ihre unheilvolle Thätigkeit desto nachdrücklicher fortzusetzen. Zudem wandten die blutigen Kriege, welche Spanien während einer Reihe von Jahren verheerten, die öffentliche Aufmerksamkeit fast ausschließlich dem Gange der äußeren Ereignisse zu und begünstigten vollends die fortwuchernde Verzweigung und Ausbreitung dieser Körperschaft. Manche Familie beweinte das unerklärliche und dauernde Verschwinden eines theuern Gliedes, denn wer einmal als Angeklagter die unterirdischen Gemächer der geheimen Inquisition betreten hatte, sah nie das Tageslicht wieder. Die kräftigen Maßregeln, welche Ferdinand und Isabella zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit ergriffen, waren den Inquisitoren nur eine Mahnung zu größerer Vorsicht. Nach wie vor wölbten sich, den Gesetzen des Landes zum Hohne, unter den Häusern und Palästen der volkreichsten Städte unterirdische Gänge, die von dem Angstgeschrei und Todesröcheln der gequälten Opfer wiederhallten.

Wenigen nur gelang es, durch eine an das Wunderbare streifende Fügung, den schon ausgestreckten Klauen der

Inquisition zu entschlüpfen — dieser Wenigen einer war Julian Henriquez, Mariens Großvater, der erste Bewohner des vorhin beschriebenen Thales. Vor der weitreichenden geheimen Macht, in deren Kerkern er schon geschmachtet hatte, fand er hier Zuflucht und Sicherheit, und schuf während eines fünfjährigen Aufenthaltes, von keinem menschlichen Auge gesehen, diesen entlegenen Schlupfwinkel zu einem trauten Asyl für sich und die Seinigen um. Schien schon die Natur selbst dies Fleckchen Erde zu einem unzugänglichen Versteck bestimmt zu haben, so war es Juliäns geschickte und unermüdliche Thätigkeit, die dessen Absperrung von der übrigen bewohnten Welt erfolgreich vollendete.

Die Nachforschungen der geheimen Inquisition, deren Händen Henriquez auf so unerklärliche Weise entronnen war, wurden anfangs freilich auf das eifrigste betrieben, dann aber bei völliger Erfolglosigkeit lauer und lässiger fortgesetzt und zuletzt gänzlich eingestellt. Freunde und Feinde hielten ihn für todt, und als er nach Verlauf von fünf Jahren, in eine Mönchskutte gehüllt, mit dem Strickgürtel eines wandernden Klosterbruders wieder zum Vorschein kam, betrat er unbeargwohnt und unerkannt die volkreichsten Städte. Nur mit Mühe fand er seine Familie wieder, und nicht gewöhnlicher Vorsicht bedurfte es, um sie, ohne durch ihr Verschwinden Verdacht zu erregen, sicher nach dem Cedernthale zu geleiten; aber am Ende gelang es doch, und das häusliche Glück, welches nun manches Jahr in diesen Räumen waltete, belohnte reichlich alle Mühen und Gefahren, mit denen es erkauft worden.

Henriquez nächste Verwandschaft bestand aus seinem Weibe, einem Sohne und einer Tochter; überdies hatte er sich zweier Neffen und einer Nichte angenommen. Diese waren Kinder seiner Schwester, welche ihren Gatten durch dieselbe geheime Macht verloren hatte, der Henriquez wunder-

bar entkommen war. Nach langem Jammer war die Unglückliche an gebrochenem Herzen gestorben, nachdem sie die verlassenen Waisen der treuen Obhut ihres überlebenden Bruders anbefohlen hatte.

Im Laufe der Jahre wurde das Cedernthal nicht nur ein sicherer, sondern auch ein reizender Aufenthalt. Julian kehrte niemals von seinen Ausflügen wieder, ohne außer dem Nothwendigen auch allerlei Schmuck und Zierrath zurückzubringen. Der kleine Tempel ward unter seiner Leitung von den Händen der heranwachsenden Jünglinge erbaut, und nun begingen sie wieder freudig und sicher vor Verfolgung den langentbehrten Gottesdienst ihrer Väter. Auch war die kleine Familie nicht ohne Erlebnisse. Heirathen zwischen Vettern und Muhmen wurden gestiftet und vermehrten die Zahl der Thalbewohner; wie aber überall neben dem aufblühenden Leben der Tod seine Sichel schärft, so sank auch hier manches theure Glied der Verwandtschaft ins Grab. Auch Trennungen gab es, denn Ferdinand und Josephine zogen hinaus in das bewegte Leben der Außenwelt, während Manuel, Henriquez Sohn, und seine Nichte Marianne, ihr einziges Glück unwandelbar in der stillen Abgeschiedenheit des Thales fanden. Auch Henriquez zweiter Neffe, Julian, hatte geliebt, aber sein Bruder war der glücklichere Bewerber Mariannens gewesen, und still entsagend, doch unfähig, länger in der Nähe der noch immer Geliebten zu weilen, hatte der Verschmähte dem Schauplatz seiner Kindheit Lebewohl gesagt. Er war von Jugend auf schwermüthig und still gewesen, das Andenken an seines Vaters Schicksal war tief und unauslöschlich in sein Herz gegraben, und mit heiligem Eide hatte er gelobt, den fluchwürdigen Mord als Mann dereinst zu rächen. Eine Zeit lang vermochte die Liebe zu Josephinen ihn milder zu stimmen, doch als das herbe Leid der Entsagung ihn getroffen, mußten jene finsteren Rachepläne den Schmerz verschmähter

Liebe betäuben helfen, und lebhafter als je kehrte das alte Gelübde in seine Erinnerung zurück.

Julians Bruder und dessen Weib suchten immer wieder das Cedernthal auf, mindestens fehlten sie nie, wenn die großen Hauptfeste, welche um die Oster- und Michaelis-zeit fallen, begangen wurden. Gar oft kamen sie in Begleitung treuer Freunde, die durch das Band des Glaubens dieser Brüderschaft verbunden waren. So hatte der betagte Gründer dieses Asyls die Freude, noch vor seinem Hinscheiden ein ganzes Häuflein geheimer Bekenner seines Glaubens in dieser Einsamkeit versammelt zu sehen; nur seinen Neffen Julian suchten seine brechenden Augen vergebens. Und so schlummerte Henriquez schon lange unter dem Rasen des kleinen Friedhofes, ein Fest nach dem andern kam heran und immer noch fehte Julian unter den Andächtigen; da endlich glaubten seine Verwandten, er sei seinem Oheim nachgefolgt, und sie betrauerten ihn wie einen Verstorbenen.

Der glücklichere Bruder erfreute sich nur einer kurzen, aber ruhmvollen Laufbahn; er fiel im Kampfe für das Vaterland und seine Wittwe kehrte mit einem im zartesten Alter stehenden Sohne in das Cedernthal zurück. Obgleich die Vettern an demselben Tage geheirathet hatten, war doch Manuels Tochter Marie um zehn Jahre jünger, als ihr Vetter Ferdinand Morales, denn Mirjam und Manuel waren erst nach zwölfjähriger Ehe der langersehnten Elternfreude theilhaftig geworden, und die kleine Marie hatte dem älteren Ferdinand anfangs mehr als ein Gegenstand, denn als eine Genossin seiner Spiele gegolten. Bald zog auch dieser hinaus als Page des Gonzalo de Lara, der einst mit seinem Vater Glück und Leid des Krieges getheilt hatte, aber nie verließ ihn der Gedanke an das reizende Kind und das traute Cedernthal, und freudig eilte er, wenn seine Pflicht es gestattete, von Zeit zu Zeit in die Arme und die Umgebung seiner Lieben zurück. Allmälig wurde

die kleine Marie ein anmuthiges Mädchen, und bald stand sie als liebliche Jungfrau vor ihrem Jugendgespielen. Immer theurer ward diesem nun das heimathliche Thal, so einsam es auch dort geworden, denn nur Marie und ihr Vater hüteten noch mit einigen Dienern das freundliche Asyl; die Andern waren entweder in die Welt hinausgezogen, oder ruheten unter den Grabhügeln des Friedhofes.

Ein Besuch, den Donna Emilia de Castro den befreundeten Thalbewohnern machte, wurde die Veranlassung zu Mariens erstem Ausfluge in die Welt. Hätte Mirjam noch gelebt, so würde sie ihre Tochter, die stillschweigend längst für Ferdinand bestimmt war, nur als dessen Weib aus dem Thale entlassen haben. Aber dieser feine, ahnungsvolle Sinn der Furcht gehört nur den Frauen, und Mirjams Mund war längst verstummt, ihre mütterlichen Rathschläge waren längst mit ihr begraben. Manuel dachte in väterlichem Stolze nur an die seltene Schönheit seiner Tochter und wie man sie allerorten bewundern und liebgewinnen würde. So übergab er Marien der Sorgfalt der Donna Emilia de Castro. Ferdinand wünschte er allerdings in seiner Tochter Nähe zu wissen, aber dieser, durch Aufträge der Königin ferngehalten, erfuhr nicht einmal, daß seine Muhme das Thal verlassen hatte.

Manuel fühlte sich zu sicher in dem Bewußtsein, daß die Macht des angestammten Glaubens seiner Tochter Herz vor jeder Gefahr bewahren müßte. Selbst seinen theuersten Wunsch, Mariens dereinstige Verbindung mit ihrem Vetter, verschwieg er ihr und erwartete in ruhiger Zuversicht den Tag, da Ferdinand, dessen Neigung er längst erkannt hatte, kommen würde, um die Hand seiner schönen Muhme zu werben. Und so war Niemand, der Marien warnte, als im täglichen Umgange mit Arthur Stanley neue und innige Gefühle in ihr junges Herz einzogen, und seine Gegenwart,

seine Stimme, der Druck seiner Hand sie mit den Wonneschauern tief innerer, nie geahnter Seligkeit erfüllte.

Es war freilich nur ein flüchtiger Traum, denn einst, als Arthur dringend zu ihrem Herzen sprach, sie anflehete, die Seine zu werden, stiegen plötzlich vor ihren inneren Augen die unübersteiglichen Schranken ihrer Glaubensverschiedenheit auf gleich schwarzen Schatten, die zwischen ihr und dem geliebten Fremdling lagerten. Wohl konnte sie Familie und Glauben opfern, aber die Möglichkeit eines solchen Schrittes war dem unbefangenen Sinne Mariens völlig fremd; ihr schlichtes, kindliches Gemüth verstand sich nicht auf die Dialektik der Verhältnisse, sie seufzte vielmehr zerknirscht unter dem Bewußtsein, ihr Herz so sündiger Liebe geöffnet zu haben.

Manuel Henriquez führte seine Tochter ins Cedernthal zurück, ohne Ahnung der Gefahren, deren er sie preisgegeben hatte. Sie war immer sinnend und still gewesen, darum konnte ihn ihr ernstes Wesen nicht überraschen. Fünfzehn Monate hindurch versuchte sie, jede Erinnerung an Arthur zu bannen, und nur in dem stillen Bekenntniß, daß sie durch ihre Liebe zu ihm schwer an Gott gesündigt hätte, seinem Andenken Raum zu geben. Schon gelang es der Zeit und dem Gebet, Marien über diesen ersten schweren Kampf hinwegzutragen, schon wähnte sie sich Siegerin über ihr langgeprüftes Herz, als Arthurs unerwartete Erscheinung den kaum gewonnenen Frieden unwiederbringlich verscheuchte und jedem todtgeglaubten Gefühle neues Leben einhauchte. Wohl blieb Marie unerschütterlich in jener peinlichen Zusammenkunft, wohl besaß sie Selbstverleugnung genug, den ungestümen Mann in ihr verhängnißvolles Geheimniß einzuweihen, damit er ihrer vergessen und seine Liebe in Abscheu verwandeln möchte, aber als er auch dieser Schranke nicht achtete, da schloß sie willenlos den edelmüthigen, zaglosen Fremdling immer tiefer in ihr

Herz, so verzweiflungsvoll sie auch ringen mochte, seiner nicht mehr zu gedenken.

Gar oft sehnte sie sich, ihrem gequälten Herzen Erleichterung zu gewähren und ihrem Vater Alles, Alles zu sagen, aber nur zu wohl wußte sie, daß ein solches Geständniß ihn nicht nur betrüben, sondern auch zu harten Worten stimmen mußte, und wie schonungslos sie sich auch selbst verdammte, so zitterte sie doch vor dem Gedanken, die Regungen ihres tiefinnersten Lebens von Andern verurtheilt zu wissen.

Zur Zeit, da Arthur so unerwartet das Cedernthal besuchte, war Manuel Henriquez zufällig in die Umgegend verreist, aber er blieb länger als gewöhnlich aus, und sowohl Marie, als die Diener des Hauses sahen seiner Rückkehr unruhig entgegen. Endlich kam er. Ihn hatten, als er sich eben zur Rückreise anschickte, eigenthümliche von vorübergehender Bewußtlosigkeit begleitete Frostschauer überfallen und größere Schwäche zurückgelassen, als sich von einem so rasch besiegten Unwohlsein erwarten ließ. Er nahm indeß die Sache nicht allzuernst, denn der Tod schreckte ihn nicht, und nur die Befürchtung, vielleicht seine Augen zu schließen, ehe sie seinen heißesten Wunsch erfüllt, und Marien als Ferdinand Morales Weib gesehen hätten, trübte dann und wann seine heitere, gefaßte Stimmung. Aber jener erste Anfall war nur der Vorläufer anderer gewesen, die bald leicht und rasch vorübergehend, bald anhaltend und todtdrohend wiederkehrten. Hatte Marie bisher um ihrer selbst willen geschwiegen, so gebot ihr jetzt der Zustand ihres Vaters, solche Mittheilung fernzuhalten. Sie wußte, daß jede Aufregung den alten geschwächten Mann unfehlbar in heftigere Rückfälle stürzen und seine Lebenstage verkürzen mußte, und beschloß daher, tiefer als je ihr Geheimniß in ihre Brust zu versenken. Doch ach, wie eitel sind unsere weisesten und besten Entschlüsse! Eine einzige Stunde veränderte Alles!

V.

Die Bewohner des Cedernthals bauten jedes Jahr um Michaelis ein Zelt aus Zweigen auf, und heiligten durch diese Sitte ein uraltes Fest, welches gestiftet worden zum Andenken an die Zeit, da ihre Väter in der Wüste Hütten bewohnt hatten. Große Zweige von Palmen, Cedern, Weiden, Akazien und Eichen wurden zu dichten Wänden gefügt und oben zu einem Dache verflochten, welches der klaren Bläne des südlichen Himmels den Durchblick nicht versagte. Das Innere zierten reiche Blumengewinde und Sträuße, die in kostbaren Vasen vom Laubdache herabhingen. Auf den Tischen prangten Trauben, Orangen, Granatäpfel, kurz alle Früchte des Thales in voller Reife, und allerlei Backwerk, von Mariens emsiger Hand hergerichtet, verschönerte das Mahl, welches während der Dauer dieses Festes nur in der Laubhütte eingenommen ward.

Zum Laubhüttenfeste hatten sich sonst viele von Henriquez Glaubensbrüdern im Thale versammelt, aber diesmal waren er, Marie und die Diener allein die Feiernden. Das Ausbleiben der erwarteten Gäste störte recht empfindlich des alten Mannes Festfreude, und nur mit Mühe verbarg er vor seinem Kinde die Befürchtungen, welche ihm aus dieser Enttäuschung erwuchsen. Zudem fühlte er noch die Nachwehen eines jener Anfälle von Bewußtlosigkeit, die ihn fünf Tage vor dem Laubhüttenfeste am Schlusse des großen Fast- und Versöhnungstages heimgesucht hatte. Er hatte freilich

Alles glücklich überwunden und tröstete Marien mit dem Hinweis auf das lange, beschwerliche Fasten, das ihn in solche Gefahr gebracht hätte, aber er erkannte dennoch klar die Nähe seines Todes, und erwartete nur die Ankunft seines Neffen, um ihn zum Geständniß seiner Liebe zu ermuthigen, mit Marien zu verbinden und beide dann auf das Unvermeidliche vorzubreiten. Was war natürlicher, als daß jede Stunde, die verfloß, seine ängstliche Ungeduld vergrößerte — und doch erschien Ferdinand noch immer nicht.

Es war am Vorabend des Sabbaths. Vater und Tochter saßen schweigend in dem lieblichen Zelte. Auf Manuels Stirn lag der Ausdruck tiefer Besorgniß, und Marie, auf welcher die unheimliche Stille schwer zu lasten begann, schlang ihren Arm um des Vaters Hals und bat ihn aufs Innigste, ihr die Ursache seines Kummers auch diesmal mitzutheilen, wie er es immer seit dem Tode ihrer Mutter gethan. Henriquez konnte dieser liebevollen Aufforderung nicht widerstehen. Und so sprach er denn gegen Marien aus, daß er seine Lebenskräfte in schneller Abnahme schwinden fühlte, daß er jedoch ohne widerstrebende Angst sein Ende erwarteto, wenn er nur noch die Erfüllung seines langgehegten Wunsches sehen und Ferdinand, der längst in Ton und Blick seine Liebe zu Marien verrathen hatte, als Sohn an sein Herz drücken könnte. Marie hatte das Unerwartete vernommen, und so bleich wurden ihr Wange und Lippe, daß Manuel sie ängstlich in seine Arme schloß und durch freundliches Zureden einen Schmerz zu lindern versuchte, den er der plötzlichen Erwähnung seines nahegeglaubten Todes zuschrieb. Er schilderte alle Seligkeit eines Lebens, das von des edlen Ferdinands Liebe verschönert würde; höheres Glück, als ihr je gewinkt hätte, innigere Liebe, als selbst ein Vater ihr bieten könnte, sollte sie fortan über jede trübe Erinnerung hinwegtragen — aber Marie schwieg, von der unerwarteten Mittheilung überwältigt, unfähig, auch nur mit einem Worte

des Vaters Rede zu unterbrechen. Erst als er sie bat, zu ihm zu sprechen, seinem Tode nicht so bange entgegenzusehen, erhob sich ihr innerstes Wesen in seiner vollen, allerreinsten Wahrheit gegen den Irrthum, in welchen ihr Vater befangen war. Die Erwähnung seines nahen Todes — wie sehr mußte sie sich bei diesem Selbstgeständniß hassen — war ihr minder furchtbar erschienen, als der Wunsch, den er vorher erfüllt sehen wollte. Sie entriß sich seinen Armen, sank vor ihm auf die Knie, barg ihr Gesicht in seiner Hand und entdeckte ihm stammelnd und schluchzend Alles. Wie konnte sie ihrem edlen Vetter so großes Unrecht thun? Wie konnte sie die Seinige werden, da doch ihr Herz, ihre Gedanken, ja ihr ganzes Leben von dem Andenken eines Anderen erfüllt waren? Und wer war dieser Andere!? — Nur einmal wagte sie zu ihrem Vater aufzublicken, aber so furchtbar war die Erregung, die aus seinen Zügen sprach, so sichtbar der Kampf des Zornes und der Liebe, der des alten Mannes Herz durchtobte, daß sie bange zurückfuhr und ihr Antlitz in den Staub beugte, in Angst und Beben ihr Urtheil erharrend.

„Marie, Marie! Also sprichst Du, das Kind meiner frommen Mirjam! Du, der letzte Sprosse eines alten Stammes, der nie von so unreinem Triebe entweiht wurde! Meine Tochter liebt den Fremdling und stößt den Sohn ihres Volkes zurück! O mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Hättest Du mich doch vorher sterben lassen!" — Ein tiefer, schwerer Seufzer folgte diesen Worten, die Henriquez zitternd und mit dem ganzen Aufwande seiner fast versagenden Stimme gesprochen hatte.

„Vater," bat das unglückliche Mädchen, indem sie seine Knie krampfhaft umfaßte und noch immer nicht zu ihm aufzublicken wagte, „sprich nicht also! Ich will Deine Vorwürfe, Deinen Zorn ertragen, aber nicht solches Wehe! Bedenke, was ich gelitten habe und noch leide. Habe ich gesündigt,

so wird die Strafe mich nicht verfehlen, ja sie hat mich schon schwer genug getroffen. So rede doch zu mir nur ein Wort der Liebe oder, wenn es denn sein muß, des Zornes, aber nicht diese Sprache der Verzweiflung!"

Henriquez rang nach Worten; aber die Bewegung war zu mächtig, Marie sprang auf, ihn zu stützen, als er ohnmächtig hinsank. Unsäglich litt sie, als sie versuchte, ihn ins Leben zurückzurufen. Wohl hatte sie schon oft ihren Vater bewußtlos gesehen, aber lag es ihr diesmal fern, sich selbst für die Ursache dieses neuen Anfalls zu halten? Mußte sie nicht denken, daß ihre Sünde den Vater getödtet hätte, daß er vielleicht nie wieder erwachen würde, um ihr zu sagen, daß er ihr vergäbe und sie segnete? War es Wunder, daß sie in jenen bangen Augenblicken, da der alte Mann in ihren Armen zwischen Tod und Leben schwebte, gelobte, ihren Willen dem seinigen zu unterwerfen, ja, wenn er es verlangte, jeden Gedanken an Alles, was ihr theuer war, unwiederbringlich fern zu bannen, wenn er nur einmal wieder zu ihr spräche? — Und ihr Gelübde schien schnell erhört. Allmälig und unter schweren Kämpfen rangen sich ihres Vaters Lebensgeister empor, seine halberstarrten Blicke begegneten den ihrigen wieder, er riß seine Tochter krampfhaft an sich, aber im nächsten Augenblick stieß er sie, wenn auch sanft, doch entschlossen von sich, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Selbst den gleichgültigen Zuschauer stimmen Männerthränen zur Theilnahme — dem eigenen Kinde mußten sie Folterqualen bringen!

„Ich habe gesündigt," sprach endlich gefaßter Marie, „und hätte ich das Wesen jener Gefühle gekannt, so würde ich ihnen nimmer Raum gegönnt haben. Aber ich erwachte zur spät, mein ganzes Dasein war in Fesseln geschlagen. Dennoch will ich fortan mich dieser Erinnerung entreißen, der Schmerz soll mir willkommen sein, wenn ich damit Dein

Herz der Freude zurückgeben kann. Befiehl, ihne nach Gefallen — hinfort gehöre ich nur Dir!"

„Und Du wirst Ferdinand nicht zurückweisen, mein Kind?"

„Wird er denn seine Hand in die meine legen wollen, wenn er Alles erfährt? Und wenn ihm Alles verschwiegen bliebe, so könnte ich ja doch nicht mit reinem Herzen die Seine werden. Wenn er mich liebt, wie Du sagtest, so vergälte ich ja alle seine Liebe mit Hintergehung!"

„Entdecke ihm nichts, mein Kind," erwiderte Henriquez mühsam mit der Aufregung kämpfend, welche Mariens letzte Worte hervorgerufen hatten. „Laß Niemand erfahren, was vorgefallen ist. Erspare Ferdinand für jetzt den Gram einer solchen Entdeckung! Bist Du erst die Seine, dann wird die Zeit das Vergangene von der Tafel Deines Gedächtnisses löschen und alle Sünde tilgen durch die unerschütterliche Treue, die Du Deinem Gatten schenken wirst. Ich weiß, Du wirst ihn lieben lernen, als ob Du nie einen Andern geliebt hättest.

Marie stand lange in sich gekehrt und sprach dann, ihrem Vater kaum hörbar: „Wenn Leiden sühnen, so wird meine Buße vollkommen sein. Doch sage mir, Vater," fügte sie schüchtern hinzu, „wenn ich Deinem Willen folge, begehe ich nicht doch ein schweres Unrecht an einem Andern?"

„Müßtest Du denn nicht die Liebe dieses Fremdlings mit losen, nie zu erfüllenden Hoffnungen täuschen? Oder willst Du ihm Deine Hand reichen, wenn Deines Vaters Stimme Dich nicht mehr erreichen kann?"

„O niemals!" hauchte Marie erschüttert.

„Was anders wäre also das Ende Eurer Leidenschaft, als Elend und Verzweiflung? Du wärest ewig versucht, Alles für ihn aufzuopfern und Deine Seele mit einem Meineide zu beflecken! Und wenn Du gar alle Bande zerschnittest, die Dich an Deine Väter, an den Gott Israels

knüpfen, wärest Du dann glücklicher? Nein, mein Kind, Du bist frei; das Wort eines unerfahrenen Mädchens ist bedeutungslos. Du begehst kein Unrecht an dem Fremdling, wenn Du nicht länger seine nichtigen Hoffnungen nährst. Folge mir und Alles ist vergeben und vergessen und Du bist wieder meine Marie, meiner Mirsa Kind!"

Marie schwieg. Doch obgleich sie nichts erwiderte, war sie doch von ihres Vaters Worten nicht überzeugt worden. Sie hatte Arthur nicht verschwiegen, daß sie ihm nie angehören konnte, aber sie hatte ihm ihre Liebe gestanden — wofür mußte er sie halten, wenn er sie als das Weib eines Andern wiedersah? Und durfte sie Ferdinands Liebe mit einem Herzen vergelten, das nicht mehr ihr gehörte? Sie fühlte, daß eine ruhigere Stunde kommen mußte, um sie diesen quälenden Zweifeln zu entreißen und zu besonnenem Entschlusse zu führen, aber zum Entschlusse blieb keine Zeit, denn noch harrte Henriquez des zustimmenden Wortes, als die Zweige am Eingange des Zeltes zurückgebogen wurden und eine hohe, männliche Gestalt auf der Schwelle stand. Marie sprang auf mit einem unterdrückten Schrei. Sollte schon jetzt die Erfüllung des kaum gethanen Gelübdes gefordert werden? — Doch der Eintretende nahm Mariens Schreck für freudige Ueberraschung, und indem er seinen Mantel und federgeschmückten Helm von sich warf, rief er: „Fürchtet sich mein schönes Mühmchen vor mir? Oder kennt mich meine Marie nicht mehr?" Henriquez vergaß Alles was er gelitten; in inniger Freude umschlang er den sehnlichst Erwarteten mit seinen schwachen Armen und rief unter Freudenthränen: „Mein Sohn, mein Sohn!"

VI.

Nur eine Woche brachte Ferdinand Morales im Cedernthale zu. Lange schon hatte er die Absicht gehegt, um Marie Henriquez zu werben, aber die Stürme des Krieges hatten ihm nicht erlaubt, an die gemüthlichen Freuden des Hauses zu denken. Jetzt, nach geschlossenem Frieden, eilte der jugendliche Held ungesäumt in das geliebte Thal, um die Gewährung des langersehnten Glückes von Marien zu erflehen. Er wollte, wenn ihm seine Bewerbung gelungen, nach zwei Monaten zurückkehren, um sich erst heimlich nach den Gebräuchen seiner Glaubensbrüder zu vermählen, bevor die Trauung vor den Augen der katholischen Welt vollzogen würde.

Aber wie verändert fand Ferdinand Alles! Marie sprang ihm nicht, wie früher, in kindlicher Freude entgegen; sie war still und ernst und schien seiner Begegnung auszuweichen. Henriquez ergriff nicht mehr seine Hand, um ihn durch die neuen Thalanlagen zu führen — ein bleicher zitternder Greis stand vor ihm, der die Freude des plötzlichen Wiedersehens kaum zu tragen vermochte.

Ferdinand durfte die Aussprache seiner Wünsche nicht länger hinausschieben. Manuel war nicht überrascht, aber ein Strahl der Freude blitzte aus seinen matten Augen. „Sie war Dir längst bestimmt," sagte er ergriffen, „Du wirst mein Kind hegen und auf Deinen Armen durchs Leben tragen. Ferdinand, es ist nicht jeder Tag wie der heutige, aber Du

wirst unbeirrt derselbe bleiben und nimmer aufhören, Marien zu lieben!" Ferdinand blickte bei diesen Worten befremdet auf, aber er durfte nicht durch Fragen die Aufregung des schwachen Mannes vermehren und reichte ihm die Hand, wie in feierlicher Zusage.

Die Gegenwart der beiden Männer nicht ahnend, trat Marie ein; sie wollte umkehren, aber Henriquez hielt sie zurück; er sagte ihr, sein innigstes Gebet sei erhört worden, legte dann ihre und Ferdinands Hände segnend ineinander und ließ Beide allein.

Marie stand dem Verlobten schweigend gegenüber. Auf das Zärtlichste bat sie dieser, des Vaters Wort zu bestätigen, seine treue, warme Liebe nicht zurückzuweisen, was konnte sie erwidern? Sie hatte ihn als Jugendgespielen geliebt, als Jüngling und Helden verehrt, seiner Ehren sich freudig gerühmt, als ob sie ihr selbst zu Theil geworden — es war ihr, als müßte sie sich an seine Brust werfen und die Geschichte ihres Herzens ihm anvertrauen. Aber sie hatte ihrem Vater Schweigen gelobt und sie schwieg. Weinend wandte sie sich ab und betheuerte, sie sei solcher Liebe nicht werth, aber Ferdinand nahm ihre Thränen und Worte für ein verschämtes Ja, schloß sie an sein Herz und erzählte ihr mit leuchtendem Auge und glühender Wange von Ferdinands und Isabellens königlicher Huld und von den Ehren, die sie ihm verliehen.

Während der beiden Monate, welche zwischen Ferdinands Abreise und Wiederkehr lagen, rang Marie unter unsäglichen Seelenqualen nach Kraft, das Unabwendbare gefaßt zu tragen. Sie flehte Gott an, sie zu stärken, damit sie ihren künftigen Gatten nicht nur in äußerer Pflichterfüllung, sondern auch im Herzen Treue bewahren könnte. Tiefer aber, als aller Schmerz der Entsagung, beugte sie der Gedanke, daß Arthur sie als eines Anderen Weib wiedersehen und der schnödesten Untreue zeihen konnte. Ihr eigenes

Leid — so glaubte sie unerschütterlich — war die Strafe ihrer sündigen Liebe und sie trug es mit schwererkämpfter Fassung, aber dem Gedanken an Arthurs Verzweiflung konnte sie nicht entfliehen. Sie hatte an jenem Abend gelobt, nie einem Anderen angehören zu wollen, und es war ihr, als hallten die Worte dieses Versprechens unablässig in ihrem Innern wieder, als müßte sie vor Arthurs vorwurfsvollem Blick vernichtet zusammensinken.

Manuel Henriquez gedachte nie wieder vor Marien des Geständnisses, welches sie ihm vor Ferdinands Ankunft gemacht hatte, vielmehr überhäufte er sie mit Liebkosungen und dankte ihr unablässig für das hohe Glück, welches ihre Einwilligung ihm bereitete. Die Freude schien ihn zu verjüngen. Seine Anfälle wiederholten sich nicht; es war, als ob er Gesundheit und Lebensfülle wiedergewonnen hätte, so emsig leitete er die Zurüstungen zur Hochzeit, so kindlich vergnügt durchstöberte er alle Räume des Hauses, zu sehen, ob auch Alles geziemend hergerichtet würde. Ja, eines Morgens, als Marie ihn vergeblich suchte, war er in aller Frühe mit seinem alten Diener Reüben hinausgezogen, um Einkäufe zu machen, und erst nach einigen Tagen kehrte er mit den kostbarsten Geschmeiden und reichsten Seidenstoffen zurück. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, für den Schmuck seiner Marie selbst zu sorgen; die Braut eines Ferdinand Morales mußte, wie er sagte, an ihrem Hochzeitstage Alles überstrahlen.

Der anberaumte Tag war nicht mehr fern. Ferdinand kam, ihn zu begrüßen, doch nicht allein. Marie sollte nicht ohne das Geleit einer Freundin vor den Altar treten. So hatte er in zarter Aufmerksamkeit verfügt und zu diesem Ende Donna Emilia de Castro ausersehen, an deren Hand seine Verlobte einst ihren ersten zaghaften Gang in die große Welt gewagt hatte. Ferdinand ahnte nicht, welchen Stürmen der Erinnerung er Marien durch diese Bestimmung preisgab,

und als die beiden Freundinnen sich wiedersahen, als Marie sich unter Thränen an Emiliens Brust warf, glaubte er durch den bedeutungsvollen Ernst der bevorstehenden Feierlichkeit Alles erklärt.

Henriquez schien diesmal weder Mariens Aufregung noch Ferdinands Gegenwart besonderen Antheil zu schenken. Sein Blick ruhte unverwandt auf einem Manne, der mitten in dem kleinen, zu diesem Feste herbeigeeilten Häuflein von Verwandten und Freunden unbekannt und fremd dastand. Der Mann war als Mönch gekleidet, hatte aber die Kappe zurückgeworfen und betrachtete unausgesetzt Marien, die sich erröthend abwandte.

„Wende Dich nicht ab, mein Kind!“ sagte der Fremde, und Henriquez fuhr zusammen bei dem Klange dieser Stimme, die längst entschwundene Erinnerungen aus der Vergangenheit heraufbeschwor. „Wohl bin ich Dir fremd, aber Du bist es mir nicht. Es ist, als ob Deine Mutter wieder vor mir stände. — Manuel, hast Du Julian ganz vergessen?“

Noch hatte er nicht geendet, da hielt schon Manuel ihn schluchzend umschlungen. Zwischen Trennung und Wiedersehen lagen fünfundzwanzig Jahre, ihr Haar war gebleicht, aber die Bruderliebe war nicht alt geworden und die Bande der Familie, von jeher mächtig unter diesem Volke, hatten sich weder gelockert noch gelöst.

Manuel Henriquez Stimmung blieb nach dieser außerordentlichen Erregung auch in den nächsten Tagen fieberhaft bewegt, und Marie konnte trotz der Nähe der gefürchteten Stunde nur an ihren Vater denken, dessen Leben sie durch das Vorgefallene ernstlicher als je gefährdet glaubte.

Ferdinand war anspruchslos in seiner Liebe. Seine Gefühle waren innig und wahr, und zu Mariens Aufrichtigkeit hegte er ungetrübtes Vertrauen. Wohl mochte es ihm nicht entgehen, daß sie seine Liebe nicht mit gleicher Hingebung

erwiderte, aber wie konnte er, den sie, seit ihrer frühesten Kindheit bewacht und gehütet, dem sie stets ihr junges Herz rückhaltslos geöffnet hatte, der Ahnung Raum geben, daß sie vor ihm ein Geheimniß hegte? Ein wahrhaft kindliches Vertrauen zierte wie ein seltener Edelstein diesen männlichen, durch Welt und Erfahrung gestählten Charakter, und Marie wußte, wie fest er an sie glaubte — und doch war es zu spät, sie durfte ihn nicht enttäuschen.

Der Hochzeitstag war gekommen. Die Gesellschaft versammelte sich in dem kleinen Tempel, dessen Inneres nicht minder eigenthümlich war, als seine äußere Erscheinung. Schmucklos, von polirtem Cedernholz, waren die Mauern aufgeführt. In der Mitte stand ein erhabener Tisch, von einem Geländer umgeben und mit einem Brokattuche bedeckt. In der östlichen Mauer ruhte, zur Hälfte hervorspringend, wie ein halbeingemauerter Schrank, eine hohe Lade, oben bogenförmig gerundet und darüber zwei Tafeln mit fremdartiger, goldener Inschrift tragend. Zu beiden Seiten der Lade erhoben sich zwei vergoldete Säulen, welche die obere Wölbung sammt den Tafeln stützten. Eine Lampe von gediegenem Silber, deren Licht alter Satzung gemäß nie verlöschen durfte, hing an seidener Schnur von der Decke herab. Als sich die Gesellschaft den Stufen, welche zur Lade hinaufführten, näherte, sprangen deren beide Thürflügel auf und sieben, um silberne Walzen gewickelte Pergamentrollen wurden sichtbar. Jede dieser Rollen war mit reichem Stoff bekleidet und mit einem silbernen Aufsatz voll kleiner Glocken verziert.

Julian Morales sollte, weil er es besonders gewünscht hatte, die üblichen Gebete bei der Ceremonie verlesen. Um drei Uhr Nachmittags sah man ihn zwischen den geöffneten Thürflügeln der Lade; vor ihm standen auf weißer Marmorplatte Braut und Bräutigam, bedeckt von einem Baldachin, den vier silberne Stangen trugen. Das üppige Haar der

Braut war aufgeflochten und bis auf zwei volle Locken, die ihr Stirn und Wange beschatteten, unter einem morgenländischen Kopfputz versteckt. Ihr Anzug war weiß, das Jäckchen von gesponnenem Golde reich durchwebt, das Antlitz verbarg bis gegen das Ende der Feierlichkeit, wo ihr geweihter Wein zum Kosten gereicht ward, ein dichter Schleier.

Weder Henriquez, dessen Aufregung unbeschreiblich war, noch Morales, den die Weihe des Augenblicks gänzlich erfüllte, bemerkte die besorgte Theilnahme, mit welcher die Anwesenden Marien betrachteten, als der Schleier ihre Züge nicht mehr verbarg. Ihre bleichen, regungslosen Lippen stimmten, wie durch wunderbare Beredtsamkeit, Aller Herzen zu unerklärlichem Mitleid. Sie war liebreizend, aber es war der Reiz einer Marmorstatue; auf ihrem Antlitz prägte sich vollkommene Ruhe aus, aber es war der traurige Ausdruck stiller Ergebung. Morales schmückte ihren Finger mit dem Trauringe, warf dann nach altem Brauche den eben geleerten Kristallbecher auf die Marmorplatte zu seinen Füßen, daß er klirrend zersprang und die feierliche Handlung war zu Ende. Maria aber erwachte erst wie aus traumartiger Erstarrung, als ihr Vater krampfhaft sie umschlang, mit ungestümer Zärtlichkeit sie segnete und seine köstliche Tochter nannte, die an diesem Tage nach zwanzig Jahren kindlicher Ergebenheit und Liebe sein Glück endgültig besiegelte.

Nach der Trauung begab sich der Zug in das Haus zurück, wo Blumen und Alabastervasen und schwellende Früchte in silbernen Körben den Tisch zierten. Wohl war das Mahl einfach, der Wein nicht auserlesen, aber die Gäste gedachten nicht blos des Genusses. Strahlende Paläste, rauschende Feste winkten ihnen draußen, wenn sie darnach gelüstete, doch über diesen geheimen Zusammenkünften schwebte die Weihe eines uralten Glaubens und schlang ein unlösbares

Band um die Herzen Derer, die sich in der Verborgenheit dieses Thales begrüßen durften.

Unter lebhafter und ungezwungener Unterhaltung verflossen mehrere Stunden. Der Tag neigte sich und silberne weihrauchduftende Lampen wurden auf den Tisch gestellt. Julian erhob sich und sprach das übliche Dankgebet. Marie blickte indessen schweigend vor sich nieder, aber als Julian die letzten Worte gesprochen und sie im Begriff war, sich mit Donna Emilia zurückzuziehen, traf ihr Blick ihren Vater, und ein jäher Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust. Die fieberhafte Röthe auf Henriquez Wangen war einer bläulichen Bläße, der Glanz seiner Augen einem stieren, gläsernen Blicke gewichen. Sein Körper, kalt wie Stein, wurde im nächsten Augenblick von furchtbaren Zuckungen geschüttelt, und bestürzt eilte Reüben herbei, um seinen Herrn, der hinzustürzen drohte, mit seinen Armen zu stützen.

Henriquez wurde auf sein Zimmer gebracht und jedes Mittel angewandt, aber selbst die Geschicklichkeit des heilkundigen Julian war wirkungslos. An seinem Lager kniete Marie, mit ihren schwarzen, weitgeöffneten Augen nach einem leisen Zeichen der Bewegung in seinen Zügen spähend, aber vergebens; mehr als eine Stunde verging und noch immer lag er todtenbleich. Verzweifelnd preßte Marie seine kalten, feuchten Hände in den ihrigen, als wollte sie ihnen Leben und Wärme mittheilen; kein Laut, kein Seufzer entschlüpfte dem Herzen des unglücklichen Mädchens — da flog eine leichte, fast unmerkliche Röthe über die blassen Wangen Manuels, und seine Augenlider hoben sich einen Augenblick, um sich ebenso rasch wieder zu senken. Marien allein war diese allen Uebrigen unsichtbare Veränderung nicht entgangen. „Vater," schrie sie schmerzvoll auf, „um Gotteswillen, sprich wieder zu mir, sag, daß Du mir vergiebst, mich segnest!"

„Vergeben?“ wiederholte schwach der sterbende Mann, den die volle, zum letztenmal auflodernde Gluth der Vaterliebe noch eine kurze Weile des Todeskampfes enthob. „Was hätte ich Dir zu vergeben? Du bist ja Ferdinands Weib und hast diesem schrecklichen Augenblick den Stachel genommen. Mein köstliches Kind — könnte ich nur noch einmal Dein Antlitz sehen, aber es ist dunkel — Nacht überall.“

Marie warf sich an ihres Vaters Brust und bedeckte seine Wangen mit Küssen. Er ließ seine Hand machtlos über ihr Gesicht gleiten, als könnte diese Berührung die geliebten Züge seinem Auge näher bringen; dann rief er Ferdinand. Noch bewegten sich seine Lippen, aber kein vernehmliches Wort ward gehört.

„Zweifle nicht an mir,“ rief Ferdinand, „der Du mir mehr als Vater gewesen bist! Als Knabe, als Jüngling habe ich Dein Kind geliebt mit vergötternder Liebe, werde ich sie jetzt, da sie nur mich hat, minder hegen und lieben? O glaube mir, wenn Hingebung Glück gewähren kann, so soll kein Schmerz, den Menschenhand abzuwehren vermag, Marien nahe treten!“

Eine wunderbare Helle zerstreute noch einmal die furchtbaren Schatten, welche auf Manuels Zügen lagerten. „Mein Sohn,“ sprach er leise, „ich segne Dich — und auch Dich, mein tiefgebeugtes Kind! Julian, Bruder, lege mich neben Mirjam — nicht darum kamst Du — aber — nun ist Alles gut. Kinder, Freunde, sendet unsern Lobgesang zum Himmel auf — das Bekenntniß unseres Glaubens und noch einmal die vertrauten Laute unserer Väter!“

Sein Wunsch ward erfüllt; himmelwärts schwang sich ein Psalm in halblautgesungenen Tönen, jedem Fremden unverständlich, den versammelten Glaubensbrüdern aber so vertraut wie ihre Muttersprache. Nur Mariens helle, weiche Stimme, welche sonst in rührender Innigkeit über dem Gesange der Gemeinde geschwebt hatte, ward diesmal nicht gehört. Als der Psalm zu Ende war und das Gebet für den Sterbenden folgte, erhob sich mit mächtiger Anstrengung Henriquez, faltete die Hände, sprach deutlich und mit fester Stimme die letzten feierlichen Worte, das uralte Bekenntniß seines Volkes*) — und fiel dann entseelt zurück.

Stille herrschte rings umher, Minute auf Minute verging, doch Marie blieb regungslos. Schonend löste Don Ferdinand ihre Arme von der Leiche ihres Vaters und versuchte, sie aus diesem traurig stillen Zimmer fortzuführen. Aber mit wildem, strafendem Blicke schaute sie zu ihrem Manne auf, stieß ihn mit der Kraft einer Wahnsinnigen zurück und sank neben der starren, todesgrauen Hülle des Entschlafenen nieder.

*) 5 B. M. Cap. 6. V. 4.

VII.

Seit anderthalb Jahren lag Manuel Henriquez auf dem Friedhofe des Cedernthales begraben. Marie bewohnte seitdem mit Ferdinand einen prächtigen Palast in Segovia; aus der stillen, lieblichen Heimath sah sie sich, als Gattin eines Governador, mitten in das geräuschvolle Leben einer der volkreichsten Städte Castiliens versetzt. Aus der Bewohnerin eines einsamen Thales, der stillen, sorgsamen Pflegerin eines kranken Vaters war eine Frau von hohem Ansehn und Range geworden, die sich den Pflichten ihrer neuen Stellung nicht entziehen durfte. Ihr Haus war stets gefüllt mit Freunden und Amtsgenossen ihres Mannes, und nicht selten mußte sie einem schlauen Bittsteller, der sie um Verwendung ihres Einflusses ansprach, Gehör schenken. Dennoch vermied sie es, Ferdinand in die Kreise zu folgen, die ihn als den allgemein verehrten Liebling des Hofes und des Volkes wetteifernd feierten. Sie weilte am liebsten in den stillen Räumen ihrer Privatgemächer, und nur bei ihrer Vermählung, welche nunmehr mit allen Formen der katholischen Kirche und dem ihrem Reichthum und Range gebührendem Glanze gefeiert worden, hatte sie sich öffentlich gezeigt. Ihre Gesundheit war, als sie mit ihrem Gatten das Cedernthal verließ, von den letzten Ereignissen tief erschüttert und sie bedurfte der Einsamkeit, um allmälig zu dauerndem Wohlsein zurückzukehren.

Gern hätte sie Ferdinand voll freudigen Stolzes zur Theilhaberin seiner Ehren gemacht, aber wo solche Rücksicht gebot, beschied er sich gern und leistete selbst auf die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, seine junge Frau dem königlichen Paare vorzustellen, einstweilen Verzicht.

Marie hatte nicht vergebens gebetet und gerungen. Arthur hatte einen ehrenvollen Posten in Sicilien erhalten, und es war nicht wahrscheinlich, daß er ihr so bald wieder begegnete. Und dennoch war sie nicht glücklich. Es war ihr unseliges Geschick, ihres Mannes edle Offenheit durch Täuschung vergelten zu müssen. Wäre Ferdinands Vertrauen minder fest, seine Liebe minder innig gewesen, so hätte sie wohl Alles leichter getragen; aber das Bewußtsein, verstellt und unwahr neben einem solchen Manne zu stehen, vergällte ihr jede Stunde ihres jungen Lebens. Oft fühlte sich die Unglückliche unwiderstehlich getrieben, Ferdinands Knie zu umfassen und ihn zu bitten, daß er nicht länger ihr gequältes Herz mit so harmloser, vertrauensvoller Liebe folterte — aber sie mußte schweigen. Was konnte solches Geständniß jetzt nützen? Daß sie einen Andern geliebt, konnte Ferdinand verzeihen, aber durfte er erfahren, daß Marie, als sie mit ihm am Traualtare gestanden, ein Geheimniß ihres Herzens vor ihm bewahrt hatte?

Unter den Spaniern von edler Abkunft, welche Don Ferdinand Morales Haus besuchten, war ein gewisser Don Luis Garcia, ein Mann, der in Kirchen- und Staatsangelegenheiten, im Felde und im Rathe thätig war und dessen wirklicher Rang und Charakter dennoch Allen unbekannt schien. Er war von ungezwungenem und, wie Einige meinten, einnehmendem Wesen, und doch beschlich Alle, die in seine Nähe kamen, ein eben so unabweisbares, als räthselhaftes Gefühl der Befangenheit. Sein Aeußeres verrieth das blühendste Lebensalter, und dennoch schien er allen Freuden des Genusses längst entsagt zu haben. Mit finste-

rem Ernste übte er Demuth und Selbstkasteiung, freiwilliges Fasten und andere Entbehrungen, Nächte, wie es hieß, in büßender Zerknirschung durchwacht, reiche Spenden an Schutzheilige und deren Verehrer, vollkommene Ertödtung jeder Leidenschaft, selbst des Ehrgeizes, erwarben ihm die Verehrung der Priester und Mönche, an welchen die gute Stadt Segovia keinen Mangel litt. Und doch regte sich im Herzen Aller, die Don Luis Garcia's Lob mit den Lippen verkündeten, ein geheimer Widerspruch — es war, als ob sein Leben und Gebahren dem wohlgefügten Beweise glich, der überführt und doch nicht überzeugt.

Don Ferdinand Morales blieb von diesen widersprechenden Eindrücken unberührt. Selber der Verstellung unfähig, suchte er sie nie bei Andern; sein offener, rückhaltsloser Sinn ließ sich zu keinem Vorurtheil herbei. Er ahnte nicht, daß der Glanz seines Hauses, sein Reichthum und die Fülle der Gunst, welche ihm Herrscher und Volk gewährten, den Mann, welchen er arglos Hand und Herz öffnete, zu giftigem Hasse entflammten, und daß gar bald in Don Luis Brust die ersten losen Eindrücke des Neides zu wohlersonnenen, feingefügten Plänen gereift waren.

Spanien war, wie wir vorhin beschrieben, lange der Tummelplatz der gröblichsten Willkür und Zuchtlosigkeit gewesen. Das entsittlichende Beispiel des Hofes war jedem Mächtigen ein Freibrief schrankenloser Leidenschaft geworden und selbst die Kirche war nicht mächtig genug, die Heiligkeit des Hauses vor Entweihung zu schützen. Zügellose Begierde war oft die einzige Ursache mörderischer Angriffe und Unschuld, Ehre und Tugend fielen als machtlose Opfer einer Zeit, da keine Strafe den Frevel ereilte und die Leidenschaft für die ausschließliche Lenkerin der Dinge galt.

Ferdinands und Isabellens kräftiges Einschreiten hatte freilich diese furchtbaren Mißbräuche abgestellt. Die öffentliche Sicherheit wurde nicht mehr von frechen Attentaten

bedroht, aber kein Gesetz erreichte die Schlupfwinkel Derer, die nur scheinbar und äußerlich den Nacken unter das Joch der neuen Ordnung beugten, um diese aus dem Hinterhalt nächtlicher Verborgenheit auf Tod und Leben zu bekämpfen. Zu diesen geschworenen Feinden des neuerstandenen Gesetzes, zählte Don Luis Garcia, ein Mann, dessen geheimes Amt, im Widerspruch mit seinen persönlichen Leidenschaften, die Ertödtung jedes Eigenwillens und Fernhaltung von aller Theilnahme an Leid und Freude der Gesellschaft heischte.

Länger als ein Jahr hatte Don Ferdinand Morales in der Nähe seiner jungen Gattin gelebt und nur dann und wann einen kurzen Ausflug nach Valladolid und Leon gemacht, wo Isabella abwechselnd ihr Hoflager aufschlug. Jetzt traf ihn unerwartet der Befehl, das Herrscherpaar nach Arragonien zu begleiten. Voraussichtlich war seine Abwesenheit diesmal von längerer Dauer, und so gehorchte er nur widerstrebend. Aber tiefer noch als Ferdinand empfand Marie das Trostlose der bevorstehenden Vereinsamung. In gemüthlicher Häuslichkeit, in der Nähe eines sie vergötternden Mannes wollte schon ihr schwergeprüftes Herz allmälig wieder zur Fassung und Ruhe erstarken, als diese unselige Trennung hereinbrach und sie aufs Neue fürchten ließ, es möchte draußen das Vergangene die Decke des Geheimnisses durchbrechen und Morales Glauben an sie untergraben.

Morales ging und Marie schloß sich während seiner Abwesenheit vor jeder Berührung mit der Außenwelt ab. Um so größer war ihr Erstaunen, als gegen den ausdrücklichen Sinn ihrer Befehle ein Fremder vor sie gelassen wurde. Es war Don Luis Garcia. Nur thatsächliche Flucht — und dazu war sie zu stolz — konnte ihr die Unterhaltung, welche folgte, ersparen. Don Luis blieb gleichgültig gegen den Unwillen des überraschten Weibes. Er bewegte

sich anfangs in den gewöhnlichen Formen eines alltäglichen Gespräches und ging dann allmälig von nichtssagenden Redensarten zu ernsterer Weise über. Seine Stimme wurde weich und verrieth gefühlvolle Theilnahme — eine Theilnahme, welche Marien vom Scheitel bis zur Sohle mit Eiseskälte durchschauerte und ihr Antlitz mit Marmorbläße färbte. War es denn möglich, daß ihr verhängnißvolles Geheimniß, das, wie sie doch glauben durfte, nur ihr und Stanley bekannt war, den Späherblicken dieses Mannes enthüllt worden? War es denn so weit gekommen, daß dieser Don Luis, den sie immer nur mit Widerwillen in Morales Nähe gesehen hatte, ihre erste Liebe die Ursache seines Mitgefühls nennen und sich rühmen durfte, ihr größere Theilnahme zu schenken, als selbst ihr argloser Gatte ihr gewähren konnte? Warum war jedes ihrer Organe so erstarrt, daß sie in diesem Augenblick sprachlos dem zudringlichen Manne gegenüberstand?

Don Luis fuhr in beredter Weise fort, aber unverstanden, wie inhaltsloser Schall klangen seine Worte an ihr Ohr, bis er in Ton und Miene gesteigerte Erregung verrieth. Wie ein Blitzstrahl traf urplötzlich eine Ahnung das eben noch regungslose Weib. Sie durchblickte die Absicht des Besuchers, und in gewaltigem Ausbruche des edelsten Zornes kehrten ihre Stimme und Fassung wieder. Es war die volle Majestät des Weibes, die sich in dieser tiefsten Entrüstung so glorreich und überwältigend erhob, daß selbst Don Luis, so wohlerfahren er auch war in jedwedet Arglist, verlag und sich gestehen mußte, daß hier alle Verstellung fruchtlos und nur von der Gewalt Erfolg zu hoffen war.

Während dieses für Marien furchtbaren Auftritts hatte sie standhaft ihre Haltung bewahrt, aber als sie sich wieder allein sah, stand sie zitternd, als ob die Schrecken des Todes wider sie heranzögen. Sie hatte den Widersacher durch die Macht der weiblichen Würde in schimpfliche Flucht gejagt, aber unter entsetzlichen Drohungen war er gewichen; Marie hatte Hindeutungen auf eine geheime Macht vernommen, deren Haupt Don Luis war, und an deren ausgedehnten Gewalt selbst die Machtvollkommenheit der Herrscher zu Schanden wurde. Es waren geheimnißvolle Worte, aber dennoch verständlich genug, um sie zu überzeugen, daß sie jede Erinnerung an diese Stunde tief in ihre Brust versenken mußte, wollte sie nicht Sicherheit und Leben ihres Mannes gefährden. Aber ein anderes Geheimniß durfte Marie nicht länger verschweigen: Don Luis Mitwissenschaft, ein Räthsel, das selbst ihre kühnsten Vermuthungen nicht lösen konnten, galt ihr für unzweifelhaft, und sie erkannte, daß sie seiner Gewalt nur durch ein offenes, rückhaltsloses Geständniß entrinnen könnte. Besser war es, daß sie selbst Morales Herzen wehe that, als daß ein Feind es hohnlachend zerriß: das fühlte sie klar — und doch fuhr sie bebend vor dieser Aufgabe zusammen.

Indessen täuschte sich Marie über Don Luis Mitwissenschaft. Gewohnt, auf der Oberfläche der äußeren Erscheinung die tief innersten Geheimnisse der Menschen zu lesen, wußte er bald mit der durchdringenden Schärfe des geübtesten Blickes jede empfindliche Stelle zu erspähen und zur geeigneten Stunde mit lange vorbereitetem, sicherem Streiche zu treffen. So war es ihm auch hier nicht entgangen, daß Marie die Liebe Ferdinands nicht mit gleicher Gluth erwiederte; die ablehnende Zurückhaltung, mit welcher sie oft ihres Mannes herzlicher Offenheit begegnete, hatte den feinspürenden Intriguanten zu der Vermuthung geführt, daß verborgene, unausgesprochene Gefühle hier obwalteten, und ihn zu dem Versuche getrieben, während Don Ferdinands Abwesenheit dem alleinstehenden Weibe durch Ueberraschung ihr Geheimniß zu entlocken. Der starre Schrecken, mit welchem Marie in seinen allgemein gehaltenen Worten Anspielungen auf die Geschichte ihres Herzens

zu erkennen glaubte, hatte ihn belehrt, daß seine Vermuthungen richtig gewesen. Und dennoch war der erste Erfolg seines schlau ersonnenen Planes nur Schimpf und Schande gewesen, beschämt und vernichtet war er von einem Weibe worden — was war natürlicher, als daß die Windsbraut der Leidenschaft aufs Neue entfesselt und schnaubend sein Inneres durchtobte!

Zu fest jedoch war Don Luis Vertrauen auf die vielfach erprobte Kunst seiner Verstellung, als daß ein einmaliges Mißlingen ihn zu unbesonnener Ueberstürzung fortgerissen hätte. Wohl schrieb sich jedes Erlebniß mit eisernem Griffel in dieses Mannes Brust, wohl rang unter der Hülle seines kalten, bewegungslosen Ernstes ein verzehrendes Feuer nach Befreiung — aber mit Riesengewalt wälzte er vor die Höhle der Leidenschaften den Stein der Selbstbeherrschung und wartete in heuchlerischer Ruhe, bis die Umstände, entweder in glücklicher Fügung, oder von seiner sicheren Hand gelenkt, ihm reichliche Mittel zu Rache und Triumph an die Hand gaben.

VIII.

In ihrem Boudoir, auf einem Polster zu den Füßen ihres eben zurückgekehrten Mannes saß Marie und lauschte theilnehmend seinen Mittheilungen über Ferdinands und Isabellens weitausschauende Pläne. Er erzählte ihr, daß Ferdinand Großmeister der drei bedeutendsten Ritterorden: St. Jago, Compostella und Alcantara geworden war, und somit hinreichende Macht erlangt hatte, ihre Angelegenheiten in seinem Sinne zu ordnen und zu leiten. „Freilich," fügte er hinzu, „wird der Einfluß des Adels bei dem aufstrebenden Wachsthum der königlichen Gewalt unfehlbar von seiner Höhe herabsinken, aber der wahre Patriot begrüßt freudig den Tag, der das Volk aus seiner bisherigen Stellung zu thätigem Antheil beruft und ihm physische und moralische Hebung verheißt. Doch das sind zu ernste Dinge für Dich, mein Kind — weißt Du, daß die Königin mir es recht übel genommen hat, daß ich ohne Dich an ihrem Hofe erschien? Ihre Neugier war durch Donna Emilia, welche Dich und Deine Vorzüge mit begeisterten Worten pries, so gespannt, daß sie mich recht vorwurfsvoll ansah, als ich mich ohne Deine Begleitung zu ihrem Hoflager einfand. Nicht einmal die Rücksichten, welche ich Deiner Gesundheit schuldig bin, wollte sie gelten lassen und meinte, ich hätte Dich auf meinen Armen nach Arragonien tragen —"

„Oder mich gar nicht verlassen sollen!" fiel Marie mit plötzlicher und unwillkürlicher Bewegung ein. „Ferdinand, Du darfst nicht von mir gehen, es ist recht öde und trostlos in diesem Hause, wenn Du fern bist."

„Vergiß nicht, daß Du eines Kriegers Weib bist," erwiderte Morales mit sanftem Tadel, „und daß Du den Schmerz der Trennung ertragen lernen mußt. Zudem wirst Du nicht allein stehen, wenn der Ruf zu Thaten an mich ergeht. Du wirst zuvor Deine Königin sehen und lieben; ihre schützende Huld soll dereinst, wenn ich draußen auf dem Felde der Ehre in Gefahr und Kampf weile, Dir Schirm und Trost gewähren."

„Kampf und Gefahr?" fragte Marie ängstlich. „Ich glaubte, es sei nun Alles gut, und der Friede wohnte in unserem Lande."

„Wohl ist Friede in den Erbländern unserer Herrscher," antwortete Morales, „aber wir haben keine Bürgschaft für seine Dauer, so lange noch eine der schönsten Provinzen Spaniens den Mauren gehört. Nach Granada blickt König Ferdinand; ungeduldig harrt er dem Tage entgegen, wo er siegreich an der Spitze seines Heeres in die Thore der herrlichen Stadt einzieht. Er will Gründer der einigen spanischen Monarchie werden, damit er dereinst seinen Kindern ein ungetheiltes Land hinterlasse, und sein Reich soll größer und herrlicher dastehen, als irgend eines in Europa. Gewiß, das ist ein glorreicher Plan, den jeder spanische Krieger mit Freuden unterstützen wird. Nicht wahr, Marie," fuhr er begeistert fort, „wenn auch Dein Ferdinand alle Seligkeit seines Lebens in deiner Nähe findet, so wirst Du dennoch dem Krieger verzeihen, wenn er freudig von Deiner Seite fort in den ruhmvollen Kampf für Spaniens Größe hinausstürzt!"

„Ich werde stolz auf Dich sein, Ferdinand, aber soll ich es Dir verschweigen, daß ich der langen Einsamkeit recht bange entgegensehe?"

„O fürchte nicht, daß ich allzubald hinaus müsse," tröstete sie liebkosend Morales; „gar Manches liegt noch zwischen Plan und Ausführung. Zunächst wird die Königin unserer guten alten Stadt Segovia ihren ersten Besuch machen. Du wirst sie kennen lernen, wirst sie verehren, wie ich sie verehre."

„Und doch heißt es, sie sei streng und finster?" fragte Marie halblaut.

„Gegen die Parteigänger des Bürgerkrieges, gegen die Feinde ihrer erleuchteten Absichten ist sie es gewiß; aber was hättest Du zu fürchten, Marie? Sie liest des Menschen Herz in seinen Zügen und was anders wird sie in den Deinen finden, als Liebreiz und Güte? Noch erinnere ich mich des Adlerblickes, mit welchem sie den jungen Stanlei, Ferdinands Liebling, zum ersten Mal betrachtete — aber dem prüfenden Blicke folgte ein huldreiches Lächeln, sie hatte den Werth des Mannes erkannt. Seitdem steht Stanley nicht minder hoch in ihrer als in Ferdinands Gunst, und es heißt, das königliche Paar werde ihn aus Sizilien zurückberufen, um zu den beabsichtigten Unternehmungen seines Heldenarmes versichert zu sein."

Marie hatte sich abgewandt, um die glühende Röthe zu verbergen, welche bei den letztgehörten Worten über ihre blassen Züge fuhr und auch ihrem Manne nicht entgangen wäre, wenn nicht in demselben Augenblicke ein Diener die Thür geöffnet hätte, um die Ankunft königlicher Beamten zu melden.

Morales eilte hinaus und kehrte mit einem wohlverwahrten, das königliche Handsiegel tragende Packet zurück. Er war bald so ausschließlich in das Lesen der enthaltenen Depeschen vertieft, daß er für den Augenblick selbst der Gegenwart seines Weibes vergaß. Marie aber dankte Gott für

diese willkommene Unterbrechung, denn nun durfte sie unbemerkt versuchen, den jähen Schrecken, mit welchen die Hindeutung auf Arthurs Rückkehr sie erfüllte, zu bewältigen, und konnte mindestens äußerlich ruhig den freudigen Blicken ihres Mannes wieder begegnen.

„Es ist, wie ich dachte," sagte endlich aufblickend Morales, „die Königin wird ihr Hoflager auf einige Monate nach Segovia verlegen und beauftragt mich, für die Instandsetzung des Schlosses zu sorgen. Und nun höre, Marie, fügte er aufstehend zu, „was unsere königliche Gebieterin weiter schreibt:

> Den glänzenden Edelstein, der, wie wir gehört, Euer Haus schmückt, dürft Ihr nicht länger verbergen. Wir möchten gern selbst den Werth des vielgepriesenen Juwels beurtheilen, um zu sehen, ob der lorbeerbekränzte Kriegsheld auch den Preis der Schönheit zu suchen und zu gewinnen verstand."

„Ich soll also doch an den Hof?" fragte Marie.

„Gewiß, das sollst Du," entgegnete Morales, „um durch Deine beschiedenen Vorzüge die Ehren Deines Mannes zu vermehren. „Doch" — und bei diesen Worten blickte er in ein Papier, welches er in der Hand hielt — ich sehe aus diesen Zeilen Gonzalos, daß Arthur Stanley einen Aufruhr in Sizilien glücklich unterdrückt hat und nun nach hergestellter Ruhe zurückberufen ist, um mit uns gegen die Mauren zu ziehen. Also der Krieg ist beschlossen! So werden denn unsere königlichen Gäste nicht allzulange in dieser guten Stadt bleiben und wir müssen uns beeilen, ihnen einen würdigen Empfang zu bereiten."

* * *

Als Marie sich wieder allein sah, sank sie, von Angst und Entsetzen überwältigt, machtlos in einen Sessel. Arthur sollte zurückkehren, vielleicht gar die Herrscher noch vor

Segovia begrüßen und mit ihnen in die Stadt einziehen! Sie wagte nicht, es zu denken; nur beten konnte sie, beten mit wilder, verzweifelter Inbrunst, daß solches nicht geschehen möchte.

Großartig waren die Anstalten, welche Don Ferdinand Morales zur Bewillkommnung der hohen Gäste traf. Nicht allein das Schloß in Segovia ließ er auf das Prächtigste herrichten, auch sein eigenes Haus, in welchem er dem Königspaar ein großartiges Banquet zu geben beabsichtigte, wurde mit allen Mitteln, die Reichthum und kunstgebildeter Geschmack gewährten, in den Sitz der strahlendsten Pracht verwandelt.

Kaum waren die Vorbereitungen zu Ende, als Morales durch eine Avantgarde von der Nähe der Herrscher benachrichtigt wurde und eilends aufbrach, um sie an der Spitze eines stattlichen Aufzuges bürgerlicher und militärischer Behörden einzuholen und in die Stadt zu begleiten.

Marie hatte sich verschleiert an ein Fenster gestellt, um den herannahenden Zug zu übersehen. Die Stadt bot ein Bild der Bewegung und freudigen Ungeduld. Von Häusern und Thürmen flatterten Fahnen, die Balkone waren mit den reichsten Teppichen geschmückt und angefüllt mit Frauen jedes Ranges, die wetteifernd ihre Anzüge zur Schau trugen und im koquetten Gebrauch von Fächern und Schleiern die Fülle ihrer Reize bald entfalteten, bald verhüllten. Von den Kirchthürmen herab scholl ununterbrochenes Glockengeläute und vermengte sich mit dem Klange kriegerischer Musik, wenn einzelne Truppenabtheilungen einzogen und mit Jubelgeschrei bewillkommt wurden. Selbst Marie, welche in dem unabsehbaren Zuge nur einen Einzigen suchte, ließ sich von dem wachsenden Jubel fortreißen und folgte freudigen Blickes den wechselnden Gruppen, welche ununterbrochen, wie eine nie endende Fluth, durch die lange Hauptstraße hinwogten.

Stattliche Krieger jedes Alters, vom weißbärtigen Veteranen bis zum rothwangigen Jüngling, zogen zu Fuß und zu Pferde vorüber, bald in Rüstungen, so blank, daß sie das Auge der Zuschauer blendeten, bald in Mänteln und Wappenröcken vom reichsten Sammt, mit Silber und Goldschlitzen verziert. Schlachtrosse von herrlicher Gestalt bäumten sich ungeduldig, als ob sie die ungewohnte, langsame Marschweise verschmähten, ragende Speere und fleckenlose Schilde, von Knappen getragen, blitzten im Scheine der Mittagssonne, hochgeschwungene Banner ließen ihre Wimpel lustig im Winde flattern, und wallende Federn wogten von den blanken Helmen auf die Schultern der Reiter herab. Immer lauter und unablässiger tönte das schwellende Jubelgeschrei der Menge, mit dem hellen Geschmetter der Trompeten wechselte der kurze scharfe Ton des Trommelschlages, immer mächtiger und wuchtvoller brauste der Glockenklang von allen Thürmen der Stadt, bis zuletzt Alles in einer einzigen ungeheuren Tonfülle verschwamm, die weithin dröhnend die Luft erzittern machte und das ermüdete Ohr betäubte.

Endlich verkündete das plötzlich stockende Gedränge und die rasche Bewegung zahlloser Köpfe nach einer Richtung das Herrannahen des Herrscherpaares. Von einer aus Siziliern und Arragonesen gebildeten Garde umgeben, hielt König Ferdinand auf rabenschwarzem, feurigem Rosse seinen Einzug und wurde unter lautem Zuruf erkannt und begrüßt; aber mächtiger noch erhob sich der schallende Jubel des Volkes, als Isabelle an der Seite ihres Gemahls nach allen Seiten verbindlich grüßte, während sie den milchweißen Zelter mit anmuthiger Leichtigkeit lenkte.

Marie hatte nicht sobald die Königin erkannt, als sie von einem unerklärlichen, freudigen Gefühle ergriffen wurde. Es war ihr, als thäte sich ihr Herz weit auf, als weilte ein guter Engel in ihrer Nähe, um Trost und Frieden in ihr

zerrissenes Leben zu tragen. Wie in einem Zauber befangen, weilten ihre Blicke unablässig auf der Herrscherin, und je länger ihr angestrengtes Auge hinschaute, desto widerstandsloser gab sie sich diesem geheimnißvollen, aber wohlthätigen Eindrucke hin. Noch folgte sie träumerisch jeder Bewegung Isabellens, als der Anblick ihres Mannes, welcher sich eifrig mit dem König unterhielt, sie zur vollen Wirklichkeit der festlichen Scene zurückrief. Morales Wangen waren geröthet von froher Erregung; als er an seinem Hause vorüberritt und Marien am Fenster gewahrte, lüftete er voll freudigen Stolzes sein Barett und verbeugte sich so tief, als gälte es noch heute, um das Herz seiner heißgeliebten Donna ritterlich zu werben.

* * *

Der Zug war vorüber. Marie hatte das Gefolge des Königs und der Königin mit scharfprüfendem Blick gemustert — und Arthur Stanley war nicht darunter. Tief und voll aufathmend sank sie auf die Knie, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und ließ alle Gefühle ihres stürmisch bewegten Herzens in einem innigen Dankgebete hinströmen.

IX.

Don Luis Garcia hatte sich dem Zuge, an dessen Spitze Morales zur Bewillkommnung der königlichen Gäste auszog, angeschlossen. Der Ruf seines strengen und bemüthigen Wandels war auch zu Ferdinand und Isabellen gedrungen, und Morales, der gern und eifrig die Interessen eines Landsmannes förderte, hatte ihn vorgestellt. Don Luis wurde gnädig aufgenommen, und doch fühlten sich die Herrscher, ohne es einander zu gestehen, durch ein unerklärliches Etwas in des Mannes Wesen getäuscht. Sie waren bei ihrem Einzuge in die Stadt in gewandten und wohldurchdachten Worten von ihm angeredet worden, und dennoch fanden sich Beide nicht bewogen, ihn in ihre Umgebung zu ziehen.

Der Abend des Festes kam heran und Marie stand im vollen Glanze ihrer durch eine geschmackvolle Toilette gehobenen Schönheit bereit, an der Hand ihres Gatten in den Saal zu treten. Ihr schönes, reiches Haar schlängelte sich in Ringen über die zarten Wimpern nach dem Hinterkopfe und bildete dort, von einem Diamantschmuck durchflochten, eine Krone, von der ein weiter Schleier, wie ein Halbmantel auf die Schultern herabfiel. Der Ueberwurf von blauem Brokat, von Silberfäden reich durchwebt, blitzte im Lichte unzähliger Lampen; schwere Perlen faßten die losen Aermel über der Armbeuge zusammen und umsäumten den breiten zurückgeworfenen Kragen, der den zarten Hals und den herrlichen Fall ihrer Schultern den entzückten Blicken nicht

entzog, während reichgestickte seidene Pantoffeln, in welchen die zarten Füßchen ruhten, den Schmuck des schönsten Weibes vollendeten.

Nichts konnte den lauten Ausdruck unverstellter Bewunderung hemmen, als Marie, von Don Ferdinand Morales geführt, eintrat und huldigend vor dem Herrscherpaare niederkniete. Ferdinand blickte einen Augenblick überrascht auf sie herab, dann reichte er ihr schnell die Hand zum Aufstehen und belehrte sie scherzend, daß der Herrin des Hauses ihren Gästen gegenüber solche Stellung nicht ziemte. Isabellens Auge aber wurde feucht, als Marie ihr zum ersten Male gegenüberstand. War es die wunderbare Vollkommenheit dieser zarten Gestalt, welche die Königin zu Thränen rührte, oder erkannte vielleicht ihr tiefblickendes Auge allein die leisen, trübenden Schatten, welche auf diesen schönen Zügen ruhten?

„Wir wollen Euch nicht schelten, Sennor, weil Ihr Euren Schatz so eifersüchtig hütetet," sprach Isabelle nach einer Weile zu Morales gewandt, während Marie durch die milde Weise der Königin ermuthigt, die Begrüßungen und Galanterien ihrer Gäste entgegennahm und erwiderte, „es ist ein Edelstein, zu rein, zu kostbar, als daß Ihr ihn jedem Auge bloßstellen dürftet."

„Und doch fürchte ich nicht für sie, gnädige Königin," erwiderte Morales, während seine Augen von freudiger Erregung leuchteten, „sie ist eben so wahr, als sie lieblich ist."

„Das bezweifle ich nicht; aber die heilige Seelenreinheit, die aus diesem lieben Antlitze strahlt, möchte ich nimmer durch minder reine Umgebung getrübt sehen. Wir hegten die Absicht, Donna Maria in unsere nächste Umgebung zu berufen, aber nein — laßt sie, wie bisher, im Heiligthume Eures Herzens und Hauses wohnen!"

Morales verbeugte sich tief, und die Königin erhob sich,

um sich am Arme ihres Gemahls durch die weit geöffneten Flügelthüren in die anstoßende Halle zu begeben.

Nur andeuten, nicht beschreiben können wir die strahlende Herrlichkeit, welche hier die ununterbrochene Reihe in einander gehender Säle vor Aller Augen entfaltete. Bald blickten die erstaunten Gäste zu den hohen, domartig gewölbten Kuppeln auf, bald sahen sie, seltsam überrascht, im Spiegelsaale ihr eigenes Bild von Pfeilern und Wänden hundertfach zurückgeworfen. Von den kunstvoll geschliffenen, krystallenen Kronenleuchtern herab, ergoß sich ein strahlendes Lichtmeer und beleuchtete die reizende Farbenpracht der Dekorationen, welche die Wände schmückten — doch kaum hatte die Gesellschaft sich dem ersten entzückenden Eindruck dieser Prachtfülle hingegeben, als ein schallendes Trompetensignal sie in den Garten rief, wo urplötzlich, wie auf einen Zauberschlag, eine glänzende Illumination die weiten Räume erhellte. Aus marmornen Fontainen stiegen Silberstrahlen empor in die stille Nachtluft und fielen auf zahllose Beete nieder, deren farbenreiche Blumen im Lichte kleiner, unter den Blättern verborgener Lampen, wie große Juwelen funkelten. Aus der Tiefe des Gebüsches, dessen schwarzes Düster mit den illuminirten Partien herrlich kontrastirte, scholl liebliche Musik und ergötzte das Ohr der Gäste, deren Auge unter dem Eindrucke der endlos wechselnden Scene ermüdete.

Doch wir überlassen die Ausmalung der Einzelheiten der Phantasie unserer Leser und bitten diese, uns in den Banquetsaal zu folgen, wo der Klang des Tamburins die Gäste zum Mahl ruft.

Als sich König Ferdinand an Isabellens Seite unter dem Thronhimmel niederließ, fiel sein Blick auf die Gemälde, welche mit den Dekorationen abwechselnd, rings an den Wänden hingen, und freudig überrascht sah er hier die glorreichsten Züge aus der Geschichte Spaniens von

den ersten Waffenthaten des Don Pelayo und der Bergbewohner Asturiens, welche den ersten Strauß für die Freiheit des Landes bestanden, bis zu seiner und Isabellens Thronbesteigung versinnlicht. Dem Könige gegenüber waren in sinnreicher Weise Darstellungen aus der jüngsten Zeit angebracht. Hier sah man die Infantin Isabella in stolzer, würdevoller Haltung die ihr von den Verschwörern angebotene Krone zurückweisen, daneben feierte ein meisterhaft ausgeführtes Bild die Vereinigung von Arragonien und Castilien durch die Vermählung Ferdinands und Isabellens in der Kathedrale von Valladolid. Alles aber übertraf ein lebensgroßes Portrait des verstorbenen Prinzen Alfonso; das glänzende Auge, die hohe Stirn und vor Allem der sanfte Ausdruck, welcher um den feinen Mund spielte, waren mit seltener Treue der Natur abgelauscht und stimmten die Königin zu wehmüthiger Erinnerung.

„Hattest Du je einen Bruder?" fragte sie Marien in einem Tone, der unvergeßlich in der Erinnerung der Gefragten fortlebte.

„Niemals, königliche Frau!" lautete die Antwort.

„So kannst Du auch nicht die Wehmuth nachfühlen, welche dies Gemälde in mir wachruft. Glaube mir, Marie, gern entsagte ich der Krone und stiege herab von meinem königlichen Sitze, wenn ich Alfonso noch einmal an mein Herz drücken könnte, wie in jener Nacht, da er mir so freudig und hoffnungsvoll Lebewohl sagte. Ach, es war für immer! . . . . Und Morales gedenkt seiner noch bisweilen?"

„Er spricht gar oft und mit tiefem Schmerze von ihm," erwiderte Marie.

Isabelle drückte Mariens Hand und wandte sich gleich darauf um, den ersten gefüllten Pokal, welchen Morales knieend überreichte, entgegenzunehmen.

Rauschender und schwungvoller scholl die kriegerische

Musik durch den Saal, perlend funnkelte der spanische Wein in den gefüllten Bechern und ließ das Blut in den Adern der königlich bewirtheten Gäste feuriger rollen. Traulicher, als sonst die Etiquette es gestattete, flüsterte mancher Cavalier sein Herzensgeheimniß der schönen Nachbarin zu, die mit Schleier und Fächer ein reizend coquettes Spiel trieb. Ein Scherz verdrängte den andern, muntere Rede und Gegenrede begegneten sich und erweckten ein lautes Gelächter, das sich die lange Tischreihe entlang wachsend fortpflanzte und selbst den ernsteren Gast unwiderstehlich in den Strudel des allgemeinen Behagens hineinriß.

Mitten in dieser rauschenden Festfreude trat, von den erregten Gästen nicht bemerkt, ein Diener ein und meldete die Ankunft eines neuen Gastes, den Morales augenblicks zu bewillkommnen eilte. Auch Marie hatte, durch die Unterhaltung der Königin gefesselt, weder den Diener, noch ihres Mannes Entfernung gewahrt, bis ein freudiger Ausruf des Königs ihre Aufmerksamkeit erregte und ihre Blicke den Flügelthüren des Saales zulenkte. Aber plötzlich, als hätte ein furchtbarer, von unsichtbarer Hand geführter Schlag sie getroffen, fuhr sie zurück; form- und gestaltlos verschwamm ringsum Alles vor ihren erstarrenden Blicken, wie ein einziger betäubender Donnerlaut hallte das verworrene Getöse in ihren Ohren nach, und nur mit dem äußersten Aufwande ihrer Geistesgegenwart gelang es ihr, den Stuhl der Königin zu fassen, um nicht unter der Wucht des jähen Schreckens zusammenzusinken.

Der Eingetretene war Arthur. Von Sizilien zurückgekehrt, hatte er erfahren, daß er den König auf dem Banquet finden würde und stand nun an Morales Seite auf der Schwelle des Saales, die muntere Gesellschaft mit leuchtenden Augen überschauend.

X.

„Willkommen, Don Arthur, Sennor Stanley — oder wie sonst Euch Euere nordischen Landsleute nennen mögen!“ rief der König in der heitersten Festlaune und streckte seine Hand aus, welche der Angeredete heraneilend küßte. „Wollt Ihr uns denn wirklich zu Eurem Schuldner machen?“

„Das werde ich nie können, mein König!“ erwiderte Stanley ernst. „Dankbar freilich begrüße ich jede Gelegenheit, mich in Treue und Anhänglichkeit Eurem Dienste zu weihen, aber wer so viel empfangen, als Ihr, huldreicher Monarch, mir gewährtet, kann selbst mit der Aufopferung seines Lebens Euch nicht zum Schuldner machen.“

„Nun denn, ich glaube an die Aufrichtigkeit Eurer Worte; ich möchte lieber mir selber, als Euch mißtrauen. Morgen wollen wir Eurem Berichte Gehör schenken, für heute genüge es Euch zu erfahren, daß wir mit Eurer Verwaltung Siziliens zufrieden sind. Doch bedürfen wir Eurer jetzt dringender hier als drüben, wo Euer Nachfolger ohne Schwierigkeit den Weg verfolgen wird, den Ihr gebahnt. Nun aber nehmt Theil an dem Feste und kostet den Feuerwein, den unser ritterlicher Wirth uns spendet. Doch,“ fügte der König hinzu, indem er suchend umherblickte, „unsere schöne Wirthin hat Euch noch nicht willkommen geheißen? So eben war Donna Maria noch hier . . .“

„Hier bin ich, königlicher Herr!“ sagte Marie, in-

dem sie hinter der Draperie des königlichen Sitzes hervortrat. Sie stand ruhig in fester Haltung neben der Königin, jeder versagende Sinn war zurückgekehrt, jeder erschlaffende Nerv wieder angespannt, und selbst die Blässe auf Wangen und Lippen begann der Farbe des Lebens zu weichen.

Regungslos, wie vom Blitz getroffen, stand Arthur, als er Marien in dieser Umgebung wieder sah. War es denn Marie, jene Marie aus dem Cedernthale? Und wenn sie es war, wie konnte sie einem Anderen angehören? Hatte sie ihm nicht ihr heiliges Wort gegeben, auszuharren in unwandelbarer Treue? Und hätte nicht überdies ihr Glaube auch ihre Verbindung mit Morales hindern müssen? So lauteten die Fragen, mit denen Arthur im Nu sein eigenes Herz bestürmte, und die er vergebens zu beantworten strebte. So widersprechend erschien ihm Alles, was er in diesem Augenblick erlebte, so ganz unmöglich dünkte es ihm, daß die Jüdin aus dem Cedernthale die Frau des Gobernador von Segovia geworden, daß er trotzig das Zeugniß seiner eigenen Sinne Lügen strafte, mit gewaltsamer Fassung Mariens Bewillkommnung ehrfurchtsvoll erwiderte und dann seine Waffengefährten aufsuchte.

Die Festlichkeiten neigten sich ihrem Ende zu. Schon waren Ferdinand und Isabelle und mit ihnen der größere Theil der Geladenen aufgebrochen. Nur vereinzelt schlenderte noch hie und da ein Trupp durch Säle und Gärten, und Marie, welche mit fiebernden Pulsen die Pflichten dieses Abends erfüllt hatte, verließ die schwülen Räume, um im erfrischenden Hauche der Nacht ihr gepreßtes Herz zu erleichtern. Fast unbewußt hatte sie ihr Lieblingsplätzchen an einem von überhängenden Weiden umsäumten Teiche erreicht, der wie flüssiges Silber im Mondlicht schimmerte, und jeden Gegenstand seiner Umgebung voll und klar zurückspiegelte.

„Marie!“ rief in diesem Augenblick Stanley, der unter gleichen Empfindungen den Festsälen entflohen war — „kannst Du es wirklich sein, Marie? So treulos, so —“ aber eine hastige Bewegung des erschreckten Weibes gebot seinen Worten Einhalt. Marie wollte fliehen, doch die Kraft versagte ihr. Unfähig, von der Stelle zu weichen, stand sie, dem Zusammensinken nahe, zitternd und wortlos vor Arthur.

„Sprich,“ begann Arthur wieder mit hohler, erschöpfter Stimme, „sprich nur ein Wort! Meine Sinne treiben ein falsches Spiel mit mir und necken mich mit der Aehnlichkeit eines Mädchens, das ich liebe. Auch sie heißt Marie, ihre Stimme ist sanft und hell, wie die Deine — aber es kann nicht sein, es ist der tolle Traum eines wüsten Gehirns! Um Gotteswillen sprich! Sage, daß es nur Schein ist, daß Du nicht die Marie bist, die ich in meinem Herzen trage!“

„Und doch bin ichs!“ antwortete Marie in leisem, doch festem Tone. „Ich habe Dir schlimmes Unrecht gethan, doch jetzt ist es zu spät, es läßt sich weder ändern, noch erklären. Verlaßt mich, Sennor Stanley, ich gehöre einem Andern!“

„Zu spät, Dich zu erklären?! Beim Himmel, das sollst Du!“ rief Arthur wild und brausend. „Du hast Wahrheit in Lüge, Seelenreinheit in schwarze Untreue verkehrt, Du sollst Dich nicht bergen hinter dem scheinheiligen Gehorsam gegen einen Anderen, da Du vor Gott nur mir gehörst — Du sollst sprechen —“

„Nun, ich werde sprechen, aber diesen Abend kann ich es nicht,“ unterbrach ihn Marie. „Bei der Liebe, die Du einst für mich gefühlt, beschwöre ich Dich, mich jetzt zu verlassen!“

„Nun denn, ich gehe,“ versetzte Arthur verbissen, doch nur, um Dich später wieder zu sehen. Du müßtest tief ge-

fällen sein, wenn Du mir jede Rechtfertigung, und wäre sie auch noch so nichtig, versagen könntest. Wir müssen uns jetzt trennen, aber ich schwöre Dir" — und bei diesen Worten klang seine Stimme wild und drohend — „ich schwöre Dir, wir werden uns wiedersehen!" Und schnell, ehe noch die letzten Worte verhallt waren, wandte sich Arthur dem Ausgange des Gartens zu und verschwand.

Der Mond brach in diesem Augenblick aus dichten Wolken hervor und goß die ganze Fülle seines Lichtes über den Teich. Unwillkürlich fielen Mariens Blicke auf die schimmernde Fläche; aber entsetzt wich sie zurück, als der Wasserspiegel die Umrisse einer andern dicht verhüllten Gestalt zurückwarf. Es war Don Luis Garcia, welcher auf Morales Einladung ebenfalls dem Banquet beigewohnt hatte. Seinen immer wachsamen Blicken allein war weder die peinliche Befangenheit Mariens bei Arthurs Bewillkommnung, noch der flüchtige, aber verzweiflungsvolle Ausdruck in den Zügen des Engländers entgangen; unablässig hatte er seitdem beider Bewegungen beobachtet und unbemerkt sie bis an diese Stelle verfolgt, wo er, im Düster des Gebüsches lauschend, die längst ersehnte, vollgültigste Bestätigung seiner Vermuthungen erhielt. Sein dämonisch leuchtendes Auge sagte Marien, daß er Alles gesehen und gehört hatte; den Basiliskenblick fest auf sie gerichtet, zog er sich langsam in den tiefen Schatten des Gebüsches zurück. Wie durch Zaubermacht gebannt, stand die Unglückliche noch minutenlang willenlos die Stelle anstierend, wo der böse Feind ihres Lebens verschwunden war.

Plötzlich vernahm sie Geräusch von Stimmen und Schritten; es war Don Ferdinand, welcher sich, unruhig über seines Weibes längeres Ausbleiben, mit einigen Dienern in den Garten begeben hatte, sie zu suchen. Athemlos eilte Marie den Kommenden entgegen und warf sich blaß und zitternd an ihres Mannes Brust. Gern wäre sie ihm zu

Füßen gestürzt, um ihm Alles, Alles zu sagen, gern hätte sie ihn beschworen, sie nie wieder von seiner Seite zu lassen, sie vor Arthur, ja vor ihrem eigenen Selbst zu schützen — aber als sie aus seinen engumschließenden Armen zu ihm aufblickte und den strahlenden Widerschein der Freude gewahrte, welche der verflossene Tag ihm gebracht, da vermochte sie nicht, ihre Lippen zur Klage zu öffnen; enger nur schloß sie ihr Haupt an seine Brust und brach in Thränen aus.

„Du bist erschöpft, Marie," sagte Morales, indem er ihre Wangen streichelte. „Es war Alles für Dich zu aufregend, zu ermüdend. Doch sei getrost, solches Fest wird sobald nicht wiederkehren. Zudem weiß die Königin, wie ungern Du Dich Deinem Stillleben entziehst und verlangt nicht, daß Du Dich an den Hof begebest. Wie glücklich bin ich, daß Du fortan nur mir gehörst! Noch einmal lächle mich an, meine theure Marie, und dann begieb Dich zur Ruhe."

Und von ihrem liebkosenden Manne halb geführt, halb getragen, kehrte Marie in ihre Gemächer zurück.

XI.

„Gewiß Pedro, wer den jungen Sennor nicht kennt, muß glauben, er sei nicht bei Sinnen; mitten in der Nacht stampft er mit den Füßen, daß der Boden dröhnt, und dabei murmelt er immer so grimmig in den Bart, daß Einem angst und bange werden könnte, wenn er nicht ein so hübsches Gesicht hätte und so melancholisch aussähe." In diesen und ähnlichen Bemerkungen erging sich die alte Juana Lopez gegen ihren Mann, nachdem vor ungefähr vierzehn Tagen Arthur Stanley in ihr Haus gezogen war. Den Angeredeten versetzte die Erwähnung seines Hausgenossen in die übelste Laune. „Sennor Stanley," brummte er, „kommt von der wüsten Insel im Norden, wo sie einander die Kehle abschneiden, und von ihm ist auch Nichts Besseres zu erwarten."

„Aber er muß doch noch recht jung gewesen sein, als er England verließ," meinte Juana, „da er schon so lange in des Königs Diensten steht."

„Dummes Zeug," erwiderte Pedro, den es wie viele Andere wurmte, daß ein Ausländer des Königs Vertrauen genoß, „das fremde Blut treibt man doch nicht aus. Nun, sie werden ihn schon kennen lernen!"

„Ei was, Pedro! Sieh nur das junge Gesicht an! Die pure Unschuld! Lauter Milch und Blut! Darin liegt kein Gedanke an Böses. Aber er hat einen geheimen Kummer, das glaube ich ganz gewiß, denn ich habe ihn nie lachen gesehen."

„Fades Geschwätz!" fuhr Pedro auf. „Euch Weibern verdreht das Bischen Fratze den Kopf. Ich weiß nicht, was sie an der weißen Haut, den blauen Augen und hellen Locken finden — ich möchte mich nicht so unter Menschen sehen lassen, aber ihr Weiber seid blind!"

„Dich blendet das Vorurtheil, alter Pedro," versetzte Juana und nun dauerte der Wortkrieg über des Engländers Werth oder Unwerth noch eine geraume Weile fort, bis der Alte sich übellaunig trollte. Seine milder gesinnte Ehehälfte aber ging in die Küche, um für Sennor Stanley ein schmackhaftes Abendessen zu bereiten, das jedoch zu ihrem Aerger das Schicksal seiner Vorgänger theilte und unberührt wieder vom Tische kam.

* * *

Stanley hatte Marien in Sinn und That standhafte Treue bewahrt. Ihm war, was jeden Andern zurückgeschreckt hätte: ihre Abkunft von einem in den Augen der Welt verworfenen Volke, ein Sporn zur unermüdlichen Verfolgung seines Zieles geworden. Er besaß jene romantische Sinnesart, die allen Schwierigkeiten mit gesteigertem Enthusiasmus trotzt und selbst gegen das Unmögliche die Wucht der Leidenschaft kehrt. Er vermochte für die Geliebte, welche die Macht der Verhältnisse ihm versagen wollte, alle Güter des Lebens von sich zu schleudern, so lange ihm nur die Ehre, das strahlende Ideal jener Zeit, unversehrt blieb, und setzte bei Marien gleiche Gefühle voraus. Er wähnte, sie hätte nur um ihres Vaters Willen ihre Verbindung unmöglich genannt und hoffte zuversichtlich, sie würde, wenn dies letzte Band, das sie noch an ihr Volk knüpfte, zerschnitten wäre, ihm bereitwillig folgen; doch, daß der Glaube ihrer Väter tief und unlösbar mit ihrem eigenen Selbst verwachsen war, daß in ihrem Herzen langgenährte und

XI.

„Gewiß Pedro, wer den jungen Sennor nicht kennt, muß glauben, er sei nicht bei Sinnen; mitten in der Nacht stampft er mit den Füßen, daß der Boden dröhnt, und dabei murmelt er immer so grimmig in den Bart, daß Einem angst und bange werden könnte, wenn er nicht ein so hübsches Gesicht hätte und so melancholisch aussähe." In diesen und ähnlichen Bemerkungen erging sich die alte Juana Lopez gegen ihren Mann, nachdem vor ungefähr vierzehn Tagen Arthur Stanley in ihr Haus gezogen war. Den Angeredeten versetzte die Erwähnung seines Hausgenossen in die übelste Laune. „Sennor Stanley," brummte er, „kommt von der wüsten Insel im Norden, wo sie einander die Kehle abschneiden, und von ihm ist auch Nichts Besseres zu erwarten."

„Aber er muß doch noch recht jung gewesen sein, als er England verließ," meinte Juana, „da er schon so lange in des Königs Diensten steht."

„Dummes Zeug," erwiderte Pedro, den es wie viele Andere wurmte, daß ein Ausländer des Königs Vertrauen genoß, „das fremde Blut treibt man doch nicht aus. Nun, sie werden ihn schon kennen lernen!"

„Ei was, Pedro! Sieh nur das junge Gesicht an! Die pure Unschuld! Lauter Milch und Blut! Darin liegt kein Gedanke an Böses. Aber er hat einen geheimen

Kummer, das glaube ich ganz gewiß, denn ich habe ihn nie lachen gesehen."

„Fades Geschwätz!" fuhr Pedro auf. „Euch Weibern verdreht das Bischen Fratze den Kopf. Ich weiß nicht, was sie an der weißen Haut, den blauen Augen und hellen Locken finden — ich möchte mich nicht so unter Menschen sehen lassen, aber ihr Weiber seid blind!"

„Dich blendet das Vorurtheil, alter Pedro," versetzte Juana und nun dauerte der Wortkrieg über des Engländers Werth oder Unwerth noch eine geraume Weile fort, bis der Alte sich übellaunig trollte. Seine milder gesinnte Ehehälfte aber ging in die Küche, um für Sennor Stanley ein schmackhaftes Abendessen zu bereiten, das jedoch zu ihrem Aerger das Schicksal seiner Vorgänger theilte und unberührt wieder vom Tische kam.

* * *

Stanley hatte Marien in Sinn und That standhafte Treue bewahrt. Ihm war, was jeden Andern zurückgeschreckt hätte: ihre Abkunft von einem in den Augen der Welt verworfenen Volke, ein Sporn zur unermüdlichen Verfolgung seines Zieles geworden. Er besaß jene romantische Sinnesart, die allen Schwierigkeiten mit gesteigertem Enthusiasmus trotzt und selbst gegen das Unmögliche die Wucht der Leidenschaft kehrt. Er vermochte für die Geliebte, welche die Macht der Verhältnisse ihm versagen wollte, alle Güter des Lebens von sich zu schleudern, so lange ihm nur die Ehre, das strahlende Ideal jener Zeit, unversehrt blieb, und setzte bei Marien gleiche Gefühle voraus. Er wähnte, sie hätte nur um ihres Vaters Willen ihre Verbindung unmöglich genannt und hoffte zuversichtlich, sie würde, wenn dies letzte Band, das sie noch an ihr Volk knüpfte, zerschnitten wäre, ihm bereitwillig folgen; doch, daß der Glaube ihrer Väter tief und unlösbar mit ihrem eigenen Selbst verwachsen war, daß in ihrem Herzen langgenährte und

unvergessene religiöse Eindrücke nachtönten, denen sie so wenig abtrünnig werden konnte, als er seiner Ehre — das ahnte er nicht.

Und nun hatte er Marien als eines Anderen Weib wiedergesehen. Tag und Nacht grübelte er über diese furchtbare Enttäuschung, jedes Wort, das sie an jenem Abend im Cedernthale zu ihm gesprochen, rief er in sein Gedächtniß zurück, unablässig folterte er seine Einbildungskraft, um nur den Schatten einer Entschuldigung für ihre Untreue zu finden, aber vergebens; kein Strahl des Lichtes drang in diese Nacht der Zweifel, ihm blieb kein anderer Ausweg, als sich in den Aberglauben seiner Zeit zu flüchten und sich sowohl als Morales für Opfer eines höllischen Zaubers zu halten, den Marie von ihrem verworfenen Volke gelernt hätte.

Durch seine öftere Anwesenheit bei Hofe war Arthur zu strenger Selbstbeherrschung gezwungen; um so unverhaltener brach der Aufruhr seiner Gefühle aus, wenn er, durch keine Rücksicht gehemmt, sich allein auf seinem Zimmer befand. Unbekümmert, ob er durch solches Gebahren das Befremden der übrigen Hausbewohner erregte, ging er dann stundenlang auf und nieder und machte seinem bedrängten Innern in lauten Selbstgesprächen Luft.

So hatte Arthur ungefähr vierzehn Tage verlebt, ohne Marien wieder aufzusuchen. Oefters führten ihn Aufträge des Königs in Morales Haus, doch er fühlte, daß er die ruhige Kälte, mit welcher er Marien gegenüber treten wollte, immer noch vergebens erstrebte, und schob die Ausführung dieses Vorsatzes hinaus. Unterdessen aber gewöhnte er sich allmälig und unbewußt, einen Theil seiner Erbitterung auf Morales zu übertragen, der, wie ihm schien, ohne Schwierigkeit und Widerstand an seine Stelle getreten war. Er konnte nicht ohne Ingrimm seinen glücklicheren Nebenbuhler sehen — und doch war er diesem, wie mancher Ritter am spanischen Hofe, tiefverpflichtet und wagte nicht sich zu gestehen, wie das giftige Kraut des Neides in seiner Brust Wurzeln schlug und üppig fortwucherte.

Wieder führte ihn eine Botschaft des Königs zu Don Ferdinand Morales. Unterwegs wurde er höflicher, als sich nach ihrer oberflächlichen, auf dem letzten Banquet gemachten Bekanntschaft erwarten ließ, von Don Luis angeredet.

„Wohin so früh?" fragte Don Luis.

„Zu Don Ferdinand Morales," antwortete der offenherzige Engländer.

„Vom Könige etwa?"

Stanley in seiner gewöhnlichen, zerstreuten Stimmung antwortete mit einem kurzen Ja, ohne weiter seines Begleiters zu achten, dessen zudringliche Fragen er sonst kurz abgewiesen hätte.

„Don Ferdinand Morales steht bei König und Volk in gleicher Gunst," fuhr Garcia fort, nachdem er eine Weile neben Stanley hergegangen war. „Es ist ein seltener Fall; der Günstling eines Monarchen genießt selten die Liebe der Unterthanen."

„Mag wohl sein," versetzte Arthur mit kurzem, fast barschem Tone und heftiger Kopfbewegung.

„Wir mögen ihn glücklich preisen," meinte Don Luis. „Er ist der Abgott des Landes, reich an Schätzen und Ehren, und dazu hat ihm der Himmel ein seltenes Weib geschenkt, den Genuß dieser Güter mit ihr zu theilen. Sahet Ihr je ein Wesen" — und bei diesen Worten stand er still und blickte Stanley scheinbar unbefangen und gerade in die Augen — „das Marie Morales an inneren und äußeren Vorzügen glich?"

Eine augenblickliche, jedem Anderen kaum bemerkbare Röthe flog bei dieser unerwarteten Wendung des Gespräches über Arthurs Züge. Wohl wissend, welchen Sturm er in seines Begleiters Brust heraufbeschwor, erging sich

Don Luis in wortreichen Lobreden auf Donna Maria, auf die innige Liebe, die sie ihrem Gatten schenkte und die seltene Harmonie ihrer Gemüther, bis vor dem Eingange zu Morales Hause Arthur sich verabschiedete.

Don Luis hüllte die Arme in den Mantel und schlich in seiner gewöhnlichen, demüthigen Haltung, mit gesenktem Haupte weiter. Dann lenkte er plötzlich, nach beiden Seiten schielend, ob er nicht bemerkt würde, seine Schritte dem Garten zu, welcher sich rings um Morales Haus weithin ausdehnte. Er trat auf einem Seitenpfade ein, sah sich vorsichtig um, und schloß die kleine Thür hinter sich sorgfältig ab.

Nur mit Mühe konnte Arthur, von Don Luis schlau berechneten Worten entzündet, vor Morales seine Fassung behaupten. Oft war er nahe daran, die Formen, welche ihm die königliche Sendung gebot, mit unverhaltener Heftigkeit zu durchbrechen und dem verhaßten Nebenbuhler den vollen Ausdruck seines Grolles ins Antlitz zu schleudern, aber Morales offene und freundliche Weise entwaffnete ihn. Nach einer Weile trennten sich Beide. Morales, um in Folge der erhaltenen Botschaft sich auf das Schloß zu begeben, Arthur, um die einsame Umgebung der Stadt aufzusuchen. Aufgeregt und hastig schritt dieser an den nächsten Häusern vorüber, bis er unter vergeblichem Ringen und Selbstbeherrschung, still stand. Er hatte von den Fenstern des Audienzzimmers, die sich nach dem Garten öffneten, Marien gewahrt, und zu mächtig wurde das Verlangen, sie noch einmal zu sehen und zu erfahren, warum sie ihn so namenlos elend gemacht hatte. Kaum wissend, was er that, lenkte er seine Schritte zurück, eilte durch die Halle des Hauses in den Garten und stand nach wenigen Minuten vor Marien.

XII.

Don Ferdinand hatte kaum seine Wohnung verlassen, als Don Luis ihm wieder wie von ungefähr begegnete und ihn mit tiefverstimmtem Ausdruck begrüßte. Theilnehmend fragte ihn Morales nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit.

„Es betrifft nicht mich, mein Freund, sondern meinen Nächsten, den ich liebe, wie mich selbst," erwiderte Don Luis langsam und ernst. „Es giebt Fälle, in denen Pflicht und Neigung in einem peinlichen Widerspruche stehen. Mein friedliebendes Gemüth macht es mir so unendlich schwer, zu sprechen, und doch sagt mir die Pflicht, daß Stillschweigen nur zu ärgerem Unheil führen kann. So werde ich von Zweifeln und Unschlüssigkeit gequält und ließe mir gern durch einen Anderen rathen."

„Wollt Ihr meine Meinung hören, guter Freund," versetzte Morales, „so muß ich um mehr Deutlichkeit bitten. Ihr sprecht in Räthseln. Ueberdies wird es mir schwer zu glauben, daß einen Mann Eures Charakters jemals in der Ausübung seiner Pflicht Zweifel beirren können."

„Ginge es mich an, so wäre ich keinen Augenblick entschlußlos, aber mir bleibt nur die traurige Wahl, entweder einen Freund der Verzweiflung preiszugeben, oder die Sünde fortwährend vor meinen Augen zu sehen."

„Und was ist es denn mit diesem wichtigen Falle?" fragte Morales.

„Hört mich an! Ich war so unglücklich, die Untreue einer Frau zu entdecken, die von ihrem Manne als das treueste Weib der Erde vergöttert wird. Ihr erster Geliebter ist zurückgekehrt und hält noch immer ihr Herz gefangen. Sie haben sich unter dem Schutze der Nacht gesehen und weitere Zusammenkünfte verabredet — wer weiß, wie riesengroß der Frevel heranwächst! Ich möchte die Pflichtvergessene auf den Weg der Tugend zurückrufen, möchte den arglosen Ehemann warnen — aber ist es nicht ein gefährlich Ding, zwischen Mann und Weib zu treten?"

„Wenn Ihr Euch keiner Täuschung hingebt, wenn Eure Anklage auf sicherem Grunde ruht, so ist es Eure Pflicht zu sprechen."

„Und zu wem?"

„Zu dem, der die Irrende zu hüten berufen ist, zu ihrem Manne."

„Ich soll also die grausamsten Qualen der Enttäuschung über den Arglosen verhängen, ein Herz, in welchem bisher der Himmel wohnte, tief in Kummer und Verzweiflung tauchen?"

„Kümmert den Arzt des Kranken Wehe, wenn er schmerzende Wunden untersucht und das kranke Fleisch wegschneidet? Sein Beruf mag nicht beneidenswerth sein, aber nothwendig und heilbringend ist er. Darum sprecht es immerhin aus, gegen den verletzten Ehemann, offen, aber schonend. Thut noch mehr, rathet ihm, eben so offen als schonend zu der Schuldigen zu reden, und Ihr dürft hoffen, das erst entstehende Unrecht im Keime zu ersticken. Ein Wort zur Zeit kann die Bethörte noch in die Arme der Pflicht zurückführen und die gestörte Eintracht dauernd befestigen."

Don Luis blickte dem Sprechenden in das offene, treuherzige Antlitz, sinnend, nicht ob er ihn schonen sollte, sondern ob sein Anschlag mißlingen könnte. Doch nicht lange zögerte er; ein Stümper war er in der Kunst, Physiognomien zu lesen, wenn, Arthur nicht in diesem Augenblick bei Marien war. Es galt, die Zeit zu benutzen. „Gott gebe Euch Kraft, armer Freund!" sagte er, indem er seine Hand auf Morales Arm leg'e, mit so leiser, klagender Stimme, daß dieser todtenblaß zusammenfuhr, als ob ein jäher Riß sein Herz gespalten hätte. Ein wilder Schrei wollte sich aus der Tiefe seiner Brust hervorringen, aber er gelangte nicht über die kraftlosen, bleichen Lippen. Regungslos standen Beide einander gegenüber, und erst nach minutenlangem Schweigen gelang es Morales, mit dem ganzen Aufwande seiner Seelenstärke, sich zu ermannen

„Ich verstehe Euch, Don Luis," sprach er anscheinend ruhig. „Ich bin der beleidigte Ehemann. Sprecht die Wahrheit; ich will Euch anhören!"

Don Luis bedurfte keiner weiteren Aufforderung. Er hatte an jenem Abend genug erfahren. Langsam und zurückhaltend, als ob er aus Schonung gegen den geliebten Freund mancher schlimmen Vermuthung keinen Ausdruck zu geben wagte, maß er seine Worte, wie eben so viele Dolchstiche, dem zuckenden Herzen zu.

Don Ferdinand hörte den Bericht zu Ende, ohne durch die leiseste Bewegung zu verrathen, was in ihm vorging; nur bei der Erwähnung jener Banquetnacht fuhr es wie convulsivisches Zittern über seine Züge; es war dieselbe Nacht, wo er sie blaß und zitternd im Garten gefunden, wo sie heiße Thränen vergessen hatte. Aber waren nicht die Thränen an seiner Brust geweint? — Es konnte nicht sein!

„Ich habe Euch angehört," sprach endlich Morales und warf auf Don Luis einen durchbohrenden Blick seines großen, braunen Auges, dem der verhärtete Heuchler ruhig begegnete. „Ist Wahrheit in Eurer Erzählung, so danke

ich Euch — ist sie erlogen, habt Ihr gewagt, mein Ohr nur mit einem einzigen Worte der Verleumdung zu beflecken, so hütet Euch, mir wieder auf meinem Pfade zu begegnen; ich wäre sonst versucht, Euch zu zertreten, wie ein niedriges Insect, das mich gestochen!"

Und kaum hatte Morales ausgesprochen, als er sich nach seinem Hause zurückwandte. Don Luis blickte ihm einen Augenblick teuflisch lächelnd nach und schlich dann in den Garten zurück.

XIII.

„Ist die Sennora zu Hause?" fragte Don Ferdinand das Kammermädchen seiner Frau.

„Sennora ist im Garten," erwiderte das Mädchen.

„Allein? Warum begleitest Du sie nicht, wie gewöhnlich, Manuella?"

„Ich war in ihrer Nähe, gnädiger Herr! Erst vor zehn Minuten entließ sie mich."

Don Ferdinand ließ sich die Richtung bezeichnen, welche seine Frau eingeschlagen hatte und ging in den Garten, sie zu suchen. Es war ein reizender Schattenpfad. Lange Reihen von Orangenbäumen hauchten den Duft ihrer Blüthen über die Anlagen hin und führten zu einem üppigen Rasenplatze, aus dessen Mitte das Wasser einer Fontäne in großen Bogen gleich Silberflocken emporschoß, Die stäubenden Strahlen fielen vor einer Laube nieder, die Morales selbst aus den kräftigsten Schößlingen des Cedernthales gepflanzt hatte. Hierher hatte er Marien geführt, als sie zum ersten Male an seinem Arme die weiten Räume seiner herrlichen Besitzung durchschritt, und die Laube in dankbarer Erinnerung an die stillen Freuden des Cedernthales, Heimath genannt.

Noch hatte Morales das Ende der Allee nicht erreicht, als abwechselnd bald Marien's, bald eines Unbekannten Stimme sein Ohr traf. Sie war also nicht allein. Wer konnte dieser Andere sein? Er horchte aufmerksam und

erkannte mit Entsetzen die Stimme Stanley's, vor dem ihn Don Luis gewarnt hatte. „Es kann nicht sein! Mein Ohr ist in bösen Einflüsterungen befangen und täuscht mich" — mit solchen Gedanken suchte Don Ferdinand seine Sinne Lügen zu strafen, sich Marien zu nähern und sie in gewohnter Weise zu begrüßen, aber der Versuch überstieg seine Kräfte. Willenlos sank er auf eine Gartenbank, begrub sein Gesicht in beiden Händen, um Nichts zu sehen, Nichts zu hören, bis ihm Fassung und Ruhe zurückkehrten. Aber mochte er auch seine Augen vor Allem, was sich ihnen aufdrängte, standhaft verschließen: dem Ohre konnte er nicht wehren, Worte zu vernehmen, die wie Dolchspitzen in sein Herz fuhren.

„Und keinen Grund, wäre er auch noch so haltlos, noch so nichtig, willst Du mich erfahren lassen? Du willst den Meineid, den Du nicht rechtfertigen kannst, nicht einmal entschuldigen?" So klang die aufgeregte Stimme Arthur Stanley's durch die stille Einsamkeit des Gartens. „Längst wußte ich, daß Schönheit und Reichthum Deinem treulosen Geschlechte Alles sind, aber an Dich glaubte ich, Dich hielt ich für auserlesen — und nach sechs kurzen Monaten schon konntest Du Deiner Liebe, Deines Gelübdes vergessen, und leichtfertig die Schranken durchbrechen, die, wie Du sagtest, uns für immer trennten! Wahrhaftig, recht Viel für so kurze Zeit!" Und er lachte bitter und höhnisch.

„Kurze Zeit," sagte Marie mit matter Stimme, „aber lang genug für Alles, was sie mir auferlegte."

„Was wurde Dir auferlegt?" versetzte Arthur. „Der verzärtelte Liebling eines mächtigen Herrscherpaares, der Abgott einer Nation kam, sah und siegte. Was galt Deiner Ehrsucht das armselige Herz eines Fremdlings, der Nichts besitzt, als sein gutes Schwert? O, ich Thor, der ich einem Weibe vertraute und Wahrheit suchte in Deinen sanftklingenden Worten! Daß ich einfältig genug war, jenen Thränen zu glauben, die Du bei unserer Trennung weintest! Du logst; keine Schranke stand zwischen Dir und mir, wie dürftest Du sonst Morales Weib sein? Du hast mich nie geliebt. Jenes erste Lächeln, mit dem Du mein Herz trafest, war so heuchlerisch, wie Deine Abschiedsthränen. Du wolltest Dich nur an meiner Liebe weiden, um Deiner Eitelkeit einen Triumph zu bereiten und das letzte Glück, das dem Verbannten winkte, hohnlachend zu zertrümmern! Und doch liebe ich Dich — o mein Gott — so tief! so tief!"

„Arthur," antwortetete Marie zitternd, „ich habe Dir Unrecht gethan, schlimmes Unrecht, aber belaste mein Andenken nicht mit Vorwürfen, die ich nicht verdiene. Wäre ich verworfen genug gewesen, die heiligsten Gefühle Deines Herzens wach zu rufen, um sie später mit Hohn zu überschütten, hätte ich dann von der Hoffnungslosigkeit unserer Liebe gesprochen? Würde ich Dir geschworen haben, mich zu verlassen, ja mich zu vergessen, wenn ich nicht zu wohl gefühlt hätte, wie sehr ich Dich liebte? O Arthur, vermehre nicht die Qualen dieser Stunde durch ungerechte Anklagen! Ich habe Dir wehe gethan durch meine unglückselige Schönheit, durch meine zu schnell von Dir erkannte Liebe, aber mehr habe ich mir nicht vorzuwerfen. Ich habe Dir nie verschwiegen, daß ein unbeugsames Verhängniß über uns waltete, daß ich nimmer die Deine werden konnte!"

„Und doch heirathetest Du Morales! Mußte nicht jenes Verhängniß auch ihn unerbittlich von Dir scheiden? Ist er ein Anderer, als ich? Sagtest Du nicht einst, Deine Hand sei keinem Anderen verpfändet, Du seiest frei und wolltest es bleiben, weil nur mir Dein Herz gehörte?"

„So glaubt denn von mir, Sennor Stanley," entgegnete Marie fest, „was das Herz Euch glauben heißt; haltet mich für treulos und meineidig, nur vergeßt mich. Reißt mein Andenken aus Eurem Herzen, gönnt einer Un-

würdigen keinen Eurer Gedanken! Dichter und undurchdringlicher für Euch als je, ist der Schleier des Geheimnisses, der mich und mein Schicksal verhüllt, und den ich nicht einmal zu meiner Rechtfertigung lüften darf. Laßt immerhin Eure Liebe ob meiner Treulosigkeit zu Verachtung werden — aber verlaßt mich!"

„Ich will nicht!" brach Arthur ungestüm aus und warf sich ihr in wilder Leidenschaft zu Füßen. „Marie, ich kann Dich nicht so verlassen. Sag' mir, daß unerwarteter Zwang und nicht Dein freier Wille Dich zum Weibe dieses stolzen Spaniers machte; sag', daß Deine Neigung nicht gefragt wurde, daß keines Deiner Worte ihn in dem Wahn bestärkte, von Dir geliebt zu werden, sag', daß Dein Herz nicht aufgehört hat, für mich zu schlagen — und ich will Deiner segnend gedenken!"

„Das fordert nicht, Sennor Stanley. Solche Worte wären freche Verletzung der Weiberpflicht — und wisset, daß mehr als Pflicht, daß Dankbarkeit und Verehrung mich an den Mann ketten, der zwischen Euch und mich getreten. Nein, Sennor, Ihr könnt nicht ernstlich wollen, daß ich so tief sinke. Steht auf! Solches Gebahren schändet Euch und mich, steht auf und verlaßt mich — wir dürfen uns nimmer ohne Zeugen wiedersehen!"

Arthur zitterte unter dem erstickenden Drange widerstrebender Gefühle; vergebens kämpfte er gegen den überwältigenden Eindruck der Würde, welche in diesen einfachen Worten lag. Noch hatte Marie nicht eine einzige, schwache Entschuldigung versucht, und schon bereute er die grausame Ungerechtigkeit der Anklagen, mit denen er sie überhäuft hatte. Willenlos stand er auf und wandte sich, um seine Bewegung zu verbergen, seitwärts — als er aufblickte und Don Ferdinand Morales gewahrte.

Dahin war Stanley's mildere Stimmung. Der tobende Grimm der Leidenschaft, welchen Mariens würdevolle Haltung fern gehalten hatte, entlud sich jetzt in schrankenloser Heftigkeit gegen Morales. Die ungeahnte Nähe des Verhaßten, der ihn aus Mariens Herzen verdrängt hatte, ließ Arthur glauben, er sei in dieser Unterredung schändlich belauscht worden und steigerte die Erregtheit seiner Stimmung fast zum Wahnsinn. Sein Schwert flog aus der Scheide und mit dem Tone eines Tobsüchtigen rief er: „Tyrann, Feigling! Willst Du auch den Spion spielen? War es nicht genug, mir einen Schatz zu rauben, dessen Werth Deine blöden Augen nie erkennen werden? Ihre Liebe gehörte mir, ehe Du zwischen uns tratest, ehe Du durch niedrige Künste und Gewalt sie zwangest, Dir zu gehören! Willst Du mir ausweichen, Dich weigern, meinem Schwerte zu begegnen? Zieh, oder ich heiße Dich einen Feigling Angesichts aller Welt!"

Mit einem schwachen Schrei warf sich Marie zwischen beide Männer, aber ihr versagte die Kraft. Sie wäre hingestürzt, hätte nicht Morales sie mit dem linken Arm aufgefangen. Sie war jedoch nicht bewußtlos, vielmehr war jeder ihrer Sinne überreizt, und durch diese aufregende Scene zu mehr als natürlicher Schärfe gesteigert. Um sie im Falle aufzuhalten, war Morales nur einen Schritt vorgetreten, dann stand er da, groß und edel, in hoher, ehrfurchtgebietender Gestalt, mit dem linken Arme Marien umfassend, den rechten zur Abwehr gegen Arthur erhebend.

„Stecke Dein Schwert ein," sagte er gelassen und richtete sein großes Auge mit mehr kummervollem als zornigem Ausdruck auf den Gegner. „Ich will nicht mit Dir kämpfen, magst Du mich auch heißen, wie Du willst. Ich fürchte weder Dein Schwert, noch Dich, aber jetzt heiße ich Dich von dannen gehen, unglücklicher Jüngling. Ist diese gewaltsame Stimmung erst vorüber, so wird Deine Unbesonnenheit Dich reuen und schwerer wird es Dir werden, Dich selbst nicht zu hassen, als mir, Dir zu verzeihen.

Geh', Du bist jetzt Deiner nicht mächtig — das hieße nicht mit gleichen Waffen kämpfen!"

Stanley senkte unwillkürlich das Schwert. „Ich gehorche Euch," sagte er dumpf und tonlos, „aber zuvor hört mich, Don Ferdinand! Bis jetzt waren wir Freunde und Waffengefährten — und mit diesem Augenblick ist jedes Band zwischen uns für immer zerrissen! Ich bin Euer Feind, der geschworen hat, Euer Leben zu nehmen oder das seinige zu verlieren. Ich will Euch zwingen, meinen Waffen zu begegnen, und wenn Ihr mir ausweicht, Euch verfolgen, bis an der Welt Ende, um Euch hämischen, feigen Spion zu züchtigen!"

Ein bitteres Hohnlachen gesellte Arthur zu diesen giftigen Worten und stieß mit heftigem Ruck sein Schwert in die Scheide zurück. Der Schritt seines bespornten Fußes ward noch eine kurze Weile gehört, dann war Alles still — und Mann und Weib standen schweigend nebeneinander.

Es war eine lange, peinliche Pause. Noch immer stand Morales unverändert da in Haltung und Blick. Es sprach nur ein Gefühl, nur ein Gedanke aus diesen gemeißelten Zügen, denen Marie schüchtern zu begegnen suchte, aber vergebens — das schwache Weib sank unter dem wuchtenden Eindruck des Erlebten in ihres Mannes Armen zusammen.

XIV.

In den ersten peinlichen Augenblicken des wiedererwachten Bewußtseins sandte Marie ihre Blicke vergeblich suchend durch das Gemach, in welches sie Morales auf seinen Armen getragen hatte. Schmerzlich mußte sie es empfinden, daß heute zum ersten Mal ihr Gatte von ihr gewichen war und sie fremder Sorgfalt überlassen hatte. Eine Weile saß sie aufgerichtet und reihte alle Einzelnheiten jener Stunde, jedes Wort, das gesprochen, jede Empfindung, von der sie überwältigt worden, zu qualvoller Erinnerung aneinander. Warum konnte sie nicht sterben? So fragte sie sich verzweifelnd, als sie des grausen Erlebnisses gedachte, das ihr dieser Tag gebracht. Warum mußte es ihre unselige Bestimmung sein, das Glück derer zu vernichten, die sie liebten? — Und doch mußte sie sich gestehen, daß sie seit jenem unheilvollen Augenblicke inniger als je ihren Gatten liebte, daß sie seiner kummervollen Züge unablässig gedachte und nur mit Entsetzen der Erinnerung an Arthurs wutherfüllte Drohung Raum gönnte.

„Sennor ist fortgegangen, als Ihr Euch zu erholen anfinget," bemerkte Mariens Kammermädchen, welche aus den beredten Blicken ihrer Herrin errathen hatte, wen sie suchte. „Er wartete, bis Euer Bewußtsein zurückkehrte und brach dann nach dem Schlosse auf, wohin man ihn entboten hatte."

„Nach dem Schlosse!“ wiederholte Marie für sich. „Er wird mit brechendem Herzen seine Pflicht thun, seinen Platz einnehmen und seines Amtes warten; sie werden seine Ruhe, seine Weisheit preisen und Keiner ahnt, daß sein Weib, sein geliebtes Weib, seinen hohen Geist in den Staub gebeugt und den Glanz seines Hauses getrübt hat. Gieb wohl Acht, wenn er zurückkehrt,“ fügte sie laut hinzu, „und bleibe Du allein in meiner Nähe.“

Unter Schweigen und Sinnen war fast eine Stunde verflossen, als plötzlich Marie aufsprang, hastig ein Gewand überwarf und dann stehen blieb, als ob sie auf ein entferntes Geräusch horchte. Nach einigen Minuten wandte sie sich zu ihrer Dienerin und sagte in bestimmtem Tone: „Sennor ist zurückgekehrt. Rufe Alberich!“

Der Page kam, und sie fragte ihn, ob Fremde mit Morales gekommen.

„Nein, Sennora, er ist allein,“ lautete die Antwort. „Er ging sogleich in sein Cabinet und wollte nicht gestört werden.“

* * *

Nach zehn Minuten stand Marie in ihres Mannes Cabinet, aber sie wurde nicht von ihm bemerkt. Zum ersten Mal überhörte er ihren leichten Schritt. Seitdem er von Mariens Seite gewichen war, hatte er mit eherner Gewalt den unsäglichen Schmerz niedergehalten und Blick und Ton im königlichen Rathe standhaft beherrscht — doch hier, in der Stille seines Gemaches unterlag der mächtige Wille, und tosend schlugen die Wellen des herbsten Leidens über ihm zusammen. Nichts anderes hatte er aus diesem Schiffbruch seines ganzen Lebensglückes gerettet, als die traurige, unerbittliche Wahrheit, daß er nie geliebt worden. Erst jetzt hellte ihm die Wirklichkeit dieses Tages alle Erinnerungen aus dem Cedernthale zu furchtbarem Verständniß auf, jetzt erst begriff er, warum ihn Henriquez flehentlich gebeten

hatte, Marien unwandelbar zu schützen und zu lieben — und er ward inne, daß Vater und Tochter ihn schwer getäuscht hatten.

„Ferdinand,“ rief eine von Seelenangst fast erstickte Stimme, und aufblickend sah Morales sein Weib an seiner Seite knien. „Ferdinand, wende Dich nicht von mir, hasse mich nicht. Ich habe ja nur Dich!“

Er versuchte, ihr seine Hand zu entziehen, aber der leidende Ton dieser Worte überwältigte ihn. Er schlang den Arm um sie, zog sie an sich, und große, heiße Thränen entrollten den Augen des starken Mannes. Leise und flehentlich bat ihn Marie, sie zu hören, ehe er sie verdammte.

„Nicht so,“ erwiderte er und versuchte sie aufzurichten.

„Doch, doch, Ferdinand! Ich will nicht aufstehen, bis Du sagst, daß Du mir vergiebst und Dein Weib wieder an Dein Herz schließen willst. Ich habe nicht an Dir gesündigt. Wäre ich treulos in Gedanken oder Worten, so flehete ich Dich nicht kniend um Vergebung, sondern krümmte mich zu Deinen Füßen und stürbe. O wüßtest Du, wie oft ich mich gesehnt, Dir Alles zu bekennen, wie sehr ich gelitten unter dem Bewußtsein, alle Deine Liebe, all' Dein harmloses Vertrauen nur mit Täuschung zu vergelten! Du ahnst es nicht, wie ich unablässig zitterte, daß ein Anderer Dir Alles verrathen könnte — ach, hätte nicht dieser Tag so tiefes Wehe gebracht, so möchte ich ihn segnen, daß er mich der Wahrheit zurückgiebt!“

„Du hast mich also nie geliebt, warst treu nur aus Pflichtgefühl und nicht aus Liebe? — Marie, werde ich Dein Geständniß tragen können?“

„Ja, Ferdinand, denn ich liebe Dich! Nächst Gott kannst nur Du mir Ruhe und Frieden wiedergeben. Die ersten Flammen jugendlicher Leidenschaft, die jener Fremdling anfachte, ehe ich den Abgrund ahnte, dem ich zueilte, konnte ich Dir nicht bieten, aber jetzt hänge ich an Dir allein,

und gehöre nur Dir. O, rufe mich zurück an Dein Herz, und laß mich dort ewig ruhen. Vergieb mir, Ferdinand, gieb mir Deine Liebe wieder — rette mich vor meinem eignen Selbst!"

„Jetzt und auf immer!" rief Ferdinand, alles Seelenleidens vergessend, und zog Marien mit sanfter Gewalt an seine Seite. „Dein kindliches Vertrauen gilt Jahren des reinsten Glückes gleich. Was Du erlebt und gelitten, erzähle getrost und fürchte Nichts!"

Marie gehorchte, und es war ihr, als ob ihr Herz von der schweren Bürde langer Lebensjahre befreit, neu zu schlagen begann. Was sie seit ihrem und Arthurs erstem Begegnen bis zu dem peinlichen Auftritt des kaum verflossenen Tages erlebt, alle Zweifel, die sie gehegt, die Gewissensbisse, unter denen sie gelitten hatte — Alles enthüllte sie ihrem Manne, der sie unbewußt immer näher an sich zog, und manches schmerzliche Gefühl, das ihm diese Mittheilung unausbleiblich bereiten mußte, ob ihrer kindlichen, rührenden Offenheit überwand. Er hatte, als er vom Schlosse zurückkehrte, und die Stille seines Gemaches aufsuchte, nur schwarze Schatten gesehen, die sich um sein ganzes künftiges Leben lagerten, — und jetzt war Beiden unter den leuchtenden Strahlen der siegenden Wahrheit ein neuer Morgen angebrochen!

„Und Arthur?" fragte Marie, als sie geendet hatte, und sah ihrem Manne mit dem furchtlosen Blicke der Herzensreinheit in's Antlitz. „Du wirst ihm vergeben, Ferdinand? Er wußte nicht, was er sprach."

„Vertraue mir, Marie! Ich bedaure ihn und vergebe ihm. Er wird mich noch achten lernen, trotz Allem, was zwischen uns liegt."

Wochen vergingen und Marie fühlte sich allmälig zum Vollgefühle einer ruhigen, glücklichen Stimmung emporgetragen. Sie mußte sich gestehen, daß das Bewußtsein des geheimen Unrechts, welches sie an ihrem Manne

begangen und die beständige Furcht vor Entdeckung des Vergangenen weit grausamer ihr Herz zerfleischt hatten, als alle Erinnerung an ältere Gefühle. Nur im Gebete noch gedachte sie Arthur Stanley's, wenn sie den Gott ihrer Väter anflehte, Ruhe und Frieden in das Herz des unglücklichen Verbannten zu tragen. Aber wie konnte dieser zu milderen Gefühlen zurückkehren, da er sich von ihr verrathen glaubte? Wie konnte er ihr vergeben, da er nie erfahren durfte, warum die Schranken, die ihn von Marien trennten, für Morales nicht vorhanden waren?

Don Luis sah sich getäuscht. Er hatte in triumphirender Gewißheit gewähnt, den Keim ewiger Entzweiung in das Herz der Gatten zu tragen und mußte nun sich überzeugen, daß Morales seinem Weibe inniger und wärmer hingegeben war, als zuvor, daß die Unruhe, welche Marien seit ihrer Verheirathung verfolgt hatte, gewichen war und sie ihres Mannes Liebe unbefangen und herzlich erwiderte. Aber wenn auch geschlagen, war Don Luis doch nicht besiegt. Je stolzer und kälter er von Morales behandelt wurde, je kürzer und wortkarger dieser jede seiner Anreden abfertigte, desto glühender loderte die Rachsucht auf in seiner Brust, schwellte sein giftiges Herz und trieb ihn, die Ausführung seiner Anschläge zu beschleunigen.

XV.

Ferdinand und Isabelle pflegten am Schlusse jedes Monats die Weisesten und Fähigsten ihres Hofes zu versammeln, um über staatliche und kirchliche Interessen vertraulich zu verhandeln. Es war eine natürliche Folge des Ansehns, welches Morales genoß, daß seine Stimme in solchem Rathe nicht fehlen durfte, und wirklich war auch diesmal gegen den Schluß des Monats die übliche Ladung an ihn ergangen. Je näher indeß der anberaumte Tag rückte, desto bänger und beklommener wurde seine Stimmung. Er fühlte sich in Geist und Herzen von einem nie gekannten Drucke belastet, den er weder zu erklären, noch zu bannen wußte. Es war ihm, als zöge ein unabwendbares Unheil immer drohender gegen diesen Tag heran und nur mit dem ganzen Aufwande seiner Selbstbeherrschung gelang es ihm, unbefangen wie sonst vor Marien zu erscheinen. Doch als der Abend kam und er zum Abschied in seines Weibes Zimmer trat, brach die langgehegte Angst überwältigend hervor und legte sich erstickend um sein Herz. Er schlang seinen Arm um Marien und stand schweigend neben ihr.

„Du willst schon aufbrechen?" fragte Marie. „Sonst pflegten die Versammlungen auf dem Schlosse später ihren Anfang zu nehmen."

„Allerdings, Marie," erwiderte Morales, „aber ich werde mich diesen Abend nicht, wie sonst, zu Pferde dorthin

begeben. Ich fühle mich seltsam beklommen und ziehe es vor, mir durch mäßige Bewegung in der Abendluft Erleichterung zu verschaffen."

Marie blickte ängstlich auf. Er war recht blaß, und auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. „Dir ist nicht wohl," sagte sie besorgt. „Gehe heut' Abend nicht auf's Schloß, Ferdinand — bleibe bei mir; man wird Deiner nicht so dringend bedürfen."

Morales schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich muß gehen, denn ich wüßte mein Ausbleiben nicht zu entschuldigen. Ich wollte, es wäre jeder andere Abend; gar gern bliebe ich heute bei Dir — indeß das sind eitle Wünsche. Ich habe nie vor dem Rufe der Pflicht gezittert, Gott allein mag wissen, was diesmal meinen Muth in Bande schlägt! Doch das Alles wird vor dem frischen Hauche der Nachtluft verfliegen, drum sieh mich nicht so ängstlich an, theure Marie!"

„Die Luft ist nicht frisch," sagte Marie, „kein Blatt am Baume regt sich, kein kühlendes Lüftchen bringt Erquickung. Es ist eine recht schwüle Stille, und ich glaube, es zieht ein schweres Gewitter herauf."

„Immerhin, so mag wohl die unerträgliche Schwüle so drückend auf mir lasten. Oder fürchtest Du, das Gewitter werde mir Schaden bringen? Beruhige Dich; ich that Unrecht, Dich mit thörichten Ahnungen zu erschrecken. Fasse Dich, Marie, und mache mir den Abschied nicht schwer!"

Er küßte sie, wie zum Scheiden, aber dennoch zögerte er in augenscheinlicher Unentschlossenheit, bis er, von einem plötzlichen unwiderstehlichen Antriebe fortgerissen, sie stürmisch an sein Herz drückte und leise sprach: „Gott schütze Dich nun und immerdar, mein geliebtes Weib!" . . . . . Im nächsten Augenblicke war Marie allein.

Als Morales sein Haus verließ, drang eine schwere,

drückende Luft auf ihn ein. Die Straße war bei dieser beklemmenden Schwüle menschenleer, und überall wurden wegen des heraufziehenden Gewitters Fenster und Thüren sorgfältig geschlossen. Immer schwärzer und dichter schoben sich Gewitterwolken an der Himmelsdecke zusammen und das Zwielicht der Dämmerung ging urplötzlich in tiefe Finsterniß über. Morales blickte unwillkürlich nach Westen, wo erst vor einer halben Stunde die Sonne in strahlendem Glanze hinter einer Anhöhe verschwunden war, und die undurchdringliche Schwärze noch nicht jede Spur des Abendrothes zu bedecken schien. Auf dem Rande des Hügels ruhte, weithingelagert, eine hochrothe Wolke, doch nicht in der herrlichen Farbe des Abendrothes spielend, sondern wie von unsichtbarer Hand tief in Blut getaucht. Vergebens suchte Ferdinand das Auge von dieser unheimlichen Erscheinung abzuwenden, die sich langsam in Bewegung setzte. Obgleich die Wolke sichtlich an Umfang abnahm, so blieb ihr doch unverändert dieselbe blutrothe Farbe, welche mit der tiefen Schwärze des Himmels schauerlich contrastirte. Langsam ging Morales in der Richtung nach dem Schlosse vorwärts, von Zeit zu Zeit aufblickend und von eiskalten Schauern durchrieselt, als jene unheimliche Erscheinung unablässig vor ihm hertrieb. Blitzstrahlen fuhren durch die Nacht, der Donner grollte in der Ferne, und immer noch eilte die Wolke dem nächtlichen Wanderer voran, um über die entlegenste Stelle des Weges, bekannt unter dem Namen Calle Solebad, wie festgebannt zu stehen. Dort verkleinerte sich allmälig die blutrothe Masse vor Morales angestrengten Blicken, bis sie in dem Augenblick, da sie an der erwähnten Stelle über seinem Haupte stand, in schwarze Schatten zerfloß und unbegrenzte Finsterniß ringsum Alles bedeckte.

An demselben Abend kam Arthur ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang nach Hause. Von der Hitze und den dienstlichen Geschäften des Tages erschöpft, schnallte er hastig sein Schwert los, schleuderte es nachlässig hin und warf sich, nachdem er einen wie gewöhnlich bereitstehenden Becher Wein geleert hatte, auf sein Lager. Bald war er in so tiefen Schlaf versunken, daß er kaum zu athmen schien.

Es mochten einige Stunden vergangen sein, als plötzlich ein laut brüllender, langhinrollender Donnerschlag den Schläfer weckte. Arthur fuhr von seinem Lager auf, aber die schwärzeste Nacht umgab ihn. Der Schlaf hatte ihm keine Erquickung gebracht, er fühlte sein Gehirn von unerträglichem Drucke belastet. Ihm war, als legte sich die dichte Finsterniß wie ein ungeheurer Eisenklumpen erstickend auf seine Brust. Wie, um sich von dem unveränderten Dasein der gewohnten Gegenstände zu überzeugen, tastete er mit beiden Händen umher, sprang dann auf, suchte den Weg zum Fenster und öffnete es hastig. Die entfesselten Mächte, welche draußen in wilder Empörung durcheinander ras'ten, waren Arthur, dem eine nie gekannte, dörrende Gluth in Mark und Gebein wühlte, willkommen. Ein Blitzstrahl fuhr spielend über die spiegelhelle Scheide seines Schwertes; er gürtete es um und warf seinen Mantel über die Schultern. Damit beschäftigt, fuhr er absichtslos mit der Hand über den obern Theil der Scheide, aber erstaunt hielt er inne, als er den Griff des Schwertes vermißte. Vergeblich' fühlte und tastete er an der Scheide auf und nieder — der Griff fehlte, die Scheide war leer.

Umsonst quälte sich Arthur mit Vermuthungen, umsonst suchte er seinem Gedächtniß eine Erklärung dieser räthselhaften Thatsache zu entringen — je mehr er nachsann, desto verworrener wurden seine Gedanken. Seine Stirn brannte, wie von glühenden Reifen umschlossen, seine Lippen waren trocken und ausgedörrt und kaum vermochte er sicheren

Schrittes das Zimmer zu durchmessen. Er rief nach Licht und erschrak vor dem hohlen, unnatürlichen Klange seiner eigenen Stimme. Pedro und Juana, die sich vor einer Stunde zur Ruhe begeben hatten, und denen diese nächtlichen Zimmerwanderungen nichts Neues mehr waren, kümmerten sich wenig um den Ruf nach Licht, zumal da er nicht wiederholt wurde. Doch als sie wenige Minuten darauf Sennor Stanley die Thür aufreißen und aus dem Hause stürzen hörten, mußte nothgedrungen die alte Juana ihrem Manne darin beipflichten, daß Jeder, der um diese Stunde, in so schrecklicher Nacht das Haus verließe, nur Werke der Finsterniß im Schilde führen könnte.

Arthur's Weg wurde hin und wieder von lebhaften Blitzstrahlen erhellt. Das Toben der entfesselten Elemente schien ihn sich selbst wiederzugeben und von dem merklärlichen Drucke zu befreien, der ihn hinausgetrieben hatte. Mechanisch, vielleicht auch um einigen Waffengefährten, die um diese Zeit aus dem königlichen Rathe zurückkehren mußten, zu begegnen, und sich in ihrer Gesellschaft seiner peinlichen Stimmung zu entschlagen, schlug er die gewohnte Richtung nach dem Schlosse ein. Als er sich der Calle Soledad näherte, wurde der Weg plötzlich schlüpfrig von einer dicken Flüssigkeit, die deutlicher zu erkennen die Dunkelheit ihm hinderte. Schon wollte Stanley unbekümmert die eingeschlagene Richtung verfolgen, als er stolperte und auf einen schweren, quer über dem Wege liegenden Körper fiel. Nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte, erkannte er beim Lichte eines Blitzstrahles, daß dieselbe klebrige Flüssigkeit, welche rings den Boden bedeckte, auch an seinen Kleidern und Händen haftete. Von Schrecken erstarrt, blieb Arthur Stanley stehen, bleich und geisterhaft, wie ein Marmorbild. Kein Laut, kein Schrei entfuhr ihm. Der Donner rollte über seinem Haupte und Blitz auf Blitz umspielte neckisch den seltsamen Gast, der regungslos und betäubt neben der Ursache seines Entsetzens stand.

XVI.

Eine Reihe der Edelsten und Weisesten Castiliens und Arragoniens war unter dem Vorsitze des Königs im Schlosse versammelt, aber Keiner wagte, die Berathung zu eröffnen. Unter dem Eindrucke des Unwetters, welches draußen tobte, hatte sich Aller eine dumpfe, gedrückte Stimmung bemächtigt und statt der lebhaften Unterhaltung, die sonst den Tisch umkreiste, schlich diesmal nur leises Flüstern von Mund zu Mund.

Schon mehr als zwei Stunden waren nach der festgesetzten Zeit verflossen, und noch immer wurde Morales erwartet. Wiederholt hatten die Gäste sowohl als der König nach seinem leerstehenden Sitze geblickt, aber Keiner wagte seinem Befremden Worte zu geben. Morales hatte nie gefehlt, wenn der König rief — warum blieb er heute zurück?

Ein zackiger, blendend heller Blitzstrahl fuhr plötzlich weithin durch den Saal und wurde fast unmittelbar von einem Donnerschlage begleitet, so laut und brüllend, als ob tausend Kanonen zugleich sich entluden und unter der Wucht des Schalles die Erde erzittern ließen.

„Ich beneide Keinen, der zu dieser Stunde nicht unter sicherem Dache ist," bemerkte halblaut der Herzog von Murcia.

„Es ist vielleicht der vorauseilende Schatten kommenden

Unheils," meinte Don Felix de Estaban. Solches Unwetter war von je das Vorzeichen eines Unglücks für Spanien."

„Nun," brach der König plötzlich aus, indem er der vorwiegenden geheimen Besorgniß Aller unverhohlen Ausdruck lieh, „wenn Sennor Morales in diesem Unwetter ein Leids widerfahren ist, so hat es allerdings schweres Unheil über Spanien gebracht. Wer sah ihn zuletzt?"

Don Felix de Estaban antwortete, daß er Ferdinand Morales noch vor Sonnenuntergang gesehen und aus seinem Munde den Vorsatz vernommen hätte, die Berathung zu besuchen.

„Dann ist ein Unglück geschehen!" rief der König mit schlecht verhehlter Angst. „Wir thaten Unrecht, so viel Zeit zu verlieren. Don Alonzo de Aguilar, laßt einen Trupp Soldaten unter Eurer Anführung jeden Weg, der von diesem Schlosse zu Don Ferdinands Hause führt, durchsuchen, und findet Ihr keine Spur des Vermißten, so fragt nach ihm in seinem Hause — aber kehrt nicht ohne Nachricht zurück!"

„Vielleicht ist Donna Maria leidend," bemerkte der Herzog von Murcia.

„Donna Maria?" unterbrach ihn der König. „Dann kennt Ihr Morales nicht. Er thäte dennoch seine Pflicht, und wäre es auch mit brechendem Herzen. Nur schwere Krankheit oder Tod verhindert ihn!"

Don Alonzo hatte bereits den Saal verlassen und unheimlicher noch als zuvor wurde das Schweigen, welches durch die Versammlung ging. Jeder fühlte die Wahrheit der Worte, mit welchen der König seine Besorgniß aussprach und sah der Wiederkehr Don Alonzos mit ängstlicher Spannung entgegen. So war fast eine Stunde vergangen, als vom Schloßhofe ein wüster, verworrener Lärm heraufdrang.

„So schnell kann doch Alonzo nicht zurückkehren," bemerkte der Herzog von Murcia; doch kaum hätte der König, welcher aufmerksam lauschte, dem Sprechenden ein ungeduldiges Zeichen zum Schweigen gegeben, als die Thüren des Saales aufflogen und Don Alonzo eintrat.

„Ihr Heiligen des Himmels!" rief König Ferdinand und willenlos stimmte seine Umgebung in den Ausruf ein, als der Zurückgekehrte mit todtenbleichen Wangen und verstörten Blicken dem nächsten Sitze zuschwankte. „In des Himmels Namen, welchen Schrecken seid Ihr begegnet, daß Ihr, der Tapfersten einer verzagen konntet? Wo ist Morales? Habt Ihr ihn gefunden?"

„Ja," murmelte Don Alonzo, sichtbar nach Kraft ringend.

„Und wo ist er? Warum kommt er nicht hierher? Warum achtet er nicht unserer königlichen Ladung?" fuhr der König fort und verrieth durch die Unruhe, mit welcher er Frage auf Frage häufte, wie sehr er Don Alonzos Antwort fürchtete. „So sprecht doch, was hielt ihn zurück?" fügte er nach einer Weile hinzu, da der Gefragte fortwährend schwieg.

„Der Tod!" antwortete Don Alonzo und hauchte die ganze Wucht des lang verhaltenen Schmerzes in das einzige Wort. Langsam stand er auf, kniete vor dem Könige nieder und sprach in jenem tiefen, concentrirten Tone, der kein Ohr verfehlt:

„Mein König, er ist ermordet!"

„Ermordet!" schrie Ferdinand auf und zahllos wiederholt scholl das Schreckenswort durch den Saal. „Ermordet!? Don Alonzo —" und bei diesen Worten legte er, seine gewöhnliche Zurückhaltung vergessend, die Hand auf des Angeredeten Schulter — „wie kann das sein? Wer konnte die Mörderfaust erheben gegen ihn, den unser Volk nicht minder liebte, als wir? Unmöglich! Ihr sahet eine Leiche und

der Schreck verwirrte Eure Sinne — aber Morales war es nicht!"

„Gnädiger Herr, auch ich glaubte es nicht," versetzte Don Alonzo de Aguilar, „aber der Leib des ermordeten Kriegers, welcher unten in der Halle liegt, ist der blutige Zeuge meiner Worte."

Ohne ein Wort zu erwidern, verließ der König den Saal und eilte die lange, gewundene Treppe hinab in die Halle, wo der Gemordete mit einem Mantel bedeckt auf einer Bahre lag und von Soldaten bewacht wurde. Ferdinand trat heran, schon streckte er die Hand aus, den erschlagenen Leib aufzudecken, aber zitternd zog er sie zurück, als vermöchte er nicht so rasch das Unglaubliche mit eigenen Augen bestätigt zu sehen. Einen Augenblick stand er mitteninne zwischen Verzagtheit und Entschluß, dann riß er mit einem jähen Ruck die Decke von dem Leichnam. Da lag die edle Gestalt kalt und starr im Tode! Ferdinand strich das rabenschwarze Haar, welches von geronnenem Blute klebte, von der marmorweißen, hohen Stirn und blickte lange in das gebrochene Auge, dessen mächtiger Feuerblick für immer entflohen war. Auf Wangen und Lippen lag die fahle Bläße des Todes und die krampfhaft geballte Linke bezeugte den starken, stechenden Schmerz des Todeskampfes. Der meuchlerische Stoß war von hinten und mit teuflischer Sicherheit geführt worden, denn des Gemordeten rechte Hand ruhte steif an dem Griffe des noch unentblößten Schwertes: es war die letzte, unwillkürliche Bewegung des entfliehenden Lebens gewesen.

Eiskalter Schauer durchrieselte die Umgebung des Königs, als dieser die Leiche aufdeckte. Es war ein Anblick, der manchem abgehärteten Krieger Thränen entlockte und die tapfersten Herzen überwältigte. Erst allmälig sammelten sich die Gemüther zu klarem Bewußtsein des ungeheuren Verlustes, den

König und Volk erlitten hatten und entluden sich in einem wilden Schrei nach Rache.

„Und wer hat die niederträchtige That begangen?" fragte der König. „Sagt an, Don Alonzo, habt Ihr keine Spur des Meuchelmörders entdeckt?"

„Mehr als Spur," erwiderte der Gefragte, „wir haben uns seiner versichert!"

„Wohlan," rief Ferdinand mit zornfunkelndem Blick, führt ihn hierher, damit wir ihn über seine unritterliche That vernehmen und zum Martertode verurtheilen! Stellt ihn seinem Opfer gegenüber!"

Alonzo winkte einigen Soldaten, welche den Gefangenen hereinführten. Hut und Mantel wurden ihm abgenommen — es war Arthur Stanley. Seine Kleider und Hände waren mit Blut besudelt, seine Augen unterlaufen und matt; schlaff und zitternd, mit gesenktem Haupte stand er mitten in der Halle, als müßte er unter der Gewalt der durchbohrenden Blicke, welche ihn rings betrachteten, widerstandslos zusammensinken.

„**Stanley!!**" brach der König aus, und in demselben Augenblick flogen Flüche und Verwünschungen lauter und furchtbarer als zuvor von Mund zu Mund. „Tod dem niederträchtigen Engländer! Tod dem undankbaren Fremdling! Tortur und Tod!" so scholl es wild und wüst durch die Halle, und nur mit Mühe gelang es, den Gefangenen vor der Wuth der empörten Soldaten zu schützen.

„Es war mein Feind," murmelte Stanley, ohne zu bedenken, welch gewichtiges Zeugniß er gegen sich selbst ablegte, „er raubte mir mein Glück und trug Jammer und Verzweiflung in mein junges Leben. Ich schwor sein Leben zu nehmen oder das meinige zu verlieren — aber nicht also wollte ich mich rächen, sein Mörder bin ich nicht. Mein Leben möchte ich dahin geben, um diesen, der kalt und blutig

daliegt, zurückzurufen und um Vergebung zu bitten für den Haß, den meine Brust wider ihn hegte; aber berührt habe ich ihn nie, mein Schwert ist fleckenlos!"

„Du lügst, Verräther!" fuhr Don Felix de Estaban auf — und hielt die abgebrochene Hälfte einer Klinge empor, deren Rest noch in der Wunde des Ermordeten stach. „Sieh hier den Stahl, den wir neben der Leiche im Blute fanden. Wir kennen Dein englisches Schwert zu wohl, es giebt kein ähnliches in ganz Spanien. Es zersprang bei dem Stoße, weil es, ehrenhafter als sein Träger, solche Schandthat nicht überdauern konnte!"

Ein dumpfer Ausruf des Schreckens entfuhr Arthur, als er den Griff seines Schwertes in Don Felix de Estabans Hand erblickte. Seine Schuld war unwiderleglich dargethan, denn mehr bedurfte es nicht, um selbst den Ungläubigsten zu überzeugen. Stürmisch schaarten sich die Anwesenden um den König und forderten ihn auf, den niederträchtigen Mörder, der solchen Beweisen gegenüber verstummen müßte, ohne Verzug zum Tode zu verurtheilen.

Ferdinand lehnte indeß jede Veränderung des gewöhnlichen Verfahrens entschieden ab. „Man soll nicht sagen," sprach er, „daß wir den Ausländer verdammen, ohne seine Vertheidigung zu hören. Wir alle stehen noch zu sehr unter dem Banne des jähen Schreckens, als daß wir das Für und Wider in dieser Sache ruhig prüfen könnten. Nach sieben Tagen wollen wir gewissenhaft und leidenschaftlos die Schuld des Angeklagten erwägen, bis dahin bleibe er der Obhut des Don Felix de Estaban überantwortet, um vor seinen Richter geführt zu werden, wenn es verlangt wird. Und nun fort mit dem unritterlichen Meuchelmörder!"

Schon schickten sich die Soldaten an, auf Don Felix Wink den Gefangenen enger zu umschließen, als dieser sich mit der Kraft der Verzweiflung einen Weg mitten durch

seine Wächter bahnte und zu des Königs Füßen niederstürzte. „Ich bin nicht Don Ferdinands Mörder," rief er mit dem Ausdruck der unsäglichsten Qual. „Ich habe nicht den scheußlichen Verrath an Ehre und Ritterpflicht begangen, dessen Ihr mich zeihet! Verdammt mich, nehmt mein Leben, denn was soll mir ein Dasein, auf welchem der faule Schimpf der Ehrlosigkeit lastet? Aber unschuldig bin ich, das schwöre ich hier neben der Leiche des Ermordeten und rufe ihn auf bei Allem was heilig ist im Himmel und auf Erden, wenn ich falsch schwöre, sich zu erheben und meine Schuld durch ein Zeichen darzuthun!"

Todtenstille folgte auf diese schauerliche Berufung. Unwillkürlich wandten sich Aller Blicke der Leiche zu, denn noch herrschte der Wahn, daß der Todte Zeugniß ablegen könnte wider seinen Mörder. Aengstlich pochten die tapfersten Herzen, Wangen, die ein thatenreiches Leben gebräunt hatte, erbleichten — aber keines der Zeichen, die nach dem Glauben jener Zeit an die Stelle menschlicher Einsicht treten konnten, ward kund: das geronnene Blut floß nicht wieder, das Auge blieb gebrochen und die kalte Hand rührte sich nicht, um mit dem Finger auf den Gefangenen zu weisen.

Die Königin hatte sich in derselben Nacht während des tobenden Unwetters erhoben und bald darauf mit Befremden das verworrene Getöse vernommen, welches aus dem Schloßhofe und der Halle heraufdrang. Sie befahl einer ihrer Dienerinnen, sich nach der Ursache dieser ungewöhnlichen Störung zu erkundigen und traute ihren Sinnen nicht, als diese mit der Nachricht zurückkehrte, Don Ferdinand Morales liege erschlagen in der Halle und Arthur Stanley sei sein Mörder.

Nicht einen Augenblick zögerte Isabelle, um den wahren Grund dieses, wie sie fest glaubte, unsinnigen Gerüchtes zu erfahren. Doch kaum hatte sie die Halle erreicht, als ihr Arthur mit seinen Wächtern begegnete, und ein Blick auf seinen blutbefleckten Anzug ihr sagte, daß sie die volle Wahrheit gehört hatte. Weder der König, noch seine Umgebung, welche sich in der weiten, spärlich beleuchteten Halle zerstreut hatte, bemerkte Isabellens Eintritt. Ungesehen näherte sie sich der Leiche, kein Schrei des Entsetzens entfuhr ihr, aber indem sie sich weithin über die entseelte Hülle neigte, rief sie schmerzvoll:

„Deine arme, arme Marie!“

Die Wirkung dieser Worte war elektrisch. Bis dahin hatte sich Jeder widerstandslos dem betäubenden Eindrucke des Ereignisses hingegeben und Keiner des unglücklichen, verlassenen Weibes gedacht, das jüngst noch in der Fülle des Glückes und der Schönheit an der Seite desselben Mannes geglänzt hatte, der nun auf der Bahre lag.

Die ungeahnte Gegenwart der Königin und ihr ergreifender Ausruf entlockte manchem Auge Thränen und stimmte jedes Herz zu weicher Theilnahme. „Segen über Dich, Du treues Frauenherz!“ rief Ferdinand, indem er Isabellen mit sanfter Gewalt von der Leiche fortzog. „Wohl haben wir Alle um den Todten geklagt, aber Du mußtest kommen, damit wir auch der Ueberlebenden gedachten? Wer soll der Unglücklichen die Trauerbotschaft überbringen? Wer wird vermögen, ihren Schmerz zu sehen und zu lindern?“

„Ich!“ antwortete Isabelle mit schwer errungener Festigkeit. Noch einen Blick warf sie auf die Bahre, dann nahm sie sichtlich erschöpft den Arm ihres Gemahls. „Laß uns für jetzt diese Stätte meiden, Ferdinands,“ sprach sie tief seufzend, „wir haben die Edelsten unseres Hofes, den einen als Leiche, den andern als Mörder wieder-

gesehn — es war eine furchtbare Nacht für uns und unser Reich!“

* * *

Allmälig leerte sich die Halle, und nur der Erschlagene blieb zurück, um dessen bleiche Lippen die ersten Strahlen des anbrechenden Tages spielten.

XVII.

Lange noch stand Marie am Fenster und blickte Don Ferdinand nach. Es war ihr nicht entgangen, daß er vergebens gesucht hatte, seine gewohnte Ruhe vor ihr zu behaupten und unablässig hallten die tiefbewegten Worte seines Abschieds in ihrer Seele nach. Es war ihr, als müßte sie hinauseilen und den geliebten Mann, dessen Gestalt bereits im ungewissen Scheine des Zwielichts vor ihren Blicken verschwand, an ihre Seite zurückrufen, um ihm wieder und immer wieder zu sagen, daß sein Vertrauen sie glücklich machte und daß sie keine andere Liebe als die seine begehrte. Vergebens versuchte sie diese trübe Stimmung durch die Hoffnung auf Ferdinands baldige Wiederkehr zu verscheuchen — sie fühlte sich einsamer und verlassener als je und sandte unablässig ihre Blicke weit aus, ob nicht ihr Gatte, dem heranziehenden Unwetter auszuweichen, seine Schritte zurücklenkte. Ein jäher Blitzstrahl, begleitet von einem furchtbaren Donnerschlage, fuhr plötzlich blendend über Mariens Antlitz und scheuchte sie auf einen Augenblick vom Fenster zurück. Doch schnell entriß sie sich dem betäubenden Eindruck, um aufs Neue hinzublicken und die Rückkehr Ferdinands zu erwarten — aber undurchdringliche Finsterniß verhüllte draußen Alles, nur eine blutrothe Wolke zog mitten im Leuchten der Blitze und unter dem Brüllen des Donners in gerader Richtung an der Himmelsdecke hin, gleich als

wollte sie der Verlassenen den Pfad bezeichnen, den der Mann wandelte, welchen ihre Blicke vergebens suchten.

Das Unwetter ließ nach, und Marie begab sich zur Ruhe und schlief bis zum Morgen. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, als sie mit einem jähen Schrei aus ängstlichen Träumen auffuhr. Ihr erster Gedanke war das Lebewohl ihres Mannes, das unausgesetzt in ihrer Erinnerung nachtönte, und ängstlich schellte sie ihrem Kammermädchen, um zu erfahren, ob Ferdinand bereits zurückgekehrt war. Manuella erschien und antwortete verneinend.

„So schicke nach dem Palast und laß fragen, ob man ihn dort länger als gewöhnlich zurückhält," versetzte Marie und stand hastig auf, um eine flüchtige Toilette zu machen. Kaum hatte sie diese vollendet, als ein Page eintrat mit der Meldung, daß Männer mit einer Sänfte vor dem Hause hielten und den Befehl an Marien überbrächten, ohne Verzug im Schlosse zu erscheinen.

„O, Herrin, theuerste Herrin, laßt mich Euch begleiten," fügte der Page, in Thränen ausbrechend, hinzu. „Sie sind Alle so still — es muß etwas Schlimmes geschehen sein."

„Schweig," unterbrach Manuella den Knaben, als sie die Wirkung gewahrte, welche seine Worte auf Marien hervorbrachten. „Du tödtest unsere Herrin mit Deinen unklugen Reden."

„Tödten?! Wer ist getödtet?" fuhr Marie auf. „Wo ist Ferdinand?"

„Sennor ist noch im Schlosse, theuerste Herrin," antwortete Manuella rasch. „Dort bedarf man seiner noch, und die Königin schickt eine Sänfte, weil sie auch Eure Gegenwart wünscht." Mit diesen Worten warf sie Marien, die halb bewußtlos Alles mit sich geschehen ließ, ihre Man-

tille um und geleitete sie an die Sänfte. Kaum aber war diese in Bewegung, als Manuella mit plötzlicher Veränderung in Ton und Haltung des Pagen Hand ergriff und mit dem Ausdruck der tiefsten Seelenangst ihm auftrug, der Sänfte zu folgen und eiligst Kunde vom Schlosse zurückzubringen.

Wie lange es währte, bis sie vor der Königin stand, wußte Marie nicht. Auf dem Wege nach dem Schlosse drängten sich Gedanken zusammenhangslos und verworren in ihr Gehirn. Sie eilte mit ihren Vermuthungen an die entferntesten Grenzen der Möglichkeit, aber vergebens: sie vermochte nicht das Ausbleiben ihres Gatten und noch weniger ihre eigene schleunige Ladung zu erklären. Sollte Stanley ihr Geheimniß verrathen haben, um sie und Morales zu verderben? — Es konnte nicht sein — wortbrüchig war er nicht! — . . . Aber konnte er sich nicht durch ihre vermeintliche Untreue seines Wortes entbunden glauben, und hatte er nicht mit den furchtbarsten Drohungen Rache gelobt? . . .

Die Sänfte wurde niedergesetzt. Marie betrat die Halle des Schlosses und blickte umher, ob nicht Morales ihr entgegeneilte, aber umsonst hoffte die Aermste auf Gruß und Willkommen. Todtenstill war Alles rings umher. Männer und Frauen gingen schweigend an ihr vorüber und schienen sie mit tiefem Mitleid zu betrachten. Kein Wort, kein Laut erreichte ihr Ohr. In unsäglicher Angst versuchte sie nach Don Ferdinand Morales zu fragen, aber ihre Worte erstarben in einem tonlosen Zittern der Stimme.

Nach einigen Minuten stand sie vor der Königin.

* * *

Sie hatte es erfahren. Schonend und vorsichtig, um die lähmende Wirkung des urplötzlichen Entsetzens abzuwenden, hatte Isabelle der Unglücklichen das Geschehene mitgetheilt; mit dem innigsten Antheil, der vielmehr eine nahe

Herzensfreundin, als eine Königin verrieth, hatte sie gesprochen, aber zu trösten vermochte sie in diesem Augenblicke nicht. Marie gab sich völlig dem jähen Eindrucke der gräßlichen Kunde hin und ließ im Ausbruch ihres Schmerzes mitten unter Schluchzen und Klagen Worte laut werden, die ihrer königlichen Freundin unverständlich waren. Noch hatte sie über Don Ferdinands Todesart geschwiegen, und doch schien Marie Alles mit Blut und Mord in Verbindung zu bringen und unter wilden Verwünschungen und in zusammenhangslosen Worten sich selbst an die unselige Ursache des grausen Ereignisses anzuklagen. Warum erreichte der Tod nicht mich?" wiederholte sie händeringend. „Gerade jetzt gingst Du von mir — jetzt, da ich gelernt hatte, Dich zu lieben, jetzt, da Du jeden Schmerz, den Dir um meinetwillen die Vergangenheit gebracht, verzeihen konntest: jetzt lässest Du mich allein, freund- und trostlos hier zurück!"

„Nicht freund- und trostlos, so lange Isabelle lebt!" rief tief ergriffen die Königin, indem sie näher zu Marien trat und ihre glühende Stirn an ihren Busen legte. „Weine armes Kind! Um solchen Verlust müssen Thränen fließen, und langer Zeit wird es bedürfen, um die überfluthenden Wogen Deines Schmerzes in das Bett stillgefaßter Entsagung zu leiten. Aber zerfleische nicht Dein Herz mit ungerechten Selbstanklagen, die grausamer noch sind als die Wirklichkeit!"

Doch Marie sank zu Isabellens Füßen nieder und schluchzte heftiger als zuvor. „Ihr wißt es nicht, Königin, wie sehr ich geliebt war," rief sie verzweifelnd. „Sagt doch, daß ich ihn noch einmal wiedersehen soll, daß sein Leben noch zaudert zu entfliehen, um mir noch einmal zu sagen, daß er mir vergiebt. Laßt mich doch nur seine Stimme hören und ich will ruhig sein und Alles tragen!"

„Du sollst ihn sehen, Marie, wenn das Dich trösten kann. Aber ihn hören! Gott gebe, es könnte ge-

sehen! Um Spaniens und seiner Herrscher willen, wie vielmehr Deinetwegen möchte ich Gott inbrünstig bitten, daß es ihm gefiele, die Stimme Deines Gatten von den Todten wieder zu erwecken — ach, der Stoß war nur zu gut geführt!"

„Der Stoß? Welcher Stoß?" schrie Marie keuchend auf, und der wilde Blick ihres thränenlosen Auges erschreckte Isabellen, welcher die letzten Worte wider ihren Willen entschlüpft waren.

„Ich meine, Du sprachst selbst von Gewaltthätigkeit," hub nach einer Weile die Königin an. „Antworte mir, Marie: Kanntest Du auch nur einen, der aus Haß oder Rache seine Hand gegen Morales erheben konnte?"

Marie wagte nicht aufzublicken; sie begrub ihr Antlitz in Isabellens Gewande und flüsterte kaum hörbar: „Ihn verfolgte Keiner!"

„Keiner!?" wiederholte fast unwillig Isabelle. „Dann widersprichst Du Dir selbst, Marie. Doch" fügte sie sanfter hinzu, indem sie vergebens versuchte, sie aufzurichten, „wenn wirklich der Mann, den wir in Gewahrsam haben, die schwarze That begangen hat, so kannst Du den Feind Deines Gatten nicht kennen. Es ist Alles geheimnißvoll, selbst Deine Worte sind mir räthselhaft — doch zuvörderst soll der Mord gerächt werden."

„Mord? Wer war sein Mörder?" schrie Marie, von jäher Ahnung durchzuckt. „Wer erhob das Schwert gegen Ferdinand? Sagte ich, er hatte keinen Feind? O Gott, er wurde gehaßt, glühend gehaßt — und ich, ich war die Schöpferin dieses Hasses! Aber nein — er konnte ihn nicht morden! Königin," und bei diesem Worte umklammerte sie Isabellens Knie, „um Gotteswillen! Meine Gedanken verwirren sich — wer war der Mörder?"

„Ein Mann, den Du nur kurze Zeit und flüchtig gekannt hast, arme Dulderin!" antwortete Isabelle, „ein Mann,

der am wenigsten solcher That fähig schien. Selbst jetzt noch, wo Alles wider ihn zeugt, wird es uns schwer, an Arthur Stanley's Schuld zu glauben."

„Stanley!?" wiederholte Marie mit einem gellenden, durchdringenden Schrei. Und als das Wort über ihre Lippen gekommen war, stand sie einen Augenblick mit wild stierendem Blicke aufrecht vor der Königin und stürzte dann laut- und regungslos, wie ein todter Körper zu ihren Füßen nieder.

XVIII.

Am fünften Abend nach jener verhängnißvollen Nacht wurde Morales Leiche der Gruft übergeben. Der König selbst, aller Abzeichen seines Ranges entblößt, ging in langem Trauermantel dem Zuge der vornehmsten Edlen von Arragonien und Castilien voran. Diesen folgten mit gesenkten Waffen die tapferen Schaaren, welche der Verstorbene so oft zum Siege geführt und mit denen er Isabellens Thronbesteigung so wacker erkämpft hatte, nebst sämmtlichen Dienern aus Morales Hause und zahllosen Bürgern der Stadt Segovia, welche sich herandrängten, dem allgemein beweinten Todten das letzte Geleit zu geben.

Die Kathedrale war überfüllt und schauerlich und ergreifend die Feierlichkeit, während welcher man den Staub dem Staube wiedergab und die letzten vergänglichen Reste eines abgöttisch verehrten Mannes den Augen der Menschen für immer entzog. Der Sarg von Ebenholz und Silber war, wie es die Sitte bei der Bestattung hoher Staatsdiener und Geistlicher forderte, halb geöffnet und das Gesicht des Verstorbenen unbedeckt. Nach dem Gesange wurde der Deckel niedergeschroben und der Sarg, welcher bis dahin vor dem Altar gestanden hatte, langsam in die Kirchengewölbe hinuntergelassen. Ein Requiem, von mehr als hundert Sängern angestimmt und von schwellendem Orgelton durchbraust, scholl wie ein ergreifender Scheidegruß der begrabenen Hülle nach — und die Feierlichkeit war zu Ende.

* * *

Noch manchen Tag wurden Messen gelesen für die Seelenruhe des Abgeschiedenen, aber schon um dieselbe Mitternacht versammelte sich, während noch über ihren Häuptern die letzten Töne des Requiems nachklangen, eine Schaar fremder Männer in den Gewölben der Kathedrale. Es waren Mönche und reisende Brüder, von einigen der höchsten Adligen begleitet. In grobe Mäntel und Kutten gehüllt, trugen sie durch die Gänge der unterirdischen Halle einen Sarg, welcher dem eben beigesetzten aufs Täuschendste nachgebildet war. Dieser wurde aufgehoben und am Eingange des Gewölbes in eine geheime Nische geschoben, während das mitgebrachte Bretterhäuschen den leergewordenen Platz im Gewölbe ausfüllte. Still und schweigend, wie sie gekommen waren, gingen die Männer von dannen. In der folgenden Nacht aber, um dieselbe Stunde, erschienen sie wieder, verhüllten den Sarg, in welchem Morales ruhete, mit einem schwarzen Leichentuche und schafften den geliebten Todten auf einen dem Anscheine nach dem Kloster von St. Francisko gehörenden Wagen aus Segovia fort. Die Gesellschaft bewegte sich langsam vorwärts und reiste nur zur Nachtzeit. Unterwegs verringerte sich allmälig ihre Zahl, bis ihrer am Eingange einer weiten, wüsten Ebene nur noch vier neben dem Wagen hergingen. Schneller als vorher eilte der kleine Zug über diese Ebene, wand sich mühsam durch einen von Buschwerk verdeckten Gang und machte Halt vor einem riesigen Felsen, der jähe und steil gen Himmel ragte. Von kundiger Hand berührt, öffnete sich in dem formlosen Gestein eine Thür, der Sarg wurde vom Wagen gehoben und über jenen engen, finstern Gang und jene Wendeltreppe, welche unsere Leser bereits aus dem Anfange unserer Erzählung kennen, hinab in das Cedernthal getragen. Hier standen vier hohe Staatsdiener, welche einen kurzen Urlaub vom Hofe erhalten und auf verschiedenen Wegen das ihnen wohlbekannte Asyl erreicht hatten, bereit, den Zug zu

empfangen. Sie schritten mit den eben Angekommenen langsam dem kleinen Tempel zu, setzten vor dessen Thür den Sarg nieder und umzogen diesen wiederholt in langsamer Prozession und unter Absingung eines Trauerpsalms. Schon war neben Manuel Henriquez Ruhestätte ein Grab gehöhlt auf dem kleinen Friedhofe, der von Cedern und Cypressen dicht umzäunt, in einiger Entfernung vom Tempel lag — denn nach den Gesetzen dieser Genossenschaft durfte die Wohnung der Todten nicht grenzen an ein Haus, das der Verehrung des lebendigen Gottes geweiht war. Dorthin trugen sie den Sarg und ließen ihn während eines kurzen Gebetes langsam hinabgleiten. Das Grab ward zugeworfen und Ferdinand Morales ruhte nun neben seinen Lieben, die ihm dem Blute und dem Glauben nach verwandt waren.

Ehe noch der Morgen tagte, waren Alle verschwunden; nur einige Diener aus Morales Hause, deren Bewachung das Cedernthal anvertraut war, blieben zurück. Kein stolzes Bild bezeichnete jene einfachen Gräber — die Denkmäler der Todten waren in den Herzen der Ueberlebenden errichtet. Aber in der Kathedrale von Segovia erhob sich ein majestätisches Monument zum Andenken an Ferdinand Morales, als Tribut der Dankbarkeit des Herrscherpaares und der Liebe eines ganzen Volkes.

XIX.

Am Abend vor der Gerichtssitzung suchte Isabelle ganz ohne Begleitung ihren Gemahl in seinem Privatcabinet auf und fand ihn so emsig in seine Arbeiten vertieft, daß sie ihn anredete, bevor er sie bemerkte.

„Sei mir willkommen!“ sprach Ferdinand, indem er aufstand und die Königin an einen mit Karten und Plänen bedeckten Tisch führte. „Ich sehnte mich, Dir Mittheilungen über unsern beabsichtigten Kampf gegen die Mauren zu machen. Es wird uns gemeldet, daß die Straße nach Alhama fast vertheidigungslos ist, deshalb müssen die Operationen in dieser Richtung begonnen werden. Aber Du scheinst zerstreut, Isabelle,“ fügte er hinzu, als er ihre Theilnahmlosigkeit bemerkte, „Deine Gedanken sind anderswo.“

„Deine Pläne wider die Mauren erinnern mich schmerzlich an Don Ferdinand Morales, der noch jüngst in der Versammlung unserer Räthe die Bedeutung dieser Unternehmung für unsere Monarchie mit hinreißender Beredtsamkeit entwickelte. Noch sehe ich sein großes, von patriotischer Begeisterung leuchtendes Auge, noch höre ich den Ton seiner weichen, vollen Stimme, die nun auf ewig verstummt ist — für uns und für sein trauerndes Weib!“

„Wie geht es Dönna Maria?“ fragte der König.

„Noch immer ist sie blaß und thränenlos seit jener langen Ohnmacht, die wir für den Tod hielten. Selbst der Anblick ihres Gatten, den ich ihr gestattete, vermochte nicht

diese marmorne Ruhe zu brechen und ihr bittres Wehe durch einen Thränenstrom zu lindern. Um ihretwillen komme ich zu Dir."

„Um ihretwillen?" versetzte Ferdinand erstaunt. „Was könnte Deine Sorgfalt mir zu thun überlassen?"

„Ist es wahr, daß sie morgen als Zeuge gegen den Angeklagten vor den Richtern erscheinen soll?"

„Es muß sein, Isabelle!" entgegnete der König ernst. „Ich weiß keinen anderen Ausweg — es darf uns kein Zeugniß vorenthalten bleiben, das zur Entdeckung des Mörders führen kann. Don Luis Garcias Aussage ist, wenn sie in keinem Punkte von der Wahrheit abweicht, genügend, Arthur Stanley zu verurtheilen. Er hat eidlich erklärt, daß er Stanley das Schwert gegen Morales ziehen sah und diesem unversöhnlichen Haß auf Tod und Leben schwören hörte; ja, er verweist uns auf Donna Marias Zeugniß, die, wie er angiebt, diesem Auftritt beigewohnt hat und über die Motive des blutigen Hasses, welchen Stanley gegen Morales hegte, Auskunft geben kann. Dennoch halte ich Don Luis für einen doppelzüngigen Heuchler, da er standhaft verschweigt, auf welchem Wege er seine Zeugenschaft ermöglicht hat. Mariens Aussage muß uns daher aller Zweifel überheben. Bestätigt sie Garcia's Worte, giebt sie Auskunft über Stanley's uns Allen unerklärliche Erbitterung gegen Morales, beschwört sie, daß er in ihrer Gegenwart solche Drohungen ausgesprochen, so kann ich weder hoffen, noch versuchen, den Angeklagten zu retten. Aber widerspricht sie Garcia's Angaben, erklärt sie eidlich, daß ihr weder Arthur's Haß gegen ihren verstorbenen Gatten, noch dessen Ursache bekannt ist, so sollen andere Beweise mich nicht kümmern. Zufall oder Tücke mag den vielfach beneideten Ausländer in das Netz verwickelt haben, und uns wird es obliegen, ihm Freiheit und Ehre wiederzugeben."

„Aber erschweren wir nicht die Prüfung, welche der Himmel Marien auferlegt hat, wenn wir Zeugniß wider Arthur von ihr fordern?"

„Warum?" fragte Ferdinand stutzend. „Du kannst doch nicht meinen —"

„Ich meine Nichts, ich weiß Nichts!" unterbrach ihn Isabelle schnell. „Ich habe keine anderen Gründe, als theilnahmsvolle Gefühle für ein schwaches Weib, das unter dem erlebten, namenlosen Unglück zusammenzusinken droht, und weder der gaffenden Neugier zahlloser Zuhörer, noch den finstern Blicken der versammelten Häupter der Hermandad preisgegeben werden darf. Giebt es denn keinen Weg, die Oeffentlichkeit zu vermeiden, und doch Deine Absicht zu erreichen? Würde es nicht genügen, wenn Donna Maria in meinen Gemächern, vor mir, ihrer Königin, nachdem sie unserm ehrwürdigen Pater Francisko, den Eid geleistet hätte, ihr Zeugniß für oder wider den Angeklagten ablegte?"

„Aber wird dieses geheime Verfahren die Freunde des Gemordeten befriedigen?" fragte Ferdinand langsam und bedenklich.

„Wird ihnen nicht das Wort ihrer Königin genügen?" fragte Isabelle stolz. „Welcher Edle von Castilien zweifelt, wenn Isabelle spricht: Es ist so? — Ich werde Donna Maria vernehmen, und bestätigt sie Garcia's Bericht, so bedarf es nicht ihres öffentlichen Erscheinens, um Stanley zu verurtheilen. Widerspricht sie jedoch den Worten des Anklägers, so sollen Beide vor mir einander gegenüber treten, und die Wahrheit wird an's Licht kommen. Ich kann nicht anders — die verlassene Dulderin hat sich hülfesuchend an meine Brust geworfen — ich muß ihr zur Seite stehen, wie eine Freundin und Mutter!"

Bevor noch Isabella ihre Gemächer erreicht hatte, war ihr Plan gebildet. Schon in jener Stunde, da Marie unter den ersten Eindrücken des jungen Schmerzes ihre geheimsten Gefühle durch abgerissene Aeußerungen verrieth, hatte die Königin dunkel geahnt, was Don Luis Aussagen ihr jetzt bestätigten. Sie selbst hatte darum in jener todtgleichen Ohnmacht der Unglücklichen Hülfe geleistet und sich über sie geneigt, damit kein unberufenes Ohr die ersten Worte der Wiedererwachenden vernähme — aber ihre Vorsicht war überflüssig gewesen: kein Laut war über diese dürren, aschgrauen Lippen gekommen.

* * *

Marie hatte ein liebevolles Anerbieten Isabellens, welches ihr erlaubte, ihrem großen, nun verödeten Hause fern bleiben und ihre vertrautesten Dienerinnen in ihre Umgebung berufen zu dürfen, freudig und dankbar angenommen. In einem der Zimmer des königlichen Schlosses saß sie am Abend vor dem Verhör, in Gedanken verloren, vor einem Stickrahmen, als die Thür geöffnet wurde und die Königin von einem Pagen begleitet, eintrat. Mit tiefer Verbeugung trat dieser vor Marien und sprach zu ihr im Namen des Königs:

„Ferdinand, König von Arragonien und Castilien, entbietet seinen Gruß an Marie Henriquez Morales und ladet sie, morgen um neun Uhr, in feierlicher Gerichtssitzung zu erscheinen, um die wider Arthur Stanley erhobenen Beschuldigungen, als sei er ein Feind des verewigten Don Ferdinand Morales gewesen und habe in ihrer Gegenwart mörderische Absichten wider Letzteren ausgesprochen, durch ihre Aussage zu bestätigen oder zu entkräften."

Marie hörte überrascht und schweigend dem Pagen zu, der sich nach ausgerichteter Botschaft zurückzog. Angstvoll preßte sie die zarten Finger gegen ihre Stirn, als wollte sie

sich zu entschlußreifem Handeln aufraffen. Was hatte der Page gesprochen? . . . . . Sie sollte vor dem Gerichtshofe erscheinen und wider Arthur zeugen! Sie sollte die Worte, welche ihm in jener unbewachten Stunde entflohen waren, und unauslöschlich in ihrem Gedächtnisse fortlebten, öffentlich wiederholen! . . . . . Willenlos ließ sie die begonnene Arbeit den Händen entgleiten und versuchte nicht, sie wieder aufzunehmen.

„Marie," rief Isabelle, und wie aus schwerem Traume fuhr die fast Bewußtlose auf, um den theilnahmsvollen Blicken der Königin zu begegnen. „O, königliche Frau," flehete sie, indem sie aufsprang und sich vor Isabellen auf die Knie warf, „erspart mir zu thun, was mir so eben auferlegt worden!"

„Was könnte ich Dir ersparen, armes Kind? Du wirst uns Nichts verschweigen, wenn es gilt, den Mörder Deines Gatten zu überführen — Du wirst nicht aus falsch verstandenem Mitleid ihn vor der Strenge des Gesetzes retten wollen!"

„Nein — nein," rief Marie, „der Mörder mag sterben, aber nicht Stanley! Wer sagte, daß er Morales erschlug? Warum häuft man die Schmach solcher Anklage auf seinen fleckenlosen Namen? Verdammet den Missethäter, aber Arthur ist es nicht; ich weiß, daß er nicht ist! . . . . Wollt Ihr auch *ihn* erschlagen?"

Marie ahnte nicht, welchen Verdacht in Isabellens Brust ihre leidenschaftlichen Betheuerungen bestätigten. Sie wollte sich aufrichten, aber getroffen von dem streng prüfenden Blicke der Königin sank sie zurück.

„Wie kannst Du wissen, daß Arthur Deinen Gatten nicht erschlug? . . Woher Deine lebhafte Ueberzeugung von der Unschuld eines Mannes, den Du nur flüchtig kennst?" fragte Isabelle langsam und ernst.

Marie schwieg einen Augenblick, dann grub sie ihr tief-

erröthendes Antlitz in das Gewand der Königin und entwortete zitternd:

„Habt Geduld mit mir, Königin! Haltet mich für wahnsinnig, doch stellt mir keine Fragen! Ist es nicht Wahnsinn, Euch um Schonung für den Mörder meines Gatten zu bitten? Er mag sterben, aber verlangt nicht, daß meine Lippen sein Urtheil sprechen! . . . . .“

„Fürchte Nichts, Marie,“ versetzte Isabelle mild, „ich will Dir keine Fragen stellen, Nichts von Dir fordern, was Dir wehe thun kann, wenn nicht der unverrückbare Gang des Gesetzes es erheischt. Wohl ahne ich, daß der Strom Deines Seelenschmerzes aus doppelter Quelle fließt, aber für schuldig halte ich Dich nicht. Drum blicke zaglos auf, mein armes Kind! Ich bin keine streng gebietende Herrscherin, so sehr auch die Pflicht, die wir Dir auferlegen, Dir widerstreben mag. Es sind schwere Beschuldigungen wider Arthur Stanley vorgebracht, die wir trotz unseres Mißtrauens gegen den Ankläger berücksichtigen müssen. Deines Zeugnisses bedürfen wir jetzt, um Stanley zu überführen, oder freizusprechen.“

„Meines Zeugnisses?“ fragte Marie. „Mein schwaches Wort wäre bedeutungsvoll genug, ihn zu retten? . . . . Ihn retten!“ wiederholte sie, und ein plötzliches Leuchten der Hoffnung fuhr über ihre blassen Züge, wie der matte Strahl der Wintersonne über eine Schneefläche.

„Fasse Dich, und Du sollst Alles erfahren,“ versetzte Isabelle, indem sie mild ihre Hand auf Mariens gesenktes Haupt legte. „Gern hätte ich Dir das Unvermeidliche erspart, aber Alles, was ich Dir gewähren kann, ist nur eine Erleichterung dessen, was Dir zu erfüllen obliegt.“ Und nun theilte sie umständlich den Inhalt von Don Luis Garcia's Aussagen mit. Als sie geendet, blickte sie Marien eine Weile fragend an, und erst, als diese schweigend und erwiderungslos in ihrer früheren Stellung verharrte, fügte sie hinzu: „Es ist Dir nun vergönnt, Dein Zeugniß in unserer Gegenwart abzulegen und Deine Worte, die Du eidlich vor einem Priester Gottes bekräftigen wirst, sollen nicht minder gültig sein, als wären sie vor dem versammelten Gerichtshofe gesprochen.“

Eine kurze Pause erfolgte. Dann plötzlich richtete sich Marie hoch auf und sprach fest und entschlossen: „Königin, Ihr habt mich, die geringste und unglücklichste Eurer Dienerinnen, mit überschwenglicher Güte an Euer Herz geschlossen, aber mein unseliges Verhängniß wird mich undankbar und Eurer Liebe, die ich höher schätze, als mein Leben, unwerth erscheinen lassen. Hört mich an. Nicht in Eure Hände will ich mein Zeugniß niederlegen, sondern morgen vor den versammelten Richtern und allem Volke erscheinen. Fragt nicht: Warum? Es ist unabänderlich beschlossen. Ich schwankte nur, weil die Botschaft von meinem königlichen Herrn so unerwartet kam — aber nun ist Alles vorüber. O, königliche Frau“ — und bei diesen Worten sank sie weinend zu Isabellens Füßen nieder — „ich vergaß, daß ich einer Königin gegenüber stand, und schüttete, uneingedenk Eures hohen Ranges, mein gequältes Herz vor Euch aus. Vergebt mir, und gewährt mir als Zeichen Eurer Vergebung nur noch eine Bitte!“

„Ich habe Dir Nichts zu vergeben, gutes Kind,“ versetzte Isabelle und versuchte Marien aufzurichten, „sprich Deine Bitte vertrauensvoll aus — ich werde sie gewähren.“

„So redet Ihr heute, königliche Frau, und doch wird ein Tag kommen, da Euer Herz sich gegen die Erfüllung Eures Versprechens empören wird. Ihr werdet morgen das Unwahrscheinlichste erfahren, Ihr werdet Euch sträuben, meinen Worten zu glauben und doch schwöre ich Euch bei dem Himmel, der sich über unseren Häuptern wölbt, daß ich Wahrheit reden werde! Blickt nicht so befremdet auf mich nieder; was Euch jetzt dunkel und geheimnißvoll er-

scheint, wird sich Euch morgen zu furchtbarem Verständniß aufhellen; und mehr als je werde ich Eurer schützenden Hand bedürfen. Dann, Königin, verdammt mich nicht, was Ihr auch hören möget, und stoßet mich nicht von Euch, wenn Ihr mich je geliebt habt!"

„Wenn keine absichtsvoll begangene, und unbereute Sünde Dich belastet, so werde ich Dich schützen, Du räthselhaftes, und dennoch mir so theures Kind! Doch jetzt sammle Dich unter dem Beistande der Heiligen in Gebet und Betrachtung zu dem schweren Werke, das der kommende Tag von Dir heischt!"

Sie reichte Marien die Hand zum Kusse — sie wußte nicht, wie sehr ihre Güte der armen Dulderin die Ausführung ihres verhängnißvollen Entschlusses erschwerte.

XX.

Nie zuvor hatte eine so allgemeine Spannung alle Schichten der Bevölkerung durchdrungen. Aus Segovia sowohl, als aus den umliegenden Ortschaften, strömten mit Tagesanbruch Städter und Landleute in zahllosen Schaaren herbei, um einer Verhandlung beizuwohnen, welche den verwickeltsten und unerhörtesten aller Rechtsfälle zur Entscheidung führen sollte. Der Liebling des Hofes und der Nation, der eben so heldenmüthige als tapfere Don Ferdinand Morales war meuchlings erschlagen und für seinen Mörder galt der junge Engländer, dessen ganze Vergangenheit mit dieser verruchten That in so schreiendem Widerspruche stand. Wohl konnte die Vermuthung Raum gewinnen, daß Beide in rascher und heißblütiger Entzweiung das Schwert gezogen — aber der Stoß war, wie die tödtliche Wunde auswies, durch den Rücken des Ermordeten gedrungen, und alle Umstände vereinigten sich zu fast unwiderleglicher Anklage wider einen Mann, der an ritterlichem Sinne und Offenheit in Wort und That den Edelsten des spanischen Volkes gleichstand!

Die dumpfen Glockenschläge der Kathedrale verkündeten die neunte Stunde, als die Flügelthüren am oberen Ende der Halle weit geöffnet wurden und die Vertreter der Santa Hermandad*) nebst den ehrwürdigen Vätern

*) Bündniß der vereinigten Städte Castiliens und Arragoniens, welche zum Schutze der Reisenden und zur Verfolgung von Verbre-

des benachbarten Franziskanerklosters und den vornehmsten Vertretern des Castilianischen Adels, als nächsten Landsleuten des Verstorbenen, langsam eintraten. Sie ließen sich in einem Halbkreise nieder, dessen innere Fläche für den Angeklagten, die Ankläger und Zeugen offen blieb, und von dem übrigen, von Zuschauern fast überfüllten Raume der Halle durch eine dreifache Reihe Soldaten, wie durch eine Barriere getrennt war. Nicht lange währte es, so trat auch König Ferdinand, von wenigen Edeln und Pagen begleitet, ein. Schweigend nahm er die Begrüßungen der Versammelten, welche sich ehrfurchtsvoll erhoben, entgegen, winkte ihnen, sich zu setzen und begann nach einer kurzen Weile also:

„Ihr Herren und heiligen Väter, und Ihr, Genossen der Santa Hermandad, nicht brauche ich Euch zu wiederholen, welches außerordentliche Ereigniß Euch in diesen Räumen zusammenführt. Wäre der Gemordete und der vermuthliche Mörder unserem Herzen minder theuer gewesen, so hätten wir ihre Sache ausschließlich in den Händen Derer gelassen, deren Amt die Verwaltung der Gerechtigkeit ist, und hätten uns nur die uns zustehende Bestätigung oder Verwerfung ihres Spruches vorbehalten. In dem vorliegenden Falle aber hat uns Isabelle, unsere Gemahlin und Theilhaberin unserer königlichen Gewalt entboten, sie als Oberlehnsherrin des Verstorbenen zu vertreten und das Verfahren wider den Angeklagten zu leiten. Auch uns gestattet die Prärogative unserer Souveränität über Arthur Stanley, als sein unmittelbarer Richter das Todesurtheil zu sprechen, aber wir sind nicht Willens, uns mit so schwerer Verantwortlichkeit zu belasten. Der Angeklagte ist ein schutzlos stehender Fremdling, der schon darum unsere Theilnahme verdient; zudem hat er uns in Spanien und

---

chern ein ansehnliches Truppencorps unterhielten und Männer aus ihrer Mitte zu Richtern bestellten.

Sicilien so hingebend gedient, daß selbst die schwere Beschuldigung, welche jetzt wider ihn vorgebracht wird, unserer dankbare Erinnerung an seine bewährte Treue nicht verwischen kann. Wir könnten nur mit Widerstreben glauben, daß ein junger, hochherziger Krieger, dessen Herz von ritterlichen Gefühlen geschwellt schien, ein verächtlicher, niederträchtiger Feigling, ein mitternächtlicher Meuchelmörder werden konnte. Darum begehren wir von Euch Männern der Santa Hermandad, von Euch ehrwürdigen Vätern und endlich von Euch edlen Standesgenossen des Erschlagenen, die wir dem erwählten Vertretern der vereinigten Städte zur Mitwirkung beigesellt haben, in diesem schwierigen Rechtsfalle Beistand und Rath. Prüfet unbefangen und mit gutem Bedacht die Beweise für und wider den Beklagten, aber lasset nicht die Gerechtigkeit zum Deckmantel eines nationalen Vorurtheils werden. Lasset nicht Europa sagen, daß ein Mann, der dem Tyrannen seines Vaterlandes, seinem Feinde entfloh, und sich an den Busen des spanischen Volkes warf, um dort Schutz und Freundschaft zu finden, beide nicht fand. Ihr, die wir Euch heute als Richter versammelt haben, bedenket wohl, was wir dem Ausländer, der freiwillig der Unsere geworden, schuldig sind! Ist doch wenn nach strenger, vorurtheilsfreier Prüfung Ihr den Gefangenen schuldig findet, so sprecht es rückhaltslos aus, und das Recht habe seinen Lauf, denn die Schrift sagt: Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden! . . . . Und nun führt den Gefangenen vor."

Ein Murmeln der allgemeinen Zustimmung durchlief die Halle, und Aller Blicke wandten sich dem Eingange zu. Arthur Stanley wurde, schwergefesselt, zwischen zwei Reihen Bewaffneter vorgeführt. Sein Anzug, den er nicht hatte wechseln dürfen, war mit dunkeln, fahlen Flecken bedeckt und schlotterte um seinen abgemagerten Körper. Seine Wange war gebleicht, seine Miene verstört; das reiche Haar

lag feucht und glanzlos auf der blassen Stirn — und doch sprach aus seiner ganzen, von dem Erlittenen schwer gedrückten Erscheinung ein Ausdruck, der jeden Argwohn fern hielt. Er blickte fest und ruhig umher, verbeugte sich einen Augenblick tief vor dem Könige, und kehrte dann sogleich wieder zu der würdevollen Haltung zurück, die selbst Leid und Trübsal nicht zu beugen vermochten.

„Arthur Stanley," redete ihn der König an, „wir haben von Don Felix de Estaban erfahren, daß Ihr die dargebotene Vergünstigung, Euch durch rechtskundige Freunde vertheidigen zu lassen, zurückgewiesen habt. Ist Eure Ehre von so winzigem Belang, daß Ihr sie keiner Verantwortung werth haltet? Oder seid Ihr wirklich, wie uns gesagt ist, gesonnen, dem Verfahren seinen Lauf zu lassen, und jedem Versuch, ein milderes Urtheil zu erlangen, hartnäckig zu entsagen? Daß hieße stillschweigend Eure Schuld bekennen; denn wenn Ihr Euch keines Verbrechens bewußt seid, so dürft Ihr Eure Verurtheilung nicht für unabwendbar halten, oder Ihr müßtet die Gerechtigkeit Gottes bezweifeln, der eben so leicht die Unschuld an den Tag zu bringen, als den Schuldigen zu treffen weiß. Bevor wir also unsern Richtern den Befehl zur Untersuchung und Spruch ertheilen, heißen wir Euch reden, damit wir erfahren, warum Ihr, der Ihr unablässig Eure Unschuld betheuert, einen so widerspruchsvollen Entschluß fassen konntet. Ist Euch das Leben so werthlos, daß Ihr es im Ueberdruß von Euch werfen möchtet? Als Herrscher und Richter gebieten wir Euch zu antworten, damit die Untersuchung nicht erschwert und nicht das Blut eines Unschuldigen durch unseren Spruch vergossen werde. Laßt mich nicht den als feigen Meuchelmörder verdammen, der meinem Herzen als Freund nahe stand! Antwortet: Warum dieser Ueberdruß am Leben? Woher diese Nichtachtung Eurer Ehre und Eures Namens?"

Feierliche Stille schwebte über der Versammlung.

Arthur war von des Königs Worten sichtbar bewegt, und nur mühsam unterdrückte er das Zittern seiner Stimme, als er antwortete: „Was soll mir eine fruchtlose Vertheidigung? Betheurungen vermögen Nichts wider Beweise, vermögen nicht Ehre und Leben zu retten. Mein königlicher Herr, mein Entschluß sollte nur jede unnöthige Verlängerung eines Verfahrens ersparen, das meine Ehre in den Staub tritt. Stünde mir ein einziger Beweis, und wäre er noch so winzig, zu Gebote, ich würde ihn Euch nicht vorenthalten, denn schon die Ehrerbietung vor dem fleckenlosen Namen meines Vaters geböte mir, die Stirn wider solche Schmach kühn zu erheben. Aber mir fehlt der Beweis. Ich kann Euch nur wiederholen, daß ich kein Mörder bin, aber keine der Aussagen, die wider mich zeugen, kann ich Lügen strafen, denn mein Herz wär in Haß gegen Morales entbrannt, und ich schwor, sein Leben zu nehmen, oder das meine zu verlieren. Aber wäre er auch mein Feind gewesen, hätte er wirklich die ganze Fülle des Hasses verdient, die ich, wie ich jetzt fühle, ohne Ursache und in sündiger Verblendung gegen ihn hegte, so würde ich doch nimmer durch mitternächtlichen Mord meine Rachsucht zu befriedigen gesucht haben. Ich trachtete nach seinem Blute, aber nur in ehrlichem Zweikampfe wollte ich ihm gegenüberstehen. Darum haltet mein Schweigen nicht für Geständniß. Ehe das ehrlose Grab, das mich angähnt, meine Gebeine umfängt, sollt Ihr mit meinem Willen mich nicht für so verworfen halten, als ich in dieser unglücklichen Verkettung der Umstände Euch erscheinen muß. Nein," fuhr Stanley fort, indem er die rechte Hand, so weit es seine Fesseln gestatteten, erhob; „hier und auf dem Blutgerüste, jetzt und mit dem letzten Herzschlage will ich laut meine Unschuld verkünden. Ich rufe den allmächtigen Richter im Himmel und alle Heiligen an, sie zu bezeugen, und sie wird an den Tag kommen, wenn dereinst mein Leib im ehrlosen Grabe modert, und nur noch

meinem Andenken die Ehre wiedergegeben werden kann. Ich bin nicht Don Ferdinands Mörder! Ich weiß, daß mir jedes Mittel fehlt, dieser Betheurung Beweiskraft zu geben, aber wenn dereinst die Entdeckung des wahren Mörders meine Unschuld unwiderleglich darthut, dann möget Ihr meiner Worte gedenken, und nicht länger glauben, daß ich an dem Könige und dem Volke, die mich großmüthig und vertrauensvoll aufnahmen, so niederträchtige Vergeltung übte!"

„Wenn Ihr denn so felsenfest das Bewußtsein Eurer Unschuld in Euch tragt, warum wollt Ihr nicht einmal einen Versuch zu Eurer Vertheidigung wagen?" fragte Pater Francisko, der Prior der Franciskaner. „Wißt Ihr nicht, daß vor dem Throne des Höchsten ein solches Preisgeben Eures Lebens dem Selbstmorde gleichgeachtet wird? Es kann nicht anders sein: wenn Ihr unschuldig seid, müßt Ihr Beweise haben."

„Ich habe keine," versetzte Stanley ruhig. „Ich habe nur Worte — und wer glaubt an diese? Wer von Allen, die hier anwesend sind, würde nicht kopfschüttelnd die sonderbare Mähr vernehmen, daß ich in derselben Nacht, als der Mord geschah, von Angst und Beklemmung gepeinigt, mitten in das tobende Unwetter hinausstürzte, daß ich das Fehlen der Klinge schon beim Umgürten bemerkte, und dennoch, ohne sie zu suchen, meiner Behausung entrann? Wer würde glauben, daß der Zufall, und keine Absicht mich in die Calle Soledad führte, daß ein Fall über den Körper des Don Ferdinand Morales mir Hände und Kleider mit demselben Blute tränkte, das den Boden färbte, und daß beim Anblick des Leichnams die Erstarrung des eisigen Schreckens mich an die Stelle des verübten Mordes bannte? Mußte mir nicht die Kraft gebrechen, Hülfe und Mord zu schreien, da der Mann, nach dessen Blut ich getrachtet, dessen Tod ich ersehnt hatte, plötzlich in seinem Blute schwimmend zu meinen Füßen lag?"

Von den Schauern der Erinnerung an jene fürchterliche Nacht durchbebt, hielt Arthur inne; erschöpft lehnte er sich an einen der ihm zunächst stehenden Soldaten, und erst nach einer langen Pause, die keiner der Anwesenden mit einem Athemzuge zu unterbrechen wagte, fuhr er, indem er sich zum Könige wandte, langsam fort: „Laßt nun das Verhör beginnen, mein gnädiger Herr! Daß die schmerzliche Erinnerung an den Gemordeten, der Eurem Herzen als Freund so nahe stand, Eure Theilnahme für mich schwer beschuldigten Mann nicht mindern konnte, verpflichtet mich zu neuem Danke, und nur, um Euch zu beweisen, daß ich dieser Theilnahme nie unwerth war, nur *darum* möchte ich leben. Doch mich, der ich mich so tief, wenn auch nicht in Thaten, doch in Gedanken an Don Ferdinand Morales vergangen habe — mich kann die Vorsehung nicht würdigen, ein Werkzeug ihrer Gerechtigkeit zu werden und durch mich den wahren Mörder seinen Richtern zu überantworten. Mein königlicher Herr, zu lange schon habe ich die Geduld dieser Versammlung mißbraucht — laßt das Verhör beginnen!"

Die Wirkung dieser Anrede war gewaltig. Es sprach aus Stanley's ungesuchten Worten eine eindringliche Kraft, die nur der Unschuld eigen ist, und selbst die unerschütterlichen Vertreter der Santa Hermandad milder gegen den Angeklagten stimmte. Nur der Prior des Franciskanerklosters gebot ohne Verzug, von den Schauern der gehörten Erzählung scheinbar unberührt, dem Don Felix de Estaban, die Zeugen vorzuführen, und ließ sie nach ihrem Erscheinen durch einen der frommen Väter vereidigen.

XXI.

Don Alonzo de Aguilar's Aussage war sehr einfach. Er beschrieb genau die Stelle, wo er den Leichnam entdeckt und die Lage, in welcher sich derselbe befunden hatte, und wie sowohl die fieberhafte Aufregung Stanley's, als dessen blutbefleckte Hände und Kleider ihn bewogen hätten, sich seiner Person zu bemächtigen, ehe noch sein zerbrochenes Schwert neben dem Leichnam gefunden worden. Der Bericht wurde von denen, die Don Alonzo in jener Nacht auf Befehl des Königs begleitet hatten, in allen Einzelnheiten bestätigt. Minder ausführlich, aber für Soldaten und Bürger ebenso überzeugend war das Zeugniß des alten Pedro. Er erzählte geschwätzig, Stanley habe sich, seitdem er in sein Haus gezogen, immer aufgeregt und unruhig gezeigt und oft in lauten Selbstgesprächen den Ausruf: Blut und Rache wiederholt. Es habe immer geschienen, als ob dem Engländer etwas fehlte, denn mehr als die Hälfte der für ihn bereiteten Kost sei unberührt von seinem Tische gekommen; in jener grausigen Gewitternacht aber habe Arthur Stanley von Sonnenuntergang bis gegen elf Uhr fest geschlafen, dann plötzlich wie ein Rasender die Thür aufgerissen und in stürmischer Hast das Haus verlassen. Die alte Juana bestätigte ihres Mannes Aussage mit dem Hinzufügen, daß sie vergebens vorher Sennor Stanley zum Abendbrot zu wecken versucht hätte; — aber dem Pater Francisko schien dies Alles nicht zu genügen. „Habt Ihr unter den zusammenhangslosen Reden des Angeklagten jemals den

Ausdruck: Mord deutlich unterschieden?" fragte er — und mit Recht, denn mag auch unseren Rechtsbegriffen zufolge nach den Aussagen der Zeugen und dem Selbstgeständniß des Angeklagten eine solche Frage überflüssig erscheinen, so war sie doch gerechtfertigt zu einer Zeit, da Worte, wie Blut und Rache unter Kriegern nichts Anderes besagten, als den Entschluß, in sogenanntem ehrlichem Kampfe ihren Streit zu schlichten.

Pedro sann nach und antwortete verneinend.

„Hörtet Ihr Arthur Stanley niemals einen Namen aussprechen, der auf das Ziel seiner Rachsucht zu deuten war?"

Auch diese Frage verneinte Pedro rasch, aber der Mund der alten Juana verzog sich zu einem verschmitzten Lächeln, das dem Prior nicht entging.

„Ehrwürdiger Vater, verzeiht," sagte die Alte, „ich hörte den jungen Mann öfters den Namen Marie ausrufen. Besonders fiel mir dies an einem Mittage auf, als ich ihm sein Mahl auf's Zimmer brachte."

Eine glühende Röthe färbte plötzlich Arthur's Wangen und Stirn. Der König fuhr betroffen auf und Viele der Anwesenden blickten einander fragend an.

„Um welche Zeit in der Nacht verließ der Gefangene sein Zimmer?" fuhr der Prior fort.

„Gerade, als die große Glocke der Kathedrale Elf schlug," antworteten gleichzeitig Pedro und Juana.

„Hörtet Ihr nichts weiter als seine beschleunigten Schritte? Verlangte er nicht Eure Dienste? Rief er nicht etwa nach Licht? Bedenkt, Ihr seid vereidigt," fuhr Pater Francisko in strengem Tone fort, da beide Eheleute verlegen schwiegen. „Die Kirche straft den Meineid! Sprach Sennor Stanley oder nicht?"

„Er rief nach Licht, aber —" antwortete Pedro stockend.

„Ihr hattet nicht Lust, so spät das Bett zu verlassen und mögt nun leicht durch die Folgen Eurer Bequemlichkeit

den Tod eines Unschuldigen beschleunigen und die Entdeckung des wahren Mörders verhindern! Ihr behauptet, Sennor Stanley sei nach Sonnenuntergang nach Hause gekommen und habe von der Zeit an, bis gegen elf Uhr so fest geschlafen, daß Ihr ihn nicht einmal zum Abendbrot wecken konntet. So fest schläft Keiner, der Mordpläne hegt. Dann sagtet Ihr, er habe nach Licht gerufen und Ihr habet versäumt, es ihm zu bringen. Sennor Stanley will darauf sein Schwert vermißt und ohne dasselbe das Haus verlassen haben. Hättet Ihr sein Begehren erfüllt, so würdet Ihr uns jetzt sagen können, ob der Gefangene wirklich sein Schwert vermißte. Doch, Ihr räumt ein, daß er nach Licht gerufen — das scheint mir doch unwahrscheinlich, wenn der Gefangene wirklich mit der Absicht des Mordes das Haus verließ."

„Die Absicht des Mordes mag Sennor Stanley wohl in jenem Augenblicke nicht gehabt haben," warf der Oberste der Santa Hermanhad dazwischen. „Wenn für seine Rachsucht, für seine dem Verstorbenen mit Bedacht zugefügte Beleidigung und langgenährte Erbitterung kein Zeugniß vorläge, so hätte Eure Folgerung Grund. Aber Rachgier läßt nicht wohl eine Gelegenheit zur Sättigung ungenützt vorübergehen."

„Wir haben die Beweise für des Angeklagten langgehegte Feindschaft und wohlersonnenen Racheplan noch nicht geprüft," erwiderte Pater Francisko ruhig. „Uns bleibt noch ein höchst wichtiger Umstand zu berücksichtigen. Ihr dürft also mit Sicherheit behaupten," fuhr er, Pedro anblickend, fort, „daß die Glocke Elf schlug, als der junge Engländer Euer Haus verließ?"

„Nicht schwören darf ich, ehrwürdiger Herr, denn Juana und ich brachten einen Theil dieser Zeit bei einem Nachbar zu; aber nach unserer Rückkehr holte Juana Sennor Stanley's Abendessen wieder herunter und fand ihn noch schlafend, und zwar unverändert in der früheren Lage, so

daß sich nicht wohl annehmen ließ, er habe sich während der ganzen Zeit auch nur leise gerührt."

„War Sennor Stanley unterdessen allein im Hause gewesen?"

„Nein, unsere Magd, Beta, war in dem Zimmer gerade unter seiner Wohnung beschäftigt."

„Laßt sie hierher kommen!"

Dem Befehle konnte um so rascher Folge geleistet werden, da Beta aus leicht begreiflicher Neugier sich bereits unter den Zuhörern eingefunden hatte. Sie trat vor und der Prior fragte sie, ob sie während der Abwesenheit ihrer Herrschaft irgend ein Geräusch im Hause vernommen hätte. Sie sagte aus, daß sie allerdings meinte, leise schleichende Tritte und ein Geräusch, wie wenn hinten im Hause eine Thür zugeklappt würde, gehört zu haben, aber das Alles sei so undeutlich gewesen, daß es ihren bereits schläfrigen Sinnen mehr traumartig, als wirklich erschienen wäre; zudem hätte sie, von den ersten Schlägen des furchtbaren Gewitters erschreckt, nicht gewagt, das Zimmer zu verlassen; auch sei die Stille im Hause, bis zur Rückkehr Pedro's und Juana's nicht weiter gestört worden.

„Um welche Zeit geschah dies?" fragte Pater Francisco.

„Es mochte wohl neun Uhr sein," antwortete Beta.

Der König und der Prior wurden sichtbar bedenklich; der Oberste der Santa Hermandad jedoch erklärte entschieden, daß das Alles ihn in seiner bereits ausgesprochenen Meinung bestärkte.

Bis dahin hatte Arthur Stanley nicht einen Augenblick seine Ruhe verleugnet, doch jetzt schien plötzlich eine Ahnung in ihm aufzudämmern, die ihn zu einer unwillkürlichen Bewegung veranlaßte.

„Ihr verlangt zu sprechen, Sennor Stanley," bemerkte der König, als Beta abgetreten war. „Wir wünschen Euch zu hören."

„Ich möchte nur bemerken, königlicher Herr," versetzte Stanley, „daß die Aufrage der Magd nichts Unwahrscheinliches enthält. Ich bin fest überzeugt, daß der Wein, welchen ich an jenem Abend trank, mit einem Schlaftrunk versetzt war, und daß derselbe geheime Feind, welcher das Getränk mischte, während meines todesähnlichen Schlafes in mein Zimmer gelangt ist und mein Schwert entwandt hat, um mich mit der Anklage des Mordes zu belasten. Die tiefe Stille im Hause machte es der Magd möglich, die leisen Tritte zu hören, welche mein Ohr nicht erreichen konnten. Auch hätte ich in der kurzen Stunde, welche Pedro und Juana außerhalb des Hauses zubrachten, nicht Zeit genug gehabt, zu erwachen, aufzustehen, den Mord zu begehen und zu so vollkommen täuschendem Anschein des Schlafes zurückzukehren. Und wäre dies dennoch Alles möglich gewesen und wirklich geschehen — welcher Wahnwitz hätte mich wieder an die Stelle des verübten Mordes getrieben und dort jeden Versuch zur Flucht vergessen lassen?"

„Kein Wahnwitz, sondern das Gewissen!" erwiderte der Oberste der Santa Hermandad. „Die Gewalt des göttlichen Geistes, den Ihr entweihet hattet, und der Euch in gerechter Vergeltung mit Blindheit schlug, daß Ihr Euch willenlos in die Hände Eures irdischen Richters liefern mußtet. Die Finsterniß jener Nacht lastete schwer auf Euren verstörten Sinnen und das Unwetter überfiel Euch mit lähmendem Schrecken. So hat der gerechte Richter im Himmel es selbst gefügt, daß Ihr über Euer Schlachtopfer hinstürztet und von Grausen überwältigt wurdet. Euer früheres Leben war, wie wir mit Sicherheit erfahren haben, makellos — gerade darum traf Euch das Bewußtsein des ersten Verbrechens mit zermalmender Gewalt."

„Verzeiht," versetzte Pater Francisko nachdrücklich. „Eure Folgerungen überstürzen sich. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Magd, welche behauptet, bis zur Rückkehr ihrer Herrschaft kein weiteres Geräusch vernommen zu haben, die Schritte des eintretenden Sennor Stanley überhört haben sollte; und da Juana gleich darauf sein Zimmer betrat und ihn unverändert in der früheren Lage und in gleichem Zustande wiederfand, so müssen wir den Vermuthungen des Sennor Stanley einige Wahrscheinlichkeit zuerkennen."

„Wer aber sagt Euch, ehrwürdiger Vater," hub der Oberste der Hermandad wieder an, daß der Mord nicht kurz vorher, ehe man den Leichnam sammt dem Mörder auffand, begangen wurde?"

Pater Francisko ließ statt aller Antwort den Schloßverwalter des Verstorbenen vortreten und fragte nach der üblichen Vereidigung, um welche Stunde sein Herr sich in jener Nacht auf den Weg gemacht hätte.

„Gerade, als es ein Viertel vor Neun schlug," erwiderte der Gefragte.

„War das nicht ungewöhnlich früh, da doch die Sitzung im Palaste erst um zehn Uhr beginnen sollte, und die Entfernung von Don Ferdinand Morales Hause für einen Fußgänger höchstens vierzig Minuten betragen kann?"

„Und doch ist es so," antwortete der Schloßverwalter. „Lopez und ich fragten Sennor Morales, wen er zur Begleitung wünschte, und er erklärte, allein gehen zu wollen, wie er schon oft gethan. Er sah leidend aus und mußte recht zerstreut sein, denn gegen seine sonstige Gewohnheit ließ er unsern Gruß unerwidert, als er das Haus verließ."

„Wenn er nun ein Viertel vor Neun das Haus verließ, wann, meint Ihr, konnte er alsdann die Calle Soledad erreichen?"

„Zwischen zehn und fünfzehn Minuten nach neun Uhr — er müßte sich denn unterwegs aufgehalten haben, was jedoch nicht seine ursprüngliche Absicht zu sein schien."

„Dann wäre der Mord zwischen neun und zehn Uhr geschehen," folgerte der Prior. „Sennor Stanley aber hörten seine Wirthsleute erst um elf Uhr ausgehen — dadurch wird seine Behauptung, daß der Mord vor seiner Ankunft in der Calla Soledad geschehen sei, unterstützt."

„Was aber beweist denn," warf der Oberste der Hermandad ein, „daß Don Ferdinand Morales nicht unterwegs aufgehalten wurde? Bis jetzt ist nichts weiter als die Stunde seines Aufbruches ermittelt."

„Die Versammlung im Schlosse sollte um zehn Uhr Statt finden," versetzte Pater Francisko. „Morales war pünktlich und kann sich nicht wohl freiwillig so sehr verspätet haben, daß er nicht die Calle Soledad in mindestens einer Stunde erreicht hätte."

„Aber konnte nicht die von seinem Schloßverwalter erwähnte Unpäßlichkeit seine Ankunft im Palaste verzögern?" fragte der Oberste der Hermandad.

„Allerdings, aber es liegt ein Zeugniß vor, welchem zufolge Don Ferdinand Morales seit wenigstens drei Stunden todt war, als er in die Halle des Palastes getragen wurde. Der Arzt Benedicto, welchem wir diese Erklärung verdanken, wird sie vor dieser Versammlung wiederholen."

Benedikto, der Arzt des königlichen Hauses, trat vor und bestätigte die Worte des Priors mit dem Hinzufügen, daß er gleich nach der Ankunft des Leichnams eine genaue Untersuchung angestellt, aber trotz der angestrengtesten Bemühungen nicht ein einziges schwaches Lebenszeichen entdeckt hätte.

„Um welche Zeit geschah dies?"

„Es war eine halbe Stunde seit Mitternacht verflossen."

XXII.

Aengstliche Stille folgte der Erklärung des Arztes. Die Richter waren sichtbar verstimmt über den widersprechenden Charakter der verschiedenen Aussagen und begannen an der endlichen Aufhellung dieses räthselhaften Thatbestandes, dessen verworrene Einzelheiten alles menschlichen Scharfsinns spotteten, zu verzweifeln.

„Unsere Aufgabe," hub endlich der Prior an, nachdem er vergebens einer Meinungsäußerung des Obersten der Santa Hermandad entgegengesehen hatte, „ist eine der schwierigsten. Wäre uns ein gültiger Beweis geliefert, daß der Gefangene wirklich an jenem Abend von Sonnenuntergang bis elf Uhr geschlafen und während dieser Zeit das Haus nicht verlassen hätte, so müßte das Gutachten des Arztes Benedicto jede andere der uns vorliegenden Aussagen überwiegen. Nach der bisher ermittelten Sachlage jedoch sind das Geräusch und die leisen Tritte, welche die Magd Beta gehört hat, für unseren Fall von der höchsten Bedeutung. Die Zeit, um welche diese Wahrnehmung geschah, ist festgestellt und tritt durch des Arztes Zeugniß zu dem Morde in unleugbare Beziehung. Ob aber jenes Geräusch und jene verstohlenen Schritte dem Beklagten oder dem von diesem vermutheten Entwender seines Schwertes zuzuschreiben seien — das, Ihr Herren und Brüder, unterliegt nun Eurem Urtheil. Wo es sich um Leben und Tod handelt, kann meine vereinzelte Ansicht wenig bedeuten. Ich bin, wie Euch nicht wohl entgangen sein kann,

geneigt, an die Unschuld Sennor Stanley's zu glauben; mein diesmaliger Bruder im Amte jedoch, das Haupt der Santa Hermandad, glaubt eben so fest an die Schuld des Angeklagten. Aussagen und Thatbestand sind, soweit es thunlich war, ermittelt und liegen nun vor, so zusammenhangslos und widerspruchsvoll, daß sie gleichzeitig die entgegesetztesten Ansichten zu unterstützen geeignet sind. Euer Spruch entscheide nun!"

„Dennoch," bemerkte hier der Oberste der Santa Hermandad, „bleibt uns noch der wichtigste Beweis, welcher allein die Lücken der vor uns niedergelegten Aussagen auszufüllen im Stande ist, zu führen übrig. Als geschworener Diener der Gerechtigkeit werde ich von keinem Vorurtheile geleitet, aber das Moment, welches wir bisher unberücksichtigt ließen, ist bedeutungsvoll genug, um nicht nur meine individuelle Meinung zu bestimmen, sondern auch dem allgemeinen Urtheil seine unverrückbare Richtung zu geben: ich meine die unversöhnliche Rache, welche der Gefangene dem Verewigten geschworen hatte, seine wochenlang gehegte und offen ausgesprochene Feindschaft wider denselben und seinen Entschluß, die Sättigung seiner Rachgier mit Gefahr des eigenen Lebens zu erlangen. Wäre es nicht möglich, daß Don Ferdinand Morales sich geweigert hätte, dem Angeklagten im Zweikampf zu begegnen und dessen unbezähmbare Leidenschaft durch diese Weigerung zu mitternächtlichem Meuchelmorde gestachelt hätte? Lassen wir uns darum nicht bestechen von Sennor Stanley's freiwilligem Selbstgeständniß, daß er nur, um durch den Schein der Aufrichtigkeit ein günstigeres Vorurtheil bei seinen Richtern zu erwecken, geleistet haben mag! Wenden wir vielmehr unsere völlige und ungetheilte Aufmerksamkeit dem Wesen und den Motiven seines Hasses wider den Erschlagenen zu — ergründen wir diese, bevor wir zum Spruche schreiten!"

„So sei es!" sprach der König und ein beifälliges Murmeln der Versammlung folgte den Worten des Obersten der Hermandad. „Es sind zu diesem Ende noch zwei Zeugen zu vernehmen und — bei allen Heiligen! — wenn ihre Aussagen auch nur in dem winzigsten Punkte von einander abweichen, soll dem Gefangenen Frist gewährt werden!"

Der Oberste der Hermandad ertheilte den nöthigen Befehl — und Don Luis Garcia stand vor der Versammlung. Es erregte nicht geringes Erstaunen, daß ein Mann, dem man allen weltlichen Händeln fremd, nur in unablässiger demüthiger Selbstbetrachtung und fromme Bußübungen versunken glaubte, an dieser Stelle und in dieser Sache, als der wichtigste aller Zeugen erschien. Niemand aber war betroffener, als Arthur Stanley selbst. Und als nun Don Luis Bericht erstattete über den stürmischen Auftritt zwischen dem Ermordeten und dem Angeklagten, als er fast wörtlich die Drohungen Stanley's wiederholte, da vermochte dieser nicht länger das empörte Gefühl der allertiefsten Entrüstung zurückzudrängen. „Niederträchtiger, ehrloser Schuft!" brach er so plötzlich und ingrimmig aus, daß minder dies unehrerbietige Verhalten vor den Augen und Ohren des Königs und der Richter, als das jähe Aufgeben seiner bisher bewahrten Ruhe, Aller Blicke auf ihn wandte — „wo warst Du während dieser Unterredung? So genau Alles erhorchen und dennoch verborgen bleiben konnte nur ein freiwilliger Spion! Nicht als zufälliger Zeuge, sondern als absichtsvoller Lauscher warst Du zugegen? Wie sollte Dich ein Zufall in den entlegensten Theil des Gartens geführt und dort zurückgehalten haben? Verrätherische Bube, an Deiner Aussage also, die Du auf solchem Wege ermöglicht hast, hängt Leben oder Tod?! — Nun, es mag sein!"

„Nein, es soll nicht sein!" trat der König dazwischen, ohne die Erwiderung des Priors oder des Obersten der Hermandad abzuwarten. „Auch wir halten eine also erwirkte Zeugenschaft für werth- und bedeutungslos. Wollt Ihr, Don Luis Garcia, nicht auf den weiteren Verfolg Eurer Aussage verzichten, so erklärt uns, was Euch bewog, den Garten des

Verewigten in einem so verhängnißvollen Augenblick zu betreten oder nennt uns einen andern Zeugen. Der freiwillige Horcher ist in unsern Augen nicht minder ehrlos als der Lügner und darf vor Männern und Rittern nicht fordern gehört zu werden!"

Mit der tiefsten Demuth in Ton und Miene erwiderte Don Luis, daß es ihn schmerzte, ob seines strengen Gerechtigkeitssinnes das königliche Mißfallen erregen zu müssen, daß er, was seine Person beträfe, geduldig jeden Argwohn zu tragen bereit wäre, die Wahrscheinlichkeit seiner Aussagen jedoch gegen allen Zweifel vertheidigen müßte. „Es lebt noch Eine, die mein Zeugniß bekräftigen muß," fügte er hinzu, „ich habe sie meinem königlichen Herrn bereits genannt."

„So ist es," erwiderte der König und winkte Don Felix de Estaban, der gleich darauf die Halle verließ.

XXIII.

Don Luis hatte zu sichtbar eine unedle Handlung durch phrasenhafte Ausflüchte zu verdecken gesucht, als daß selbst der Ruf seines strengkirchlichen Wandels ihn vor Verdacht schützen konnte. In unsern Tagen würde freilich eine Justiz, die jede auf indiskrete Weise erlangte Zeugenschaft als ungültig verwürfe, willkürlich und grillenhaft erscheinen, aber noch war das Zeitalter unserer Erzählung durchweht und durchdrungen von jenem mittelalterlichen Princip der ritterlichen Ehre, dessen zähe Lebensfähigkeit am längsten dem Andrange der neueren Bildung widerstand. Nicht Einer der Richter hätte in diesem Falle anders gesprochen — um so höher war die allgemeine Neugier auf die Erscheinung des verkündeten Zeugen gespannt. Arthur war in fieberhafter Bewegung; seine Wange röthete sich und erblaßte im pfeilschnellen Wechsel, seine Augen stierten krampfhaft nach den Thüren der Halle — als diese sich öffneten und Felix de Estaban mit Donna Maria eintrat. Sie lüftete den Schleier und überblickte mit tiefer, fast unnatürlicher Ruhe die Versammlung. Sie war bleich und abgemagert von Kummer und Angst; ihr dunkles Auge erschien größer durch die Abgefallenheit ihrer Züge, und mit den blassen Wangen und Lippen contrastirten seltsam die schwarzen Wimpern, an denen nicht eine Thräne hing. Sie trat wenige Schritte vor, verneigte sich vor dem Könige und warf dann einen festen, forschenden Blick auf den Gefangenen. Was

in jenem kurzen Augenblick in ihrer Seele vorging, wußte nur sie.

„Setzt Euch, Donna Marie Morales!“ sagte der König, indem er nur mit Mühe die Rührung überwand, welche ihn bei dem Anblick der tiefgebeugten Wittwe ergriff. „Gern hätten wir Euch dieser Vorladung überhoben, denn es thut uns weh, Eurer stillen Trauer Euch rücksichtslos entreißen zu müssen, aber die Gerechtigkeit bedarf Eurer Aussage — von Euch hängt es ab, ob dieser Gefangene dem Leben zurückgegeben wird oder unrettbar dem Tode verfällt. Doch setzt Euch zuvor!“

„O nein, gnädiger Herr,“ erwiderte Marie, „schenkt mir nicht größere Rücksicht, als jedem anderen Zeugen. Meine Kraft wird mich nicht verlassen —“ und sie winkte ablehnend dem Don Felix de Estaban, der im Begriffe war, ihr einen Sitz anzubieten.

Der König überließ es nicht dem Prior, dem schwergeprüften Weibe die Resultate der bisherigen Untersuchung mitzutheilen. Er selbst berichtete ihr klar und bestimmt, welche Aussagen für und wider den Angeklagten vorlagen und forderte sie alsdann auf, zu erklären, ob ihr die Ursache des Hasses, welchen Arthur Stanley gegen Morales hegte, bekannt geworden, ob der Angeklagte sich in ihrer Gegenwart entehrender Ausdrücke wider den Verstorbenen bedient und Drohungen ausgesprochen hätte, aus denen sein Verlangen nach des Letzteren Tode hervorginge, ob sie mit Grund annehmen dürfe, daß Don Ferdinand Morales sich je geweigert hätte, Arthur Stanley in ehrlichem Zweikampfe zu begegnen, oder daß solche Weigerung von ihm beabsichtigt worden und somit den Angeklagten vermocht hätte, seine Rachsucht durch Mord zu befriedigen. „Ehrwürdiger Vater,“ fuhr Ferdinand fort, „wollet Ihr nun den üblichen Eid zuerkennen.“

Alsbald erhob sich Pater Francisko vom seinem Sitze, ergriff das große, reichgearbeitete Silbercrucifix und trat vor Marien hin.

„Marie Henriquez Morales,“ sprach er, „bist Du Dir wohl bewußt der Heiligkeit der Worte, die auszusprechen wir von Dir heischen? Dann schwöre, die Wahrheit zu sprechen, die volle Wahrheit und nur die Wahrheit! Schwöre bei dem heiligen Symbol, welches meine Hand trägt, bei dem unaussprechlichen Namen des Vaters, bei dem Fleisch und Blut, der Auferstehung und dem Leben unseres Herrn und Erlösers Christus Jesus, bei dem heiligen Geiste, bei der alleinseligmachenden Dreieinigkeit, bei der Gemeinschaft der Heiligen und Märtyrer! Schwöre, meine Tochter, und Segen oder Fluch hafte an Deiner Ferse, je nach der Wahrheit oder Lüge Deines Schwures!“

Die tiefen, ernsten Züge des Priors waren von heiliger Begeisterung verklärt. Als er so vor Marien stand, mit einer Hand das Crucifix schwingend, die andere weihevoll erhebend, schien seine Gestalt sich zu ungewöhnlicher Größe zu erheben, und der feierliche Ernst seiner Worte, in denen eine furchtbare Mahnung an eine ewige Vergeltung lag, durchschauerte die Versammlung. Tiefe, andächtige Stille folgte seiner Anrede. Nur Arthur zitterte in namenloser Erregung, denn, hatte Marie wahr gesprochen, so konnte sie in dieser Form nicht schwören. Doch, ehe er noch seiner Zweifel sich klar bewußt ward, wurde schon der feste und entschlossene Ton ihrer Stimme gehört.

„Ehrwürdiger Vater,“ begann sie, „ich danke Euch für Eure Ermahnung. Glaubt mir, ich bin über die hohe und verhängnißvolle Bedeutung meiner Aussage wohl unterrichtet; aber vergebens hofft mein königlicher Herr, vergebens hofft Ihr, seine versammelten Räthe, durch mich das Schicksal des Angeklagten entschieden zu sehen. Mein Zeugniß ist werthlos! Ich gehöre jenem Geschlechte an, dessen Wort als

werth- und geltungslos verworfen wird von den Richtern Spaniens! Ich kann den geforderten Eid nicht leisten, denn ich bekenne mich nicht zu dem Glauben, auf welchen er geschworen wird:

Ich bin eine Jüdin!"

Ein einziger wilder Schrei des Entsetzens drang aus tausend Kehlen und scholl mit donnerähnlicher Gewalt durch die weite Halle. Pater Francisko wich unsicheren Schrittes zurück, als wollte er vor der unreinen Nähe Mariens fliehen, und stand dann wie festgewurzelt, mit den Händen krampfhaft das Crucifix umklammernd und das blasse, hinfällige Wesen anstarrend, das solche Frevelworte gesprochen hatte. Die anwesenden Patres erhoben sich wie ein Mann und bildeten einen Halbkreis um ihren Obern, bereit, auf dessen leisesten Wink den Fluch der Kirche auf die Verworfene herabzurufen. Die Adelsbrüder des Verstorbenen und die Vertreter der Santa Hermandad fuhren von ihren Sitzen empor; selbst König Ferdinand verlor einen Augenblick seine unerschütterliche Haltung, und in wilder Bewegung wälzten sich die Zuhörer, wie eine einzige ungeheure Woge heran, um, die Reihen der Soldaten durchbrechend, dem Mittelpunkt des Auftritts näher zu sein.

Mitten in dieser tumultuarischen Bewegung stürzte Arthur, von seinen Wächtern nicht gehindert, in unwiderstehlichem Drange vorwärts und warf sich Marien zu Füßen.

„Marie, Marie," rief er mit unterdrückter, halblauter Stimme aus — und nur sie hörte seine Worte — „warum thatest Du das? Warum leistetest Du nicht den verlangten Eid, der mich verdammen mußte? Marie, solcher Aufopferung bin ich nicht werth!"

„So hast Du ihn doch erschlagen? Habe ich mich in Dir getäuscht, Arthur?" fragte sie und ihre Hand, welche machtlos auf seiner Schulter ruhte, zitterte heftig.

„Nein!" rief Arthur in einem Tone und mit einem Blicke, der Marien urplötzlich überzeugte.

Der König hatte unterdessen bemerkt, daß der Prior zu gefaßterer Stimmung zurückkehrte. Obgleich selbst ein eifriger Katholik, konnte er es nicht über sich gewinnen, die erklärte Freundin und Schutzbefohlene seiner königlichen Gemahlin der unmittelbaren Gewalt der Kirche zu überantworten. „Haltet ein!" rief er schnell, als Pater Francisko reden wollte. „Seid nicht vorschnell in solcher Sache, ehrwürdiger Vater! Sonderbare und schlimme Worte hat dies Weib gesprochen — aber sie sind bedeutungslos, sie müssen es sein. Jammer und Aufregung haben ihr Gehirn verrückt, sie ist von Sinnen. Seht, wie sie den Gefangenen anstarrt! Spricht aus diesem Blicke ein ungetrübter Geist? Bei allen Heiligen, wir thaten Unrecht, sie hierher zu rufen! Zurück, Ihr frommen Väter! Man entferne den Gefangenen und führe Donna Maria in ihre Gemächer zurück!"

„Erlaubt, königlicher Herr!" erwiderte der Prior ernst. „Donna Maria hat ruhig und in wohlerwogener Absicht gesprochen; es war nicht die Raserei einer Irren. Laßt nicht die Ungläubige von dannen gehen, ohne sich ehrfurchtsvoll vor dem heiligen Symbol niederzuwerfen, daß sie frech gelästert hat! Hütet Eure Seele vor dem ewigen Höllenfeuer und störet nicht die Wege meiner Pflicht!"

Während Pater Franzisko also sprach, versuchten Arthur's Wächter, ihn von Marien fortzureißen; er rang nach Befreiung, um die Bedrohte schützen zu können — aber vergebens. Doch der Blick, den sie in diesem Augenblicke der Trennung auf ihn warf, gehörte nicht mehr jener Ruhe an, die sie schwer erkämpft und lang behauptet hatte — ihr Geist begann unter der Wucht des selbstgefaßten und mit Ueberbietung der eigenen Kraft ausgeführten Entschlusses zu erliegen.

Es war ein furchtbares Geständniß von unabsehbarer Tragweite. Sie hatte nicht nur durch dies Bekenntniß jahrelanger Verstellung die Rache der Kirche, die Grausamkeiten jenes schrecklichen, geheimen Tribunals, das ihr aus den Traditionen ihrer Familie wohl bekannt war, heraufbeschworen — ihr drohte auch der erbitterte Zorn ihrer eigenen Glaubensgenossen, die nun durch den unerwarteten Verrath einer Tochter ihres eigenen Volkes ihre Sicherheit gefährdet sehen mußten. Wohl hatte Maria dies vor ihrer Erklärung erwogen, sie hatte sich für stark genug gehalten, Alles zu tragen, wenn sie nur die furchtbare Pflicht umgehen konnte, Worte auszusprechen, die Stanley aufs Blutgerüst führen mußten; aber jetzt, da sie gesprochen hatte, wurde sie von der entsetzlichen Ahnung aller der Qualen und des Jammers, die ihrer nun unfehlbar harrten, überwältigt. Unheimliche Gestalten huschten wie Gespenster vor ihrem Geistesauge vorüber; bald sah sie aus den geöffneten Gräbern des Cedernthales ihre Verwandten emporsteigen und die fleischlosen Hände zum Fluche emporheben, bald hörte sie rings umher das Knarren der Folterinstrumente und die ächzenden Stimmen gequälter Opfer. Ein dunkles Gefühl, daß sie durch ihr Geständniß von dem Busen ihres Volkes sich losgerissen und erbarmungslosen Gewalten preisgegeben hätte, überwältigte sie, ihre Sinne verwirrten sich, und als der Prior mit dem Crucifixe wieder vor ihr stand und sie knieen und anbeten hieß, brach sie in ein wildes krampfhaftes Gelächter aus und stürzte dann regungslos, mit geschlossenen Augen zu Boden.

„Sagte ich nicht, sie ist von Sinnen? Wozu thut man ihr Gewalt an?“ rief der König entrüstet, indem er durch ein gebieterisches Zeichen die Mönche fortwies und sich über Marien beugte. Mehrere Adlige folgten seinem Beispiele und suchten der Ohnmächtigen Beistand zu leisten, aber vergebens: Don Felix de Estaban mußte sie endlich auf seinen

Armen aus der Halle tragen. Als Ferdinand auf seinen Sitz zurückkehrte, traf sein Blick den Gefangenen, dessen vergebliches Ringen, sich seinen Wächtern zu entreißen und Marien nachzustürzen, nicht unbemerkt blieb und Manchen zu stillen Vermuthungen und Deutungen veranlaßte.

Die Ruhe war endlich wieder hergestellt und der Oberste der Hermandad fragte den Gefangenen, ob er noch Etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen hätte. Arthur antwortete verneinend und der Hermano stellte nun die Resultate der Untersuchung zusammen. Obgleich die Wittwe des Verstorbenen als Ungläubige nicht für oder wider Arthur Stanley zeugen konnte, so genügte doch, seiner Ansicht zufolge, der aus den übrigen Zeugenaussagen, aus den Umständen und endlich aus des Gefangenen Selbstgeständniß ermittelte Thatbestand, um jeden Zweifel zu heben. Er wandte sich nun in kurzer Anrede an die anwesenden Adligen, Priester und Hermanos und forderte sie auf, über des Angeklagten Schicksal zu entscheiden.

Eine lange, ängstliche Pause ging dem Spruche voran. Er wurde endlich verkündet: die bei Weitem überwiegende Mehrheit erklärte Arthur Stanley für schuldig, und das Todesurtheil ward demgemäß gefällt. Doch alsbald erhob sich der Herzog von Murcia und verlangte nicht nur im Namen seiner Genossen in der Pairswürde, sondern auch im Auftrage der Königin Isabella, der souverainen Lehnsherrin des Verstorbenen, daß in Rücksicht auf die verwickelten und widersprechenden Umstände, auf des Gefangenen frühere Stellung und seine standhafte betheuerte Unschuld, eine Monatsfrist liegen sollte zwischen dem Urtheil und seiner Vollstreckung; mittlerweile wären durch ganz Spanien öffentliche Gebete um die Entdeckung des wahren Mörders oder um ein Zeichen der etwaigen Unschuld Arthur Stanley's anzuordnen. Nach Verlauf dieser Frist sollte, wenn sich keine Aenderung des bisher ermittelten Thatbestandes ergäbe, ein Gerüst in der Calle

Solédad auf der Stelle des verübten Mordes errichtet, dort der Gefangene öffentlich aller Ehren und Rechte der Ritterschaft für verlustig erklärt, sein Schwert vor seinen Augen zerbrochen und er sodann, wie es das Gesetz forderte, nach Art der gemeinsten Missethäter durch den Strick vom Leben zum Tode gebracht werden.

Ferdinand und der Prior betrachteten Stanley aufmerksam, während das Urtheil verkündet wurde, aber es war schwer, den Ausdruck seiner Züge zu errathen. Seine Blicke waren unverwandt auf die Thür gerichtet, durch welche Marie fortgetragen worden — er schien gerade in diesem furchtbaren Augenblick an sich selbst am wenigsten zu denken.

Der König dankte sodann den Mitgliedern des Gerichtshofes aufs Freundlichste für ihren Beistand in so schwieriger Sache und erklärte sich als Souverain des Angeklagten mit dem Verlangen der Königin und der Castilischen Granden einverstanden.

Doch die öffentliche Aufregung wurde durch den Schluß der Untersuchung nicht vermindert: der Schrecken über Morales Ermordung wich neuer und größerer Bestürzung. Bürger, Adlige und Priester sah man auf allen öffentlichen Plätzen in gedrängten Gruppen zusammenstehen und in eifriger Unterredung das neue Ereigniß des Tages ausbeuten. Fragen und Vermuthungen drängten sich in überstürzender Folge, aber Niemand wußte Donna Maria's eben so räthselhafte, als unglaubliche Aussage zu deuten. Nur Don Luis bewahrte mitten in dieser auf- und abwallenden Bewegung der Gemüther unveränderlich denselben kalten, schnöden Ausdruck der Theilnahmslosigkeit. Er war, nachdem der König sein Zeugniß verworfen hatte, während der übrigen Dauer des Verhörs nicht von seinem Platze gewichen, und nur aufmerksame Beobachter hatten die spürenden Blicke bemerkt, die er unter dichten, schattigen Brauen hervor auf seine Umgebung warf. Und als das Urtheil gesprochen war, durcheilte er die

Stadt nach allen Richtungen, lauschte, um die Stimmung der Bevölkerung zu erkunden, scheinbar gleichgültig den umlaufenden Gerüchten, und floh dann vor dem hellen Tageslichte in die dunklen Schlupfwinkel seiner höllischen Genossen, um teuflische Anschläge zu ersinnen und mit einer Schnelligkeit auszuführen, die keinem in Freveln minder Erfahrenen glaublich schien.

XXIV.

Isabelle harrte, von ihren vertrautesten Hofdamen umgeben, dem Ende der Untersuchung entgegen. Die Zeit verging langsam und mit jeder Stunde, die verfloß, wuchs die theilnahmsvolle Spannung der Königin, bis Inez Pas, die Jüngste dieses Kreises, sich heimlich fortstahl, um ihre Gebieterin mit Nachrichten über den Verlauf des Verhörs zu überraschen. Doch kaum waren wenige Minuten verflossen, als sie mit dem Ausdrucke des allerhöchsten Schreckens zurückkehrte.

„Königin," rief das junge Mädchen, indem sie, jeder durch die Etikette gebotene Schranke vergessend, auf Isabellen zuflog, „die Aufregung hat sie getödtet! Sie stirbt!"

„Wer?" rief Isabelle und erhob sich bestürzt von ihrem Sitze — „Wer stirbt? Sprich es aus, in der heiligen Jungfrau Namen!"

„Donna Maria, die arme unglückliche Marie! Don Felix hat sie so eben auf seinen Armen aus der Halle getragen. Ich habe sie gesehen — sie sieht einer Leiche gleich! Ich versuchte, sie wach zu rufen, aber ich vermochte es nicht. Rettet sie, gnädige Gebieterin! Laßt sie nicht sterben!"

Augenblicks befahl Isabelle ihrer sämmtlichen Umgebung, der Unglücklichen Beistand zu leisten und behielt nur Inez Pas zurück, um, wenn möglich, Näheres zu erfahren.

„Hast Du niemals eine Ohnmächtige gesehen," fragte sie Inez, „daß Dich solcher Anblick aller Fassung beraubt?"

„O, es ist mehr, als Ohnmacht, meine königliche Gebieterin," antwortete die Gefragte zitternd. „Vor ihrer Thür sind Wachen aufgestellt, und man erzählt so grausige Dinge, die ich weder glauben, noch wiederholen mag!"

„Der Anblick einer Bewußtlosen scheint ansteckend auf Dich zu wirken," versetzte Isabelle lächelnd. „Was hast Du denn für grausige Mährchen gehört, Du furchtsames Kind?"

„O, scherzt nicht, Königin!" rief Inez Pas fast athemlos. „Sie sagen, Marie sei eine Ketzerin, nein — Schlimmeres noch; eine Ungläubige! Sie soll sich geweigert haben, den Eid zu leisten, weil sie nicht unserer heiligen Kirche angehörte — sie soll das Kreuz gelästert und entweiht, und sich laut als eine Jüdin, als eine abscheuliche, ungläubige Jüdin bekannt haben!"

Isabelle wich einen Augenblick in schreckensvoller Bewegung zurück, doch rasch gewann sie ihre frühere Haltung wieder und fragte die junge Inez langsam und bedächtig: „Was erzählte man Dir? Laß es mich noch einmal hören: — Eine Jüdin?! — Es kann nicht sein — der Schreck hat Deine Sinne verwirrt."

Doch ehe noch Inez Pas ihre Erzählung mit größerer Fassung wiederholt hatte, hörte Isabella auf, an der Wahrheit des Gehörten zu zweifeln. „Meine dunkeln und räthselhaften Worte werden sich zum furchtbaren Verständniß aufhellen —" so hatte Marie gesprochen, und ihre Voraussagung war nun erfüllt.

* * *

Lange noch stand Isabella sinnend, in sich selbst verloren, und gedachte des Versprechens, das sie Donna Maria

gegeben hatte, als ein Geräusch auf dem Corridor hörbar wurde, und gleich darauf der König eintrat.

Er wiederholte, was sie bereits wußte und fragte sie, ob Marie während des vorhergehenden Abends Nichts geäußert hätte, das sich im Zusammenhange mit dem nunmehr Geschehenen deuten ließe. Isabelle verschwieg ihrem Gemahl nicht, daß Marie mit vollem Bewußtsein die Enthüllung unerhörter Dinge verheißen und in Voraussicht der Verfolgungen, die sie freiwillig wider sich heraufbeschwören würde, sich der königlichen Gnade überantwortet hatte.

Ferdinand ging mißmüthig im Zimmer auf und nieder. „Wer hätte ahnen können," rief er nach einer Weile aus, „daß Don Ferdinands Weib eine Jüdin war! Wie konnte er nur sein Gewissen über eine solche Verbindung beschwichtigen? Wo mochte er sie gefunden haben? Und nun diese wahnwitzige Selbstaufopferung, das Unbegreiflichste von Allem!"

„Minder unbegreiflich, als Du glaubst," versetzte Isabelle. „Du wirst früh genug erfahren, was Marien zu diesem Schritte vermochte. Doch laß uns nicht bedauern, daß ihr Geheimniß nun offenbar geworden. Sie mag sich jetzt von dem Eindrucke der Ereignisse erholen, die in dieser Woche zerschmetternd auf sie eindrangen, und dann unter dem Beistande der frommen Väter ihrem Wahnglauben entsagen, damit sie hier und dort des Glückes und der Seligkeit theilhaftig werde!"

„Deine Absichten sind edel," erwiderte Ferdinand, „doch rufe nicht allzufrüh die Hülfe der Geistlichkeit an! Die Kirche würde Marien anklagen, nicht nur unsern heiligen Glauben, dem sie Jahre lang anzugehören schien, durch Verstellung entweiht, sondern auch Morales Herz durch höllische Zauberkünste umstrickt zu haben — und Du weißt, welches Loos ihrer dann harrt!"

Isabelle blickte betroffen auf. „Das darf nicht geschehen!" erklärte sie entschieden. „Seit jenem glanzvollen

Abend, da ich Marien zum ersten Male sah, fühle ich mich unwiderstehlich zu ihr gezogen, und jetzt, da sie namenlos unglücklich um meinen Schutz fleht, vermag ich trotz ihres verhängnißvollen Selbstgeständnisses nicht, sie zurückzustoßen!"

„Und warum wolltest Du Dein Herz der Verlassenen entfremden?" fragte der König. „Wäre Marie gleich vielen Genossen ihres verruchten Unglaubens, eine jener Verworfenen, die unser Reich mit ihren Irrlehren verpesten, und nur nach Gold und Wucher trachten, so überließen wir sie dem selbstverschuldeten Schicksale. Aber die Gattin unseres theuern Morales, die so lange im vertrauten Umgange mit eifrigen Katholiken gelebt hat, gehört im Grunde zu uns, und hat ihre Abkunft nur in irgend einer geheimnißvollen Absicht enthüllt. — Doch bei allen Heiligen, sie soll gerettet werden!"

„Aber wie?" fragte Isabelle ängstlich. „Wird Pater Francisko glauben, daß sie im Wahnsinn gesprochen?"

„Schwerlich," antwortete der König kopfschüttelnd. „Pater Francisko ist, wie wir, fest überzeugt, daß Marie aus freiem Antriebe und bei völlig ungetrübtem Bewußtsein sich als eine Jüdin bekannt hat, und bringt nun in mich, die Ungläubige geistlichen Händen zu übergeben. Du allein, die Du von den Dienern unsers Glaubens, als ein eifriges und treues Kind der Kirche verehrt wirst, vermagst sie zu schützen. Verbiete den frommen Vätern allen Zutritt zu ihr, sage ihnen der Wahrheit gemäß, daß Marie leidend und nicht im Stande ist, irgend welchen Zuspruch zu empfangen, und sie werden Dir glauben. Unterdessen überlaß ihre Pflege nur den bewährtesten Deiner Dienerinnen, ihr selbst aber gestatte nicht, die Schwelle ihrer Gemächer zu überschreiten. Wenn es alsdann gilt, sie als reuiges Kind an die Brust unserer heiligen Mutter, der Kirche, zu legen, wird Pater Dionisio, dessen mildere Sittesart uns Allen

wohl bekannt ist, leichter Zugang zu ihrem Herzen finden, als der strenge Pater Francisko, oder Dein finsterer Beichtvater Torquemada."

Die Königin war nicht lange unentschlossen. Zum großen Erstaunen der Wachen betrat sie furchtlos das Zimmer der erklärten Jüdin und gewährte ihr selbst liebevoll Beistand". Mehrere ihrer Dienerinnen, deren Neugier jetzt, da die Kunde des Geschehenen mit allen üblichen Uebertreibungen von Mund zu Mund ging, mehr als befriedigt war, begannen alsbald mit Schrecken an die gefährliche Nähe der Ungläubigen zu denken, und beschworen ihre Gebieterin, als diese zum ersten Male mit dem Arzte Benedicto aus Mariens Gemächern zurückkehrte, ihr Seelenheil nicht der Verbündeten des bösen Feindes preiszugeben und die Zuchtmittel der Kirche über die Verirrte zu verhängen, die den edlen Morales in das ewige Höllenfeuer gestürzt hätte.

Und nicht nur dem Fanatismus ihrer nächsten Umgebung mußte Isabelle widerstehen — eine schwerere Aufgabe harrte ihrer, als am folgenden Tage der Prior des Franciskanerklosters im Schlosse erschien und im Namen der Kirche Mariens Auslieferung forderte. Doch Isabellens einmal gefaßter Entschluß war unabänderlich. Sie erklärte dem frommen Vater entschieden, daß sie der Wittwe des Don Ferdinand Morales ihren Schutz zugesichert hätte und nicht Willens wäre, ihr königliches Wort zu brechen. Vergebens hob der Prior hervor, daß eine Jüdin nicht mit einer Königin unter einem Dache wohnen dürfte, daß Isabellens übelangebrachte Milde dem Unglauben Vorschub leistete und sie, wenn nicht dem Argwohn, doch der Rüge der katholischen Kirche aussetzte. — Isabelle blieb unerbittlich und antwortete lächelnd, daß sie den Ruf ihrer nie bezweifelten, strengen Kirchlichkeit durch die Beschirmung einer Jüdin, die durch eigenes Geständniß ihrem Unglauben ein Ziel gesetzt, nicht zu gefährden fürchtete.

Als Pater Francisko sah, daß er den entschlossenen Widerstand der Königin nicht zu brechen vermochte, begnügte er sich, freien Zutritt zu der Ungläubigen zu fordern, damit er sie mindestens durch ernste, ermahnende Rede über ihr Seelenheil belehren könnte. Doch auch diesem Begehren weigerte sich Isabelle entschieden, Folge zu leisten. „Marie Morales ist krank," erklärte sie, „schwer krank. Ihr selbst habt ihr wahnsinniges Gelächter gehört, als sie vor Euren Augen zu Boden stürzte. Schonet ihrer, bis sie leiblich und geistig erstarkt und fähig ist, frommem Zuspruche ihr Ohr zu leihen!"

Pater Francisko war streng, aber nicht hart. Es war ihm ein Gräuel, eine erklärte Ungläubige unter dem Schutze der frömmsten Fürstin der Christenheit zu sehen, aber dem fanatischen Riggrismus vieler seiner Brüder blieb er fremd. Als er erfuhr, daß Isabelle mit entschiedenem Ernste an Mariens Bekehrung dachte, enthielt er sich jeder weiteren Forderung, doch empfahl er ihr mit den eindringlichsten Worten, nach der Genesung der Ungläubigen, kein Mittel unversucht zu lassen, und wenn Güte nicht fruchtete, zur Strenge ihre Zuflucht zu nehmen. Bis dahin sollte Marie von allem Umgange mit jüngeren Personen ausgeschlossen bleiben und nur gewissenhaften, tadellosen Katholiken Zutritt zu ihr gewährt werden. Diesen Wünschen des frommen Vaters sagte Isabelle bereitwillige Erfüllung zu, und erlaubte ihm überdies, das Haus des Don Ferdinand Morales zu durchsuchen, um etwanige Bücher und Gegenstände, die dem verabscheuten Cultus der Ungläubigen angehörten, zu vernichten.

* * *

Ein halber Monat war verflossen, als Schloß und Stadt von Segovia auf's Neue in die äußerste Bestürzung versetzt wurden: Marie war verschwunden!

Feinde der öffentlichen Sicherheit zu erneuerten Attentaten zu ermuthigen? Wohl durften Ferdinand und Isabelle dem Verurtheilten Gnade gewähren — aber war Begnadigung, die weder des Angeklagten Ehre retten, noch der beleidigten Gerechtigkeit Genugthuung geben konnte, etwas Anderes, als Schuldigsprechung?

Stanley selbst blieb jeder Hoffnung fremd. Der Umstand, daß sein Schwert, mit welchem er Morales Blut zu vergießen gelobt hatte, wirklich in des Ermordeten Todeswunde gefunden worden, versenkte ihn in tiefernste Betrachtungen. Bald hielt er das Geschehene für ein schweres Gericht, das über seine unheilvollen Absichten erging und machte sich das vernichtende Selbstgeständniß, vor dem ewigen Richter, der die Absicht der That gleich achtet, als Mörder dazustehen, bald gedachte er des schuldlos gefallenen Morales und hielt sich und den Gemordeten für Opfer einer tückischen Macht, die im Verborgenen schlich, und bereit geheime Wege das blöde Auge irdischer Richter nicht zu entdecken vermochte.

Der Gedanke an einen so schmachvollen Tod erfüllte Arthur mit Entsetzen. Und dennoch wäre es dem milden Zuspruche des Franciskanerpriors gelungen, den Gefangenen zu endlicher Ergebung in das Unvermeidliche zu stimmen, wenn nicht diesen die Erinnerung an Marien unablässig in die stürmische Fluth leidenschaftlicher Gefühle zurückgeschleudert hätte. Marie war wieder frei und hätte, ihn zu retten, das furchtbare Geheimniß enthüllt — sie war ihm theurer als je! — Und dennoch sollte er sterben!

Von Don Felix de Estaban, seinem Wächter, erfuhr Arthur, daß Marie auf dem Wege der Genesung und unter Isabellens Schutze vor Verfolgung sicher war. Sie hatte, als sie den Wunsch des Priors erfuhr, der Señora, in deren Obhut sie stand, bereitwillig gestanden, daß man durch eine Tapetenthür in der Wand ihres Schlafzimmers in ein

XXV.

Alle erdenklichen Mittel waren aufgeboten, geheime Maßregeln von allen Behörden des Reiches zur Habhaftwerdung Verdächtiger ergriffen worden, Gebete stiegen täglich zum Himmel auf, daß, falls Arthur Stanley das Verbrechen nicht begangen hätte, ein sicheres Zeichen seiner Unschuld kund werden möchte — aber vergebens. Immer näher rückte der Tag der Urtheilsvollstreckung, ohne daß der Stand der Dinge die geringste Aenderung erfuhr. Wiederholt sah sich der König von der kleinen Zahl Derer, welche an des Gefangenen Schuld nicht glauben mochte, mit den nachdrücklichsten Fürbitten bestürmt, aber sein entschieden ausgesprochener Wille, das Reich vor der Wiederkehr so schwarzer Verbrechen zu schützen, mußte jeder Herzensregung Schweigen gebieten. Die Santa Hermandad, in ihrem Bestande und ihren Vollmachten durch Ferdinand und Isabelle aufs Neue bestätigt, hatte durch den Mund ihrer Vertreter den Angeklagten schuldig gesprochen, die Adelsgenossen des Verstorbenen und die Geistlichen, welche in diesem außerordentlichen Falle durch die königliche Prärogative zur Theilnahme am Verfahren berufen worden, hatten sich mit bedeutender Majorität dem Urtheile der Hermanos angeschlossen — wie durfte jetzt ein königlicher Machtspruch in die ordnungsmäßige Thätigkeit des Gerichtes eingreifen, ohne dem kaum wiedererstärkten Rechtsgefühle der Nation die schwersten Wunden zu schlagen und die

kleines Cabinet gelangen und dort die vermutheten Bücher und Gegenstände finden würde.

Die Entdeckung dieses geheimen Gemaches hatte, wie Don Felix de Estaban weiter erzählte, den ganzen Hof in die äußerste Ueberraschung versetzt. Wie hatte es Morales, dem die Herzen der schönsten und edelsten Spanierinnen entgegenschlugen, über sich gewinnen können, einer Jüdin nicht nur seine Hand zu reichen, sondern auch die Ausübung eines von Gott und Menschen verworfenen Cultus unter seinem Dache zu gestatten? Es war ein nicht zu lösendes Räthsel. Die Kirche, welcher der Verstorbene nicht mehr Rede stehen konnte, mußte sich begnügen, die vorgefundenen Bücher voll Ketzerthum und Aberglauben dem Feuer zu übergeben und die silbernen Lampen, welche man an dem bezeichneten Orte entdeckte, zu einem Bilde der heiligen Jungfrau für die Franciskanerkirche umschmelzen zu lassen. Damit auch keine Spur der entdeckten Gräuel übrig bliebe, wurde der Eingang zu dem geheimen Cabinet, nachdem dieses durchräuchert und mit Weihwasser besprengt, und das Zeichen des Kreuzes tief in die Wände eingebrannt worden, unkenntlich gemacht und dicht vermauert. Die ausgedehnten Besitzungen aber, welche Don Ferdinand Morales besessen hatte, sollten, da seine Wittwe eine Ungläubige und somit unfähig war, zu erben, der Krone anheimfallen und Marien erst, wenn sie, durch Isabellens gnadenreiche Absichten bekehrt, öffentlich das Kreuz umfaßt hätte, zurückgegeben werden.

Diese Mittheilungen dienten nur dazu, Arthur zu unwiderstehlicher Sehnsucht nach Leben und Freiheit zu entzünden. In der Aufregung der wechselvollsten Stimmung wurde er bald auf die sonnige Höhe der kühnsten Hoffnungen emporgetragen, bald in die tiefste Nacht trostloser Zweifel zurückgeworfen. Marie konnte Katholikin und die Seine werden! Sie mußte ihn lieben, da sie ja versucht hatte, ihn zu retten! Selbst das Dunkel, welches bisher über ihrer

vermeintlichen Untreue geschwebt hatte, schien zu schwinden, da er den wahren Grund ihrer Verbindung mit Morales leise zu ahnen begann — aber eben so schnell schlug er bei kälterer Ueberlegung den luftigen Bau enthusiastischer Hoffnungen in Trümmer. Hatte Marie je nur mit einem Worte sich bereit erklärt, den Glauben ihrer Väter zu verlassen? Mußte sie ihn lieben, weil sie ihn durch ihre Aussage nicht verderben wollte? Und durfte er Morales mit dem Vorwurfe des Irrglaubens belasten, da er an sich selbst erfahren hatte, welche Schonung er den Ueberzeugungen der Geliebten zu gewähren fähig war? — Und wenn wirklich seine gewagtesten Vermuthungen begründet waren: wenn Marie ihn noch liebte und seinetwegen Christin werden konnte — mußte nicht Alles vor dem eisfalten Hauche der unerbittlichen Wirklichkeit zerstieben? War nicht Alles zu spät, da schon der Henker die Hand nach seinem jungen Leben ausstreckte?

XXVI.

An einem der nächsten Tage betrat Don Felix mit so verstörtem Aussehen des Gefangenen Zelle, daß dieser kaum nach dem Geschehenen zu fragen wagte. Marie war auf unerklärliche Weise und spurlos vom Schlosse verschwunden. Den vor ihrem Zimmer aufgestellten Wachen war von dem tief entrüsteten Königspaar eine eidliche Erklärung abgenommen worden, daß Niemand die Schwelle zu ihrem Gemache überschritten hätte, und nur einige der Damen, welche im anstoßenden Zimmer schliefen, erinnerten sich nach vielen eindringlichen Fragen der Königin, zwischen Schlafen und Wachen einen halblauten Schrei gehört, denselben jedoch, da unmittelbar darauf tiefe Stille eingetreten wäre, nicht weiter beobachtet zu haben. Und dieser unterdrückte Schrei allein sollte nun, wie Don Felix de Estaban weiter berichtete, die Vermuthung Isabellens rechtfertigen, daß Mariens Entfernung unfreiwillig war.

„Pater Francisko! der Arm der Kirche!" rief Stanley.

„Pater Francisko hat feierlich geschworen," fuhr Don Felix fort, „daß weder er, noch einer seiner Brüder einen so verwegenen Angriff auf das Hausrecht der Herrscher gewagt hat. Torquemada ist der Einzige, den solcher Verdacht treffen könnte, aber er ist zur Zeit abwesend — auch hätte er nicht ungesehen mit Marien aus dem Schlosse verschwinden können."

„Konnte sie nicht freiwillig entweichen?" fragte Stanley. „Jener Schrei, den die Hofdamen gehört haben wollen, mag ein Spiel ihrer Einbildungskraft gewesen sein. Ist es denn so unwahrscheinlich, daß Marie aus Angst vor ihrem künftigen Schicksale die Flucht ergriff?"

„Dann müßte eine Spur ihres Weges aufzufinden sein," erwiderte Don Felix de Estaban. „Ungesehen entweichen konnte sie nur mit Hülfe der schwarzen Kunst, die diesem verfluchten Volke wohl bekannt ist. Hätte sie in menschlicher Gestalt die Schwelle ihres Gemaches überschritten, so wäre sie von den Wachen angehalten worden, und durch das Fenster kann sie ebensowenig entkommen sein, da diese am Morgen nach ihrem Verschwinden fest verschlossen waren, wie am Abend vorher. Und selbst wenn sie den jähen Sprung in den Schloßhof vollführt hätte, wie sollte sie aber die hohen, wohlbewachten Mauern gelangt sein? — Es müssen doch wohl höllische Zauberkünste sein — der Teufel verbirgt sich gar oft in schöner Gestalt, die Heiligen mögen uns bewahren, denn wir wissen nicht, auf wen es die Hölle zunächst abgesehen hat!"

„Es ist dieselbe finstere Macht, die meinen Untergang sucht und Moräles meuchlings geopfert hat," versetzte Stanley nach einigem Sinnen. „Ein höllischer Feind hat seine Werkstätte rings um uns aufgeschlagen, Moräles ist dahin, Marie ist ihm gefolgt, und ich werde der Nächste sein. Dann mag vielleicht das Reich der Dämonen zertrümmert und den Heiligen des Himmels der endliche Triumph werden!"

„Wollte Gott, die Jüdin wäre nie in unsere Nähe gedrungen!" bemerkte Don Felix achselzuckend. „Ihr verworfenes Volk bringt unsern armen Christenseelen nur Unheil und Gefahr!"

Unwillkürlich ballte Arthur die Hand und schleuderte einen herausfordernden Blick auf seinen Wächter, als hätte

Gatten vor jedem Argwohn zu bewahren. Konnte auch ihn keine Verfolgung mehr erreichen, so durfte es doch um ihrer Brüder und Schwestern willen nimmer ruchbar werden, daß ein Castilischer Grande, ein Mann, der von der Herrscher Gunst und des Volkes Liebe getragen worden, nur äußerlich dem Katholizismus angehört hatte. Daß er ein Ehebündniß mit einer Jüdin geschlossen, mußte freilich befremden, aber Marie durfte hoffen, durch den Hinweis auf frühere Fälle ähnlicher Art und durch die unerschütterliche Behauptung, daß Morales nur aus liebevoller Schonung ihren Glauben geduldet, selbst aber der katholischen Kirche treu angehört hätte, ihre Worte mit dem Scheine der Glaubwürdigkeit zu umgeben und die Aufregung, welche sich ob des unerhörten Ereignisses aller Gemüther bemächtigt hatte, zu beschwichtigen.

Isabelle hatte Marien, seitdem diese mit schnellen Schritten ihrer Genesung entgegenging, nicht wiedergesehen. Sie mußte ihren Gefühlen der Theilnahme für die vielgeprüfte Dulderin Gewalt anthun, damit sie nicht Gefahr liefe, zum Schaden ihrer Seele ohne Abscheu die Nähe einer Ungläubigen zu suchen. Sie wollte laut ihres gegebenen Wortes und unwiderruflichen Entschlusses die Jüdin in die Arme der katholischen Kirche führen, ja, wenn liebevolle Ueberredung nicht fruchtete, ihre Zuflucht zu innerbittlicher Strenge nehmen und bedurfte zu solchem Werke der ganzen Entschlossenheit eines durch weichere Gefühle unbeirrten Charakters.

Vierzehn Tage waren seit dem verhängnißvollen Tage des Verhörs verflossen. Marie hatte sich Abends erschöpft in ihren Kleidern aufs Bett geworfen und war bald in so tiefen Schlaf gesunken, daß ihre Hüterin, um sie nicht zu stören, sich leise zurückgezogen. Doch nicht lange hatte sie die langentbehrte Wohlthat genossen, als quälende Traumbilder sie aus süßer Ruhe aufscheuchten und ihre Stirn mit

XXVII.

Als Marie sich vor den versammelten Richtern und Zuhörern rückhaltslos zum Judenthume bekannte, war sie von dem Entschlusse beseelt, mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Arthur's Rettung zu erkaufen. Wohl wußte sie, daß selbst die Königin ihr fortan nur um den Preis der Bekehrung Schutz gewähren konnte, wohl hatte sie der erbarmungslosen Gewalt gedacht, der ihr Schicksal unabwendbar verfallen mußte — aber freudig wollte sie sich in Qualen und Tod stürzen, wenn sie hoffen durfte, durch die Hingabe eines werthlos gewordenen und verödeten Daseins einen Unschuldigen aus Schmach und Fesseln zur Ehre und Freiheit zurückzurufen.

Und nun war Alles vergebens! Schaudernd mußte sie sich gestehen, daß sie nicht nur sich selbst preisgegeben, sondern auch wider die geheimen Genossen ihres Glaubens den unheilvollsten Argwohn heraufbeschworen hatte. Seit Jahrhunderten war Tausenden am Hofe und im Volke, Adligen und Priestern, Bürgern und Bauern der jüdische Glaube als ein theures, unverletzliches Geheimniß vererbt worden — und jetzt brach der Verrath aus dem eigenen Schooße der Bekenner hervor und drohte wider zahllose edle Geschlechter die unversöhnliche Rache der herrschenden Kirche zu entfesseln.

Im Bewußtsein dieser schwer lastenden Verantwortlichkeit gelobte sich Marie mit unwandelbarem Entschlusse, zu retten, was zu retten war, und zuvörderst das Andenken ihres

kaltem Angstschweiß bedeckten. Sie hörte Arthur's Todesurtheil laut verkünden, sie sah ihn auf dem Blutgerüste und eilte in seine geöffneten Arme, um mit ihm zu sterben — und daneben stand der Henker, widerlich lachend, als er zwei Opfer statt eines erblickte, und immer teuflischer verzerrte sich sein Gesicht, bis ihr aus den unbekannten, allmälig veränderten Zügen der höhnische Ausdruck des Don Luis Garcia entgegengrinste. Schon sah sie die Henkersknechte thätig, schon fühlte sie sich vom Hauche ihres Athems berührt — da erbebte das Gerüst, und vor ihr gähnte eine tiefe, finstere Kluft, aus deren Grunde ihr ermordeter Gatte aufstieg und ihr winkte, zu folgen. Und er begann die Lippen zu bewegen, aber es war nicht seine Stimme, die da rief: „Marie Henriquez Morales, mache Dich auf und folge!" Diese Worte klangen so deutlich, als wären sie in der unmittelbarsten Nähe der Schlafenden gesprochen — und sie waren es. Erschrocken fuhr Marie auf, noch lag sie auf ihrem Bette, aber es mußte mit ihr durch den Fußboden des Zimmers weggesunken sein, denn vor ihr stand ein Mann, der mit erhobenen Händen das Kreuz schwang. Er hatte das Gesicht tief verhüllt, sein Leib war von einer Kutte umschlossen, den ein hänfener Strick zusammenhielt. Hatte er jene Worte gesprochen? Sie wußte es nicht. Sie sah nur, daß er sich ihr näherte und fühlte sich mit starker Faust gepackt und von ihrem Lager gehoben, das, wie durch unsichtbare Hände getragen, vor ihren Blicken in die Höhe ging.

Als Marie sich umblickte, fand sie sich in einer so schreckensvollen Umgebung, daß sie meinte, viele Meilen weit von Segovia fortgeschleppt zu sein. Sie stand inmitten einer gewölbten, unterirdischen Halle, deren zahlreiche Ausgänge und Zellen sich weithin auszudehnen schienen. Die Räume waren durch Fackeln erhellt, deren trüber Schein die Schrecken,

welche sich ringsumher dem Blicke enthüllten, unheimlich beleuchteten. Hier standen Folterwerkzeuge jeder Art, dort schlichen gespenstische Gestalten, mit grober Sarsche bekleidet und dem Hanfstrick umgürtet, gebückt durch die niedrigen Gänge. Mit dem Kreuze, dem Symbol des göttlichen Friedens auf der Brust waren sie beschäftigt, über ihre Mitmenschen Qualen zu verhängen, deren Beschreibung die Annalen der Geschichte zur ewigen Schmach ihrer Urheber aufbewahren. Und es war nicht der bloße Anblick der Torturinstrumente, der Marien erschreckte — aus den halbdunkeln Gängen her drang das Schreien und Stöhnen der unglücklichen Opfer und der brutale Hohn ihrer Quäler an ihr Ohr, ihre gemarterte Einbildungskraft ergänzte und vergrößerte, was ihre Blicke nicht erreichte und ihre Brust begann sich zu heben, als wollte sie mit den Gefolterten zum Himmel aufschreien. In Mark und Gebein erzitternd, erkannte sie mit der Schnelligkeit des Gedankens den Schauplatz des schrecklichen Tribunals, von dessen Existenz sie schon in frühester Jugend gehört hatte: der geheimen Inquisition; der ihr eigener Großvater, Julian Henriquez, entflohen war, und die den mindest glücklichen Vorfahr ihres ermordeten Gatten gefoltert und verbrannt hatte.

Einen Augenblick stand sie wort- und bewegungslos, dann preßte sie beide Hände krampfhaft fest an ihre Schläfen, sank zu den Füßen ihres Führers nieder und versuchte, sein Mitleid anzuflehen; doch ihre blassen Lippen zitterten vor vergeblicher Anstrengung — nur ein Schrei entfuhr ihr so schrillend, so wild, daß selbst ihr Führer einen Augenblick zurückschrak. „Närrin," murmelte er endlich, als er sie mit nervigen Fäusten aufrichtete, „ich habe keine Macht, Dir zu helfen. Komm vor den Obern, dem wir gehorchen müssen. Ihn bitte um Gnade, nicht mich!"

Er schleppte Marien in einen Verschlag, der am obern Ende der Halle durch einen schwarzen Vorhang abgekleidet

war. Hier saß am schwarzbehangenen Tische der Großinquisitor nebst einem Sekretär und zwei Genossen seines Amtes. Alle trugen Larven von schwarzem Krepp, um vor der Möglichkeit der Wiedererkennung gesichert zu sein — aber die Stimme des Mannes, der Marien als Großinquisitor bezeichnet wurde, durchfuhr sie wie ein elektrischer Schlag. Einen Augenblick stand sie fassungslos, dann schien ihre ganze Gestalt sich stolz zu heben, ihr großes Auge, ihr feiner Mund hatten nur einen Ausdruck tiefster Verachtung. Pfeilschnell enthüllte ein einziger Blick, der wie ein leuchtender Blitzstrahl aus dem Auge des Großinquisitors niederfuhr, der Gefangenen die ganze Reihe der Ereignisse, die ihr bisher als unentwirrbares Geheimniß erschienen waren. Daß Morales ihre frühere Liebe zu Arthur erfahren hatte, seine Ermordung, der Verdacht, welcher auf Stanley ruhte, ihre Berufung zur Zeugenschaft: Alles, das fühlte sie klar, ruhte in der Hand eines Menschen und entfloß einer heimlichen, verworfenen Leidenschaft, deren Flammen sie einst rein und keusch verschmäht hatte. Sie täuschte sich nicht: ihr Loos lag in Don Luis Garcia's Händen.

Umsonst versuchte der Großinquisitor dem stolzen, durchdringenden Blicke Mariens zu begegnen — er fühlte, daß er entlarvt war. Eine unerklärliche Regung durchzuckte ihn. Furcht konnte es nicht sein, denn er bedurfte nur eines einziges Winkes, um das hülflose Weib zu Folter und Tod zu verurtheilen — und dennoch zitterte er. Ihm war, als müßte er sich selber hassen, und mit dem Hauche der Erbitterung die Gluth seiner Leidenschaft zu hellerem Brande anfachen — doch es war nicht Zeit, dieser Anwandlung Raum zu gönnen. In tiefem, langsamem Tone eröffnete er das Verhör. Marie hatte sich offen zum Ketzerthume bekannt und war darum der Tortur nicht mehr unterworfen, sie konnte nur noch zum Flammentode verdammt werden. Aber ihre eigene Schuld sollte, wie der Großinquisitor aussprach,

aus äußerst erheblichen Gründen erst späterer Ahndung unterliegen. Zuvörderst begehrte er Auskunft von ihr, ob ihr verstorbener Gatte ebenfalls ihrem Ketzerglauben angehört hätte, und als sie diese Frage mit entschiedener Verneinung beantwortet, wurde ein Namensverzeichniß der edelsten Familien Spaniens verlesen und ihr vorgelegt mit der Weisung, diejenigen zu bezeichnen, die heimlich zu dem Unglauben ihrer Väter zurückgekehrt wären.

Marie verweigerte jede fernere Aussage. Immer wieder wurden dieselben Fragen erneut, und als sie hartnäckig schwieg, die Werkzeuge der Tortur unter schrecklichen Drohungen herbeigeschleppt, doch vergebens. Das Tribunal erkannte die Fruchtlosigkeit jedes weiteren Versuches und Don Luis erklärte, der Gefangenen sollte gnädige Frist gewährt werden, um in einsamer Haft ihren endlichen Entschluß reiflich zu überlegen. „Eine Rücksicht," fügte er in ernstem Tone hinzu, der Marien tiefer durchschauerte, als der Anblick aller um sie versammelten Schrecken, „die wir nur ihrer Jugend und ihrem Geschlechte gewähren!"

* * *

Tage und Nächte mochten vergehen: die arme Gefangene wußte es nicht, denn wonach sollte sie die Stunden zählen? Ihre Nahrung ward ihr durch ein in der Mauer angebrachtes Loch zugeschoben, kein Wächter betrat ihre dem Tageslicht verschlossene Zelle, damit nicht der Anblick eines menschlichen Wesens die Qualen ihrer Einsamkeit lindern und ihr Hoffnung auf Mitleid erwecken konnte. So verging Stunde auf Stunde, sie wußte nicht, ob draußen die Sonne am Himmel stand oder das Dunkel der Nacht die Erde verhüllte — da wich einst plötzlich die Finsterniß ihres Kerkers und sie gewahrte eine Lampe in der Hand eines vermummten Mannes. Ein Schrei der tiefsten Todesangst entfuhr ihr, ein einziges ungesprochenes Wort flehte inbrünstig den

Himmel um Kraft an, und sie stand vor Don Luis aufrecht und ruhig — wie einst in jener Stunde ihres Triumphes.

Garcia versuchte keine Verstellung mehr. Er warf die Kapuze zurück und blickte Marien mit dem wilden, unverhohlnen Ausdrucke der verwerflichsten Leidenschaft an. Bald lüstern lauernd, bald drohend, befleckte er das Ohr des engelreinen Weibes mit den zuchtlosen Reden der rohesten Begier, mit den schrecklichsten Farben schilderte er ihr die schärfsten Grade der Folter, die jedes Glied ihres Leibes in langsamer Pein zermalmen würde, doch unverändert spielte um ihren wortlosen Mund derselbe Zug tiefster Verachtung.

Verzweifelnd ballte Don Luis die Faust wider die eigene Brust, als er aufs Neue vor der Würde dieses hülflosesten aller Geschöpfe zu Schanden wurde. „Also Einsamkeit, Kerkernacht vermögen nichts über Dich!" rief er in ohnmächtiger Wuth. „Wohlan, Du sollst erfahren, was ich vermag. Du glaubst meinen Drohungen nicht; aber wisse, Du hast die Werkzeuge der Tortur nur gesehen, nicht gefühlt. Qualen, denen Stärkere, als Du, unterlagen, kann ein einziger meiner Blicke entfesseln und Dein gebrechlicher Leib liegt ohnmächtig zuckend unter den Füßen der Folterknechte!"

„Der gebrechlichste Leib kann am Ende nur sterben," versetzte Marie tonlos — „sterben — das haben Edlere und Bessere vor mir gethan!"

„Sterben?" wiederholte Garcia höhnisch lachend. Glaubst Du, wir verstehen unser Handwerk so schlecht? Ich sage Dir, der Schmerz allein hat nicht Gewalt zu tödten; wir wissen zu wohl, was ein menschlicher Körper zu tragen vermag, als daß ein vorschneller Foltertod uns um das Ziel unserer Absichten betrügen könnte."

„Befreie mich von Deiner verhaßten Nähe und gebiete Deinen Folterknechten, mich zu martern," sagte Marie, indem

sie sich verächtlich umwandte. „Meine Seele sehnt sich dem gequälten Leibe zu entfliehen —"

„Seele!" fuhr Don Luis auf. „Du schwatzest vortrefflich! Hat denn eine Jüdin eine Seele? Und wenn es wäre, so thätest Du wohl, mir zu folgen, damit Du des Heiles theilhaftig würdest, daß den Gläubigen bereitet ist!"

„Mensch," brach Marie entrüstet aus, „Dein Heil sollte ich theilen? Großer Gott meiner Väter, wie lange noch lässest Du Menschen, gleich diesem, Gewalt, die Kinder Deines verstoßenen Volkes in Deinem Namen zu verfolgen?" Bei diesen Worten faltete sie die Hände wie zum Gebete und blickte schmerzvoll in die Höhe. „Du hast mein Herz mit neuer Kraft gestählt," fuhr sie nach einer Weile fort, indem sie ihrem Peiniger ruhig ansah, „ein Heil, das uns versagt ist und Deinen harret, will ich mit meinem letzten Hauche zurückstoßen!"

„Fade Witzeleien," lachte Don Luis. „Brüste Dich mit Deiner Todesverachtung, aber ehe Du stirbst, sollst Du mir gehören. Treib Deinen närrischen Starrsinn nicht zu weit! Du bist in meine Macht gegeben, kein Schrei dringt aus diesen Mauern an eines Menschen Ohr. Wer kann Dich vor mir retten?"

„Gott!" rief die Gefangene mit hellem Tone und übermenschlicher Kraft, daß Garcia unwillkürlich zurückfuhr und scheu umherblickte, als hätte er die Stimme eines Dritten gehört — „der Gott, den Du in Worten und Thaten lästerst, gebietet Dir, zu weichen!"

„Ich trotze ihm!" Und bei diesen Worten trat Don Luis näher.

„Zurück!" schrie das heroische Weib. „Noch einen Schritt — und Gott vergebe es mir, was ich thue!"

Sie schüttelte ihr reiches Haar nieder, theilte es blitzschnell und schlang es mit beiden Händen um ihren zarten

Hals — ruhig mit Garcias erstem Schritte das Zeichen zu ihrer Selbsterdrosselung erwartend.

„Thörin," murmelte er, erschrocken zurückweichend. „Du kennst nicht die Gewalt, die Du herausforderst. Als Du einst hochmüthig mich verschmähtest, und wie niedriges Gewürm aus Deiner Nähe stießest — da schwor ich, mich zu rächen. Und weißt Du, wie dieser Schwur erfüllt ward? Wer führte Morales dahin, wo er Dich Deine eigene Treulosigkeit bekennen hörte? Wer entbot den tödlichen Streich und bestimmte die Waffe, mit der er geführt ward? Wer wälzte die Schuld dem Abgott Deiner Seele zu und rief Dich zur Zeugenschaft wider ihn auf? Wer anders als ich? Und nun wähnst Du, mir zu entfliehen? — Ich sage Dir: verwirf meine Gunst, und Arthur Stanley stirbt — nimm sie an und er wird leben!"

„Um solchen Preis wird Arthur nicht leben wollen," erwiderte Marie unbeirrt. „Ein so erkauftes Dasein könnte er nur verachten!"

„Vielleicht, wenn er den Preis erführe. Aber er wird nur hören, daß Du ihn retten konntest und Dich weigertest, die Hand zu bieten!"

„Und Du wähnst, er würde Dir glauben? So wenig, als ich ihn je für meines Gatten Mörder hielt. Er wird nicht sterben," fuhr Marie zuversichtlich fort, „seine Unschuld rettet ihn, doch Dein Verbrechen wird aller Welt kund werden!"

„Närrin," rief Garcia höhnisch, „selbst wenn Du Flügel hättest, gelangtest Du doch nicht durch die steinernen Mauern, die Dich umschließen. Verflüchtige Dich, wenn Du kannst, zu Luftatomen, bringe hinaus, erzähle Deine Geschichte, klage Don Luis Garcia an — Wer wird Dich anhören? Oder glaubst Du, ich hätte mich einem Wesen offenbart, das mich verrathen könnte? Mein bloßes Werkzeug, der willige Diener meiner Rache, der Morales erschlug, weil ich es ihm befahl,

durfte nicht leben, damit er nicht versucht würde, meinen Ruf zu gefährden. Ich erschlug ihn mit eigener Hand — nun frage Dich: wird Stanley leben, wenn ich sage: er soll sterben?"

Marie antwortete nicht. „Ich gehe," fuhr Don Luis nach einer Weile fort, „doch noch einmal rufe ich Dir zu: Wähle! Gehorche mir, und Du bist aller Qualen ledig und Stanley ist gerettet. Verwirf meine Gunst — und der Engländer stirbt. Wir aber sehen uns wieder, wo Tortur und Folterknechte meines Winkes harren, um Dich mit jedem Athemzuge tausendfache Todespein kosten zu lassen. Dann eile hinaus, wenn Du kannst, und klage der Welt, was Du erfahren! Wer wird einer Jüdin glauben, daß etwas Anderes als der Eifer in Christi Dienst mich beseelte?"

Marie schien Don Luis letzte Worte nicht gehört zu haben. Sie stand mit aufwärts gerichtetem Blicke, ihre Züge athmeten die Ruhe eines über Nacht und Tod triumphirenden Geistes. Und als sie sich wandte, starrte sie, wie aus tiefem Traume anfahrend, Don Luis an. „Siehe," sprach sie langsam und zuversichtlich, als wäre es ihr durch Engelslippen kund geworden, „Stanley's Schicksal ruht nicht in Deiner Hand!"

Don Luis schwieg, aber Marie gewahrte, wie seine Lippen leichenblaß wurden und Schaum vor seinen Mund trat, als ihn der zaglose Blick ihres Auges traf. Die Thür ihrer Zelle flog dumpf und schwer ins Schloß — Marie war allein. Lange zitterte sie vor der Wiederkehr ihres Peinigers, dann preßte sie die Hand gegen ihre Stirn und mit langem, tiefem Athemzuge sank sie nieder und brach in Thränen aus.

XXVIII.

Zu bald sollte Marie erfahren, daß Don Luis nicht zauderte, seine Drohungen zu erfüllen. Zwei Tage nach jenem Auftritte wurde sie wieder vor das Tribunal der geheimen Inquisition geschleppt; dieselben Fragen wurden ihr vorgelegt — doch sie ließ sich zu keiner Auskunft herbei.

Wir wollen dem Leser die Beschreibung der Qualen ersparen, die das schwache, hinfällige Weib auf des Großinquisitors Geheiß erdulden mußte. Eine Phantasie, die sich an Schauern weidet, mag die Geschichtsbücher Spaniens aufschlagen, um aus den Aufzeichnungen der eigenen Mitglieder dieses Tribunals zu erfahren, daß die Wirklichkeit dieser Gräuel jede Erfindung des Romans weit hinter sich läßt.

Doch Mariens Gebet, und mehr als menschliche Kraft war erhört worden: kein Schmerzensschrei entrang sich ihrer Brust. Sie sah Don Luis an ihrer Seite, sie hörte ihn flüstern, daß es noch Zeit wäre — und würdigte ihn keiner Antwort. Schon wollte Garcia, erbost über ihre ewig gleiche Ruhe, die schärfsten Grade der Tortur verhängen, als plötzlich die Furcht in ihm aufstieg, daß ein unvorhergesehener Tod ihm das Ziel seiner Lüste auf immer entrücken möchte. Schnell winkte er dem Familiaren, inne zu halten, und ließ sein Opfer in den Kerker zurückbringen, um dort sein weiteres Belieben zu erfahren.

In ihrer Zelle angekommen, sank Marie, von Schmerzen überwältigt, zusammen und lag manche Stunde da, unfähig, den neben ihr stehenden Wasserkrug an die ausgedörrten, brennenden Lippen zu führen. Und als nach Stunden und Tagen ihre Leiden sich zu mindern begannen, gedachte sie mit Schrecken, daß man die Wiederkehr ihrer Kräfte nur erwartete, um auf's Neue den kaum genesenen Leib auf der Folterbank zu zerfleischen.

Eines Abends — wann? wußte sie nicht, doch nach den erlittenen Schmerzen zu zählen, mußten viele Tage und Nächte seit dem letzten Verhör verflossen sein — war Marie in tiefen Schlaf gefallen und sah sich im Traume in das Cedernthal, den lieblichen Schauplatz ihrer Jugendjahre, versetzt. Sie hörte wieder die Stimme ihrer Mutter, sie begegnete dem Blicke ihrer Taubenaugen, legte, wie sie in frühester, glücklicher Kindheit gethan, das Haupt an ihre Brust, und der Friede Gottes lagerte sich sanft und köstlich über ihre Seele. So ruhte sie eine Weile, von lieblichen Bildern umspielt, bis ein halblauter Ruf sie dem glücklichen Traume entriß.

„Marie, meine geliebte Marie!" flüsterte es in ihrer Nähe, und ein milder Hauch fächelte ihre Wange. Die Stimme klang so mild und liebevoll, daß selbst das verhaßte Gewand eines Familiaren, in welchem die unbekannte Erscheinung vor ihren kaum geöffneten Augen stand, sie schrecken konnte.

„Hast Du mich vergessen, mein Kind? Doch nein, —" sprach der fremde Mann, „sag' nur, daß Du mir vertraust, und ich will Dich retten. Deine Widersacher sind in dieser Nacht nicht versammelt, der Erzfeind ist fern auf den Ruf des Königs, dem Don Luis gehorchen muß, wenn auch der Großinquisitor widerstreben möchte. Willst Du mit mir gehen, mein Kind?"

„Wohin Du willst!“ flüsterte Marie. „Die Stimme konnte mich nicht täuschen. Aber es ist Alles vergebens,“ fuhr sie klagend fort, „ich kann mich nicht aufrichten!“

„Dessen bedarf es nicht. Meine Schultern sollen Dich tragen. Fasse nur die Laterne, Marie, und sprich nicht ein Wort. — Der Gott unserer Väter wird uns beistehen!“ Er hob sie sanft empor, und die Hoffnung auf Erlösung aus ihres Peinigers Gewalt gab ihr Kraft, die Leuchte zu halten. Sie verließen den Kerker und durcheilten viele lange, tief unter der Erde gehöhlten Gänge. Alles war still und finster, wie das Grab, aber der fremde Mann mußte mit diesen verschlungenen Irrpfaden wohl vertraut sein, denn sorglos, der leichten Bürde nicht achtend, schritt er unaufhaltsam vorwärts.

Nach einer Weile standen Beide unter dem gestirnten Nachthimmel. Wohl eine Stunde Weges eilte der Fremde unermüdlich fort, bis er weit aus dem Bereiche der Stadt eine Höhle erreichte, wo er Marien ein weiches Mooslager bereitete. Er bereitete sodann einen kühlen Kräutertrank für das erschöpfte Weib, legte ihr Haupt auf seine Knie und sprach: „Trink, geliebtes Kind meiner Schwester, damit Du zu Leben und Genesung zurückkehrst!“

Marie blickte, während sie gierig trank, befremdet auf. Ihr Befreier hatte die Familiarentracht abgeworfen und mit der Kutte eines Benedictinermönchs vertauscht; die Kapuze war zurückgeschlagen — die wohlbekannten Züge ihres Oheims Julian blickten sie strahlend an. Jeder ihrer Pulse zitterten fiebrisch vor freudigem Schrecken, im Nu schlang sie den linken Arm, der unter den Quetschungen der Folter bewegungsfähig geblieben war, um den Hals des theuren Verwandten, und barg weinend ihr Haupt an seine Brust.

* * *

Durch fortwährende Benetzung mit einer kühlenden Flüssigkeit linderte Julian allmälig den verzehrenden Schmerz, welcher in dem gelähmten Arme seiner Nichte brannte. Er löst'e die flatternden Locken von ihren Schläfen und tränkte diese mit stärkender Essenz; ihr schwarzes Gewand ersetzte er durch den Anzug eines jungen Novizen und verbarg ihr volles Haar unter einem weißen, leinenen Käppchen; dann reichte er ihr einen frischen, von seiner kundigen Hand bereiteten Trank und trug sie auf ihr Lager zurück, wo sie viele Stunden lang schlief — süß und ruhig, wie ein Kind.

Julian Morales war, wie er oft pflegte, in Mönchskleidern nach Segovia gekommen und hatte dort die überraschende Kunde von Morales Ermordung und Mariens unbegreiflichem Geständniß vernommen. Er war sodann in der Nähe des Palastes geblieben, doch da es bald verlautete, daß seine Nichte unter dem besonderen Schutze der Königin stand, hatte er mit richtigem Blicke erkannt, daß seine Gegenwart leicht neue Verwickelungen heraufführen konnte, und schon war er im Begriffe, Segovia zu verlassen, als Mariens geheimnißvolles Verschwinden neues Aufsehen erregte.

Julian mochte leicht der Einzige unter Tausenden sein, der dies unbegreifliche Ereigniß zu erklären wußte. Ihm waren die Wege der geheimen Inquisition nur allzuwohl bekannt. Einst hatte er, wie der Anfang unserer Erzählung berichtet, in früher Jugend den Richtern dieses Tribunals, den Mördern seines Vaters, Rache gelobt, und, um sein Gelübde zu erfüllen, zehn Jahre im Dienste der Inquisition zugebracht. Und wirklich war der Tod von Don Garcia's Vorgängern in tiefes Geheimniß gehüllt. Einige Diener des Tribunals flüsterten einander verstohlen zu, er sei an einem schleichendem Gifte gestorben, andere wollten wissen, der Mörder habe ihn in tiefer Nacht aufgesucht, ihm ein Geständniß seiner sämmtlichen Verbrechen abgedrungen und ihn dann mit bloßen Händen erwürgt. Ob Julian Morales

zu diesen Gerüchten in irgend einer Beziehung stand, lassen wir unentschieden, doch wissen wir, daß ein zehnjähriger Aufenthalt in jenen unterirdischen Räumen ihn wohl vertraut machte, mit allen ihren geheimsten Winkeln und Ausgängen, die theils zu den Häusern harmloser Bürger, theils in öde Wüsteneien führten, die sonst keines Menschen Fuß betrat. Zu geeigneter Zeit war er sodann dem verhaßten Dienste entflohen, und in dem frommen, wohlwollenden Benedictiner, der bald in allen Städten und Dörfern Spaniens ein lieber Gast war, vermuthete Niemand den früheren Familiaren der Inquisition.

Ohne Mühe errieth Julian Marien's nunmehrigen Aufenthalt. Er beschloß sie zu retten, aber er zitterte vor dem Verzuge, welchen die Vorbereitungen zu diesem Werke erforderten. Er mußte zuvörderst wieder in den Dienst der Inquisition treten, und es bedurfte mindestens einer Woche, ehe seine Aufnahme bewerkstelligt wurde. Mit einem Herzen, das vor Wehe zerspringen wollte, stand er dann unter den Familiaren, unfähig, Marien zu helfen, ein stummer Zeuge ihrer Leiden. Nur ein Umstand erfüllte ihn mit freudiger Hoffnung. Er wußte, daß man der Unglücklichen nach der ersten Tortur Zeit zur Wiederherstellung vergönnte, um sie dann geschärften Foltergraden zu unterwerfen — diese Frist erwartete er, um sein Vorhaben schleunigst in's Werk zu setzen.

Wohl hatte ihn Marien's freiwilliges Geständniß in tiefes Erstaunen versetzt, doch es war nicht Zeit, sich über diesen räthselhaften Schritt Aufklärung zu verschaffen. Er wußte, daß sie unglücklich war und schrieb Alles der Verzweiflung über den Tod ihres Gatten zu. Gerüchte und Vermuthungen über Stanley's wirkliches Verhältniß zu seiner Nichte und Morales, würdigte er kaum der Beachtung — es erschien ihm Alles als eitles Gerede.

Am zweiten Abend nach der Flucht setzten Julian und Marie ihre Reise fort. Pater Ambrosius — also müssen wir Julian fortan nennen, da er sich in die Tracht eines Benedictiners gehüllt hat — hatte in einem nahe liegenden Dorfe ein Maulthier für den jungen Novizen besorgt, und so gelangten sie über die Berge, welche die Grenze zwischen dem heutigen Alt- und Neucastilien bilden. Beide erwähnten ihres Reisezieles mit keinem Worte. Im stillen Einverständniß zogen sie dem Cedernthale, dem einzigen Plätzchen zu, das ihnen Ruhe und Sicherheit verhieß.

Zwei Tagereisen lagen bereits hinter ihnen, als sie Abends in ein kleines, zwischen Bergen verstecktes Dorf gelangten, wo ihre Ankunft allgemeine Bewegung hervorrief. Perez, der vornehmste der Dorfbewohner, eilte dem Pater Ambrosius entgegen und bat ihn, in sein Haus zu treten, wo ein Sterbender unaufhörlich nach einem Priester schrie, um eine Todsünde zu beichten. Er war, wie Perez erzählte, mit den deutlichsten Anzeichen versuchten Mordes, auf der Hälfte des Weges nach Segovia in einem verfallenen, seichten Brunnen gefunden worden, und seine Mörder mußten ihn für todt gehalten, und um seine Leiche zu verbergen, in den Brunnen geworfen haben. Aber zufällig waren Landleute vorübergegangen, hatten das Wimmern des Unglücklichen gehört, ihn befreit und in's Dorf geschafft. Eine Zeit lang war er mit anscheinend günstigem Erfolge gepflegt worden, aber mit der Rückkehr seiner Kräfte hatten sich furchtbare Gewissensbisse, und mit diesen eine unselige Aufregung und heftige Fieber eingestellt. Jetzt, nachdem der Kranke zehn Tage zwischen Leben und Tod geschwebt, war der kalte Brand hinzu getreten und somit jede Hoffnung auf Rettung vereitelt. Wie ein Rasender schrie er nach einem Geistlichen, dem er nicht nur beichten, sondern auch eine Botschaft an den König auftragen wollte.

Man hatte versucht, dem Sterbenden zu willfahren, aber keine Stadt, kein Kloster war nahe genug, um zeitig genug seinen Wunsch zu erfüllen.

So wurde denn Pater Ambrosius freudigst begrüßt und als ein Gottgesandter betrachtet, der gekommen war, einen armen Sünder noch vor dem Sterben Absolution zu spenden. Nachdem er mit dem Novizen und Perez in's Haus geeilt war, führte dieser Marien, die den Landleuten, als Bruder Ernst vorgestellt wurde, auf des Paters Wunsch in ein abgelegenes Zimmer, wo sie, allem Geräusche entrückt, sich ungestört der Ruhe hingeben durfte. Aber trotz der äußersten Erschöpfung lag Marie schlaflos da; Erfrischungen standen vor ihr, doch, obgleich ihre Lippen trocken und ausgedörrt waren, wandte sie sich mit Widerwillen ab, und harrte ungeduldig der Wiederkehr Julians. Endlich kam dieser. Er schloß sorgfältig die Thür und flüsterte dann seiner Nichte kaum hörbar in's Ohr: „Mein Kind, es ist der Finger Gottes! Der Unglückliche, an dessen Sterbelager ich trat —"

„Ist der Mörder meines Gatten!" unterbrach ihn Marie mit dem zuversichtlichem Ausdruck tiefster Ueberzeugung. „Ich wußte es schon, da ich Perez Rede gehört hatte. Wir dürfen jetzt nur an Eines denken: Stanley ist unschuldig und muß gerettet werden!"

„Das soll er — wenn irgend möglich," versetzte Julian, „doch weiß ich nicht, wie in dieser kurzen Frist die Kunde nach Segovia gelangen soll. Der Kranke beschwört mich, ihn nicht zu verlassen und befindet sich in so fürchterlicher Aufregung, daß wir jeden Augenblick besorgen müssen, er werde sich Gewalt anthun und dadurch seiner Aussage jede Geltung rauben. Wir sind freilich nicht viel über zwanzig Stunden von Segovia entfernt, aber die Straßen sind schlecht und —"

„Haben wir Zeit?" fiel Marie ungeduldig ein. „Sage mir, daß die Zeit hinreicht, so ist jeder andere Einwurf nichtig."

„Soll Arthur gerettet werden, so muß es morgen vor der zwölften Stunde geschehen. Der Bote müßte spätestens um Mitternacht abgefertigt werden und ein kräftiges Pferd ihm zu Gebote stehen. Aber wie soll einer dieser ängstlichen, unbeholfenen Landleute vor dem König oder den Obersten der Hermanos gelangen und seinen Bericht klar genug vortragen, um Aufschub und schleunige Absendung eines Beglaubigten zur Aufnahme der Beichte zu erwirken? Gern bräche ich selber auf nach Segovia, aber die Lebenskräfte des Kranken werden nicht mehr zwei Tage vorhalten, und ich darf weder ihn, noch Dich verlassen!"

„Du wirst hier bleiben, Oheim," erwiderte Marie entschlossen, „und ich werde die Botschaft ausrichten. Sieh mich nicht an, als ob meine Worte verworren und sinnlos wären — gäbe es einen andern Ausweg, so spräche ich nicht also, aber er muß gerettet werden!"

„Und wieder willst Du Deine Sicherheit, vielleicht Dein Leben opfern?" fragte Julian bekümmert. „Marie, was ist Dir dieser Fremde, daß Du Dich zweimal seinetwegen dem Untergange preisgiebst. Dein Leben gilt mir mehr, als das seine — ich darf Dich nicht ziehen lassen!"

„Du mußt?" versetzte Marie in höchster Aufregung. „Wenn Stanley stirbt, so kommt sein Blut über mich!"

Und nun erzählte sie ihrem Oheim Alles .....

„Und Du liebst ihn noch?" fragte Julian mit finsterer, vorwurfsvoller Miene, nachdem er schweigend zugehört hatte. „Du liebst ihn, einen Nazarener — Du, Kind eines unbefleckten Stammes? Und darum Dein Eifer, ihn zu retten?"

„Ich muß ihn retten, weil er unschuldig ist, weil er mehr als zuviel um meinetwegen getragen hat!" versetzte Marie, und Thränen erstickten ihre Stimme. „In allem Andern thust Du mir Unrecht. Glaube mir, er wird mir nie näher stehen, als jetzt!"

Es war Julian unmöglich, dem sanften Vorwurfe zu widerstehen, der in diesen Worten lag. Er drückte Marien an seine Brust, flehete Gottes Segen auf sie herab, und sagte ihr die Gewährung ihrer Bitte zu, wenn sie ihm heilig verspräche, ihre Bekleidung nicht abzulegen und ohne Zögern mit Perez, den er ihr als Begleiter mitgeben würde, zurückzukehren.

* * *

Um Mitternacht standen zwei kräftige Rosse gesattelt; Perez hatte, wie er sagte, elf Stunden vor Segovia Gelegenheit, die Pferde zu wechseln, und versprach, mit dem jungen Bruder Ernst zeitig genug im Schlosse einzutreffen. Noch einmal empfahl ihm Pater Ambrosius den Novizen, der ungewöhnlich zart und unfähig wäre, den rechten Arm zu gebrauchen, zu ganz besonderer Obhut und Fürsorge, segnete sie — und fort sprengten Beide.

Nur zweimal hielten die Reiter an, um den Pferden eine kurze Rast zu gönnen. Marie war so ganz von ihrer Aufgabe erfüllt, daß sie die eigene Erschöpfung nicht fühlte. Jede Stunde, die zurückgelegt war, fiel wie eine eiserne Last von ihrer Brust. Gegen sechs Uhr Morgens erreichten sie das von Perez bezeichnete Gasthaus, erhielten zwei tüchtige Rosse und hatten kaum etwas Brod und Obst genossen, als der Wirth fragte:

„Nach Segovia?"

„Jawohl," antwortete Perez, indem er dem Novizen aufs Pferd half. „Pater Ambrosius sendet uns mit wichtiger Botschaft dahin."

„So sollte er Euch früher expedirt haben," meinte der Wirth. „Ihr wäret dann noch zeitig genug gekommen, um Alles anzusehen!"

„Weßhalb?" fragte Perez schnell.

„Wißt Ihr denn gar nicht, was in der Welt vorgeht?" versetzte der Wirth. „Heute ist ja die feierliche Hinrichtung des Engländers, der Don Ferdinand Morales ermordet hat. Wenn mich nicht die Wirthschaft zurückhielte, so wäre ich auch in Segovia, aber —"

Ein lauter Schrei unterbrach den Sprechenden, und Perez wandte sich eilig um, um den Novizen aufzufangen, der in jähem Schrecken vom Pferde zu stürzen drohte. „Vorwärts," rief Marie völlig außer sich. „Vorwärts, um Gotteswillen, oder es ist zu spät!" Sie gab dem Pferde die Sporen und sprengte davon, Perez mit ihr — und erstaunt sah der Wirth den Reisenden nach.

Dahin jagten die Reiter auf unwegsamen Pfaden über Moor und Haide, über Bach und Graben, durch Wald und Feld, ohne Aufenthalt im schärfsten Galopp. Marie fühlte, daß ihre Kräfte versagten, ihre Finger drohten schlaff am Halse herabzugleiten, aber mit der Kraft einer Verzweifelnden trotzte sie ihrer Schwäche, packte krampfhaft die Zügel, und Perez trieb mit Hand und Mund die Thiere zu noch schnellerem Laufe an.

Plötzlich schrieen Beide laut auf — die Thürme von Segovia wurden sichtbar. Marie richtete blitzschnell ihre Blicke nach Süden: — noch stand die Sonne nicht in der vollen Mittagshöhe, noch lag eine Viertelstunde vor ihnen. Schon begannen die Rosse den Kopf zu senken, ihre Schritte schwankten, aber der Ruf des unermüdlichen Perez feuerte sie zur letzten und äußersten Anstrengung an. Kalter Schweiß trat auf Mariens Stirn, ihre Pulse schienen zu stocken, da ritten sie durch das erste Thor und übersahen von der Höhe eines Hügels, über welchen die Straße führte, die weite, prächtige Stadt. Das Schloß war nur noch um eines Steinwurfs Weite entfernt, das Ziel ihrer Mühen schien erreicht, als dumpf und schwer gedämpfter Trommelklang von der Stadt herüberscholl. Sie sahen ungeheuere

Menschenwogen in einer Richtung vorwärts strömen, die Calle Solebad schien nur eine einzige Masse von Köpfen, aus deren Mitte das gewaltige Blutgerüst emporstieg. Soldaten marschirten auf und führten einen Mann gefangen in ihrer Mitte — und vorwärts stürzten die Reiter dem Schlosse zu. Marie blickte unverwandt nach der Calle Solebad, sie sah Bewegung auf dem Gerüste, und mit tiefem, dröhnendem Klange verkündete die Glocke der Kathedrale die Mittagsstunde!

XXIX.

Vergebens hatten Ferdinand und Isabelle bis zur letzten Minute gehofft, Arthur Stanley zu retten. Der verhängnißvolle Tag war gekommen, eine Morgenstunde nach der andern verging, aber kein Bote langte aus den Provinzen ihres Reiches an, keine Kunde von entdeckter Spur des wahren Mörders drang zu ihnen. Schmerzbewegt, in tiefer Erregung schritten Beide in der Schloßhalle schweigend neben einander auf und nieder, als die Thürme von Segovia mit ehernem Munde aussprachen, daß Arthur Stanley's letzte Lebensstunde verflossen war.

„Da läutet die Todtenglocke für ein braves Ritterherz!" brach Ferdinand endlich das dumpfe Schweigen. „Ist er unschuldig, wofür ich ihn noch immer halte, so vergebe Gott dem Mörder!" doch kaum hatte er gesprochen, kaum war der letzte Glockenschlag verklungen, als lautes Rufen vom Schloßhofe her gehört wurde. Pfeilschnell eilte der König dem Eingange der Halle zu und riß die Flügelthüren weit auf, um zu horchen.

„Es sucht Jemand den König," rief er nach einem Augenblicke laut. „Folge mir, Isabelle!" Doch ehe noch Ferdinand die Thür erreichen konnte, stürzte schon ein Benedictinernovize, von einem Landmanne begleitet, in die Halle.

Athemlos, mit fast unvernehmlicher, zitternder Stimme keuchte der junge Bruder seine Botschaft hervor. „Arthur

Stanley ist unschuldig! Der Mörder ist entdeckt! Er liegt sterbend zwanzig Stunden weit von hier. Dorthin sendet, laßt ihn beichten, doch zögert nicht. Seht, das Gerüste ist aufgerichtet, der Arm des Henkers ist gehoben — gebietet ihm Einhalt, ehe es zu spät ist!" Mehr vermochte der erschöpfte Novize nicht hervorzubringen; noch wollte er auf das Zeugniß seines Begleiters verweisen, doch vergebens rangen seine zitternden Lippen nach einem Laute — er ergriff die Hand eines naheſtehenden Soldaten und sank blaß und sprachlos nieder.

Kaum hatte der König die ersten Worte der Botschaft vernommen, als er schon einem Soldaten seiner Leibgarde mit kurzen Worten die nöthigen Weisungen ertheilte. Der Mann bedurfte keines zweiten Befehls; mit Blitzesschnelle eilte er aus der Halle über den Schloßhof, theilte dem Ersten, der ihm aufstieß, die Worte des Königs mit, dieser rief sie einem Andern zu, und im Nu erreichte die Kunde schnell, wie die Flamme vor dem Winde dahin läuft, in tausendfacher Wiederholung von Munde zu Munde getragen, das Ohr des Don Felix de Estaban; der ungesäumt dem bereitstehenden Henker Halt gebot.

„Weßhalb der Verzug?" fragte der Oberste der Hermandad, der vermöge seines Amtes an den Stufen des Gerüstes stand. „Seht hin und hört!" rief ihm Don Felix zu, als er den heraneilenden Soldaten erkannte und dieser den erhaltenen Befehl mit Donnerstimme dem Henker zuschrie. „Gepriesen seien die Heiligen des Himmels! Er ist gerettet! Der Mörder ist entdeckt!"

Und nun scholl im Augenblick aus vielen tausend Kehlen ein brausender Jubelruf zum Himmel, so laut und betäubend, wie der brüllende Donner, der durch das Gebirge dahin fährt und von Felswand zu Felswand allmächtig wiederhallt.

Arthur's Ohr erreichte die schwellende Stimmenfluth in dem Augenblicke, da des Henkers Hand seine Schultern

berührte; seinen verstörten Sinnen war Alles unverständlich, und selbst als Don Felix ihm im höchsten Freudenrausche zurief: „Steht auf, Stanley, Eure Unschuld ist kund geworden," konnte er die volle Wirklichkeit des urplötzlichen Wechsels nicht fassen. Alle seine Glieder flogen, wie von jähem Krampfe gepackt, sein Antlitz war leichenblaß. Er legte die zitternde Hand auf Pater Francisko's Arm — aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen.

„Es ist wahr, mein theurer Sohn," sprach der würdige Mann, „die Sünde, welche Du in Gedanken begingst, ist gesühnt, und die Gnade des Herrn hat sich herrlich offenbart. Wir haben nicht vergebens gebetet — der Schuldige ist gefunden!"

An diesen Worten durfte Arthur nicht zweifeln; er barg sein Haupt an des Priesters Brust und brach in lautes Schluchzen aus.

* * *

Unterdessen fragte der König, da des Novizen Zustand jede weitere Auskunft unmöglich machte, Perez nach allen Umständen dieser außerordentlichen Entdeckung. Dieser wußte jedoch nur zu erzählen, daß Pater Ambrosius die Auffindung und Pflege des Kranken, eine besondere göttliche Fügung genannt und erklärt hätte, daß dessen Wunsch, dem König von dem Inhalte seiner Beichte unterrichtet zu wissen, keineswegs Raserei gewesen wäre. Auch habe der Pater den schwächlichen Novizen nur der Dringlichkeit der Sache wegen, und weil sein Gewand und seine fertigere Rede ihm leichter Zutritt zum Könige verschaffen würden, nach Segovia entsandt, ihm selber aber, seinem Begleiter, aufgetragen, die von dem jungen Bruder Ernst ausgesprochene Bitte, um schleunige Absendung beglaubigter Personen nach dem näher bezeichneten Dorfe, da der Tod sich

dem Leidenden mit raschen Schritten näherte, aufs Dringendste zu unterstützen und den Novizen alsdann ungesäumt zurückzubringen.

Kaum hatten Pater Francisko und Don Felix mit Arthur das Schloß betreten, als schon Don Alonzo de Aguilar mit einem kleinen Trupp Soldaten und einigen Hermanos nach dem Dorfe aufbrach; den Landmann Perez aber hielt der König zurück, um später dessen Bericht mit der zu erwartenden näheren Aussage des Novizen den Hermanos zur Prüfung und Vergleichung vorzulegen.

Isabelle hatte unterdessen schweigend den ganzen Vorgang beobachtet. Sie stutzte, als sie die Stimme des Novizen hörte, aber sie beherrschte sich und folgte ruhigen und schärfen Blickes dem weiteren Verlauf der Dinge. Erst als sie sah, daß man sich vergebens bemühte, den jungen Bruder Ernst zur Besinnung zurückzurufen, näherte sie sich diesem. Sie hieß Alle zurücktreten, um, wie sie sagte, dem Ohnmächtigen den ungehinderten Zuzug der frischen Luft zu gewähren, und entfernte nicht erst das mit ungewöhnlicher Sorgfalt befestigte Käppchen — ein Blick auf die feinen, blassen Züge genügte ihr.

Nachdem unter dem Beistande der Königin die Bande der starren Ohnmacht sich gelöst hatten, überließ sie den jungen Novizen der Obhut der Leibgarde und begab sich in die Nähe des Königs; doch nichts desto weniger gewahrte ihr aufmerksames Auge, wie Ernst, der sich mühsam erhob, einen suchenden Blick auf die Hauptgruppe warf und eine volle Minute lang Arthur Stanley mit einem Ausdruck betrachtete, den sie allein zu deuten vermochte.

König Ferdinand aber redete dem schwachen Knaben freundlich zu und hieß ihn näher treten, was dieser mit

sichtbarem Widerstreben that. Auf die Frage, ob er weitere Mittheilungen zu machen hätte, antwortete er mit unsicherer, leiser Stimme, daß, wenn Männer zur Niederschreibung der erwähnten Beichte abgesandt würden, seine Sendung erledigt wäre, und er um die Gnade bäte, mit Perez in das bezeichnete Dorf und unter die Obhut des Pater Ambrosius zurückzukehren.

„Das darfst Du nicht, ohne vorher meinen Dank zu empfangen, mein jugendlicher Retter!“ rief Stanley bewegt. „Mit Lebensgefahr hast Du mir, dem fremden, unbekannten Manne, Rettung aus Schande und Tod gebracht — reiche mir mindestens Deine Hand und versprich mir, wenn Du je meiner bedarfst, sei es für Dich oder Andere, unbedenklich meine Hülfe zu fordern.“

Der junge Bruder willfahrte schweigend, und Arthur stand einen Augenblick, von einer unerklärlichen Regung durchzittert, als die kleine, zarte Hand in der seinigen ruhte, und der Blick des großen, dunkeln Auges unverwandt auf seinen Zügen weilte. Und doch wußte er nicht, woher dieses Gefühl — vor ihm stand ja nur ein Benedictinernovize, der der dargebotenen Dienste schwerlich jemals bedurfte.

Schon war der junge Bruder Ernst im Begriffe, Perez's Hand zu fassen, und mit diesem die Halle zu verlassen, als Pater Francisko mit ernsten Worten auf das Gefährliche dieses Beginnens hinwies und sich erbot, den Novizen unter seine Obhut zu nehmen, bis er durch Ruhe und Pflege hinreichend gekräftigt, die Rückreise antreten dürfte. Doch schnell erhob sich die Königin und trat mit freundlicher, doch entschiedener Rede dem Wunsche des Priors entgegen:

„Ueberlaßt es mir, ehrwürdiger Vater, für dies schwache Kind zu sorgen. Wir haben zudem noch einige Fragen an ihn zu richten, ehe wir ihn an der Hand

dieses Landmannes unter die Aufsicht des Paters Ambrosius zurückkehren lassen. Folge mir, junger Bruder!" fügte sie hinzu, indem sie sich zu Ernst wandte, der sich ängstlich an Perez schmiegte — doch Blick und Wort der Königin heischten Gehorsam, und langsamen Schrittes folgte ihr der junge Benedictinernovize aus der Halle.

XXX.

Schweigend schritten Beide durch Corridor und Säle, bis Isabellen's Cabinet sich öffnete. Sie winkte dem Novizen heranzutreten, aber keine Frage kam über ihre Lippen, nur einen durchdringenden Blick ließ sie über seine leichenblasse Züge schweifen. Verstellung war hier nutzlos. Marie warf das leinene Käppchen ab, fiel auf die Knie und bat, indem sie ihr Antlitz tief in das Gewand der Königin begrub, um Gnade.

„Und wieder wolltest Du mich täuschen, Marie?" fragte Isabelle vorwurfsvoll. „Wie soll ich Dein unbegreifliches Betragen erklären? Weßhalb flohest Du meinen Schutz? Wozu diese Verkleidung?"

Marie rang vergebens nach Worten. Die unsägliche Erschöpfung, der sie mit jedem Augenblick zu erliegen drohte, der plötzliche Uebergang von athemloser Angst vor Verspätung zur freudigen Gewißheit, daß Arthur gerettet, der sichtbare Unwille der Königin, der sie sich mit der Zuversicht eines Kindes genähert hatte — Alles wogte in dieser Stunde, gleich entfesselten Fluthen, wider das schwer bedrängte Weib heran. Worte hatte sie nicht, jeder Versuch zu sprechen, ward durch Schluchzen erstickt.

„Sprich," fuhr die Königin sanfter fort „Sag' mir, warum flohest Du? Glaubtest Du, ich würde Dir ob Deines Geständnisses meinen angelobten Schutz entzogen und mein gegebenes Wort gebrochen haben?"

„Ich floh nicht freiwillig, gnädige Königin," versetzte Marie zitternd. „Ich wäre gern Eure Gefangene geblieben, aber man schleppte mich gewaltsam fort und ließ mich Schrecken und Gräuel sehen und erfahren, deren Andenken mein schwaches Gehirn kaum zu tragen vermag. O, meine Gebieterin, verfügt über mich nach Eurem Belieben, nur schickt mich nicht wieder an jenen furchtbaren Ort!"

„Was sagst Du, Marie? Wer konnte Dich wider unseren Willen unserem Schutze entreißen? Es kann nicht sein. Die jähen Erlebnisse dieses Tages lasten schwer und umnachtend auf Deiner Besinnung; es war vielleicht nicht wohlgethan, daß wir Dich jetzt zu sprechen baten. Ruhe und Einsamkeit —"

„Einsamkeit!? Nein, nein, laßt mich bei Euch bleiben!" schrie Marie im überströmenden Ergusse ihres gequälten Herzens auf. „Er hat mich einmal Eurer Obhut entführt — ich weiß, er kann und wird es wieder thun. Nicht um meines Glaubens Willen schleppte er mich dorthin und spottete meiner Qualen — er wollte nur seine verschmähte Leidenschaft rächen, denn, wo durfte die Jüdin hoffen, einen Beschützer zu finden? O, mächtige Herrscherin, entlaßt mich nicht wieder aus Eurer Nähe! Don Luis würde mich wieder, Eurer königlichen Gewalt zum Hohne, davon schleppen!"

„Don Luis!?" wiederholte Isabelle, immer fester überzeugt, daß Mariens Geist unter dem Eindrucke der letzten Ereignisse gelitten hatte — „Marie, Du rasest!"

„Rase ich?" wiederholte das unglückliche Weib und fuhr unwillkürlich mit der rechten Hand nach der Stirn. „Es mag wohl sein, es war vielleicht nur ein wilder, wüster Traum, aus dem ich jetzt erst erwache — aber seht her, Königin: wenn es nicht Wirklichkeit, Mark und Bein erschütternde Wirklichkeit war, woher dieser Arm?" . . . . .

Und entsetzt fuhr Isabelle zurück, als Marie die Binde von ihrem rechten Arm löste, und das verkrüppelte Glied von der Schulter bis zur Handwurzel gelähmt und welk herabhing.

„Armes, unglückliches Kind!" sprach die Königin, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, „konntest Du glauben, daß ich solches Wehe über Dich verhängte? Wer hat Dich also mißhandelt? Sammle Dich und erzähle mir Alles — wer hat also unsere königliche Gewalt verhöhnt?"

„Don Luis Garcia, Don Luis," wiederholte Marie, indem sie ängstlich umher blickte und sich wie ein furchtsames Kind an die Königin klammerte. „O, rettet mich vor ihm — ich könnte die Tortur ertragen, aber nicht seine Worte!"

„Don Luis?" fragte die Königin außer sich. Welche Tortur steht ihm zu Gebote? Wer — was ist er, mein armes Kind, daß Deine Lippen zittern, seinen Namen zu nennen?"

„Ist es denn Alles meiner Königin unbekannt?" versetzte die Gefragte. „Ist denn sein Amt Euch eben so verborgen, wie sein schwarzes Herz! Habt Ihr denn nie von jener geheimen Inquisition gehört, die Eurer Herrschergewalt spottet und die Edelsten Eurer Unterthanen heimlich hinschlachtet? Dorthin hat man mich entführt, dort war er Großmeister, und er wird mich wieder Eurem Schutze entreißen, wenn Ihr mich von Euch stoßt! Rettet mich vor den herzzerschneidenden Klagetönen, vor den Scenen jenes unnennbaren Jammers, deren Bild unablässig vor meinen Blicken aufsteigt!"

„Ich will Dich retten, mein Kind!" rief die Königin tief erregt. „Furchtbar sollen diese Unthaten auf ihren Urheber zurückfallen! Zittere nicht; bist Du auch das Kind eines verworfenen Glaubens, so soll doch mit unserem Willen nicht schnöde Willkür über Dich zu Gericht sitzen!

Ich liebe Dich allzusehr und Gott wird mir diese Liebe verzeihen. Du darfst uns nicht mehr verlassen, damit Dir noch Freude und Heil erwachse, auf Erden und im Himmel!"

Zu jeder anderen Zeit würde Marie die Absichten ihrer königlichen Beschützerin schaudernd erkannt haben, doch jetzt weidete sie, deren Leben durch die Anschläge eines geheimen, höllischen Feindes vergiftet wurde, sich an dem trostvollen Gefühle wiedergewonnener Sicherheit und gedachte, von Isabellens Huld beseligt, nicht des Preises, um welchen sie diese Ruhe erkaufen sollte.

* * *

Auf Isabellens wiederholte Nachfrage verschwieg Marie, die Bedeutung ihrer Worte, wohl erwägend, daß sie mit Pater Ambrosius verwandt war. Ihm waren, wie sie der Wahrheit gemäß aussagte, von den Mitgliedern ihrer Verwandtschaft viele Dienste erwiesen worden, und er hatte gelobt, sich dankbar zu erweisen. Darum war er in die Kerker der geheimen Inquisition gedrungen, um sie zu retten und stand jetzt im Begriffe, sie an die Grenze von Castilien in ihre Heimath zurückzuführen, wo allein Don Luis Garcia's zahlreiche Spione sie nicht erreichen konnten.

„Und wie konnte Dich Pater Ambrosius trotz Deines leidenden Zustandes mit solcher Botschaft entsenden?" fragte die Königin, nachdem sie Mariens Erzählung gehört hatte.

„Das, gnädige Gebieterin," erwiderte Marie rasch, indem feurige Röthe plötzlich über ihre Züge flog, „geschah nur, weil ich aus eigenem, freiem Antriebe mich dieser Reise unterzog. Es war mein unglückliches Loos, die Ursache aller dieser unheilvollen Verwicklungen zu werden — so war es auch meine Pflicht, Stanley zu retten, wenn ich konnte."

„Und Du wärest mit Perez zurückgekehrt, wenn ich Dich nicht trotz Deiner Verkleidung erkannt hätte?"

„Gewiß, meine Königin!" erwiderte Marie fest, und ihre Wangen deckte wieder die frühere Blässe.

Isabelle warf einen scharfen, prüfenden Blick auf das räthselhafte Weib und schwieg. Sie ließ sodann eine ihrer vertrautesten Dienerinnen herbeirufen und übergab dieser die Wittwe des Don Ferdinand Morales zur sorgfältigen Obhut mit der bestimmten Weisung, über deren nunmehrige Rückkehr und Anwesenheit unverbrüchliches Schweigen zu beobachten.

XXXI.

Am andern Morgen wurde dem König zu seiner freudigen Ueberraschung gemeldet, daß man den kranken Mann mit der äußersten, seinem Zustande gebührenden Vorsicht nach Segovia geschafft hatte. Die Beichte war allerdings niedergeschrieben worden, doch hatte sich der Beichtende in unerklärlicher Angst geweigert, den Namen des Mannes zu nennen, in dessen Auftrag und Gehorsam er gehandelt hatte. Zudem hatte er weit über das Geständniß der begangenen That hinaus, Dinge von so ungeahnter und folgenschwerer Bedeutung ausgesagt, daß es den Hermanos nach kurzer Berathung am rathsamsten erschienen war, des Königs eigene Zeugenschaft zu ermöglichen und zu diesem Ende mit dem Kranken nach Segovia zurückzukehren.

Zuerst ward Perez herzugerufen, um die Identität des vor ihm liegenden, mit dem zwischen Segovia und seinem Dorfe in einem Brunnen gefundenen Menschen zu beschwören — alsdann begann der Familiar, der dringend zu sprechen begehrte, in leisem, fast unverständlichem Tone seine düstre, schaurige Erzählung.

Die Entrüstung des Königs und der auf sein Geheiß Anwesenden stieg auf's Aeußerste, als das unentwirrbare Dunkel, welches seit lange das Verschwinden manches lieben Genossen verhüllte, also gelichtet ward. Gebeugten Hauptes, mit gefaltenen Händen saß Pater Francisko neben dem Kranken. Kein Ausdruck des Abscheus entfuhr seinen

zusammengepreßten Lippen, aber sein ganzes Innere erbebte unter der Wucht des tiefen Schmerzes, den ihm solche Entwelhung seiner heißgeliebten Kirche bereitete. Und als Alles vorüber war, eilte er kummervoll der Einsamkeit seines Klosters zu und begrub sich dort Tag und Nacht in Bußübung und Selbstkasteiung, als wollte er durch die eigene Zerknirschung die Schuld seiner Brüder sühnen und den Zorn eines strafenden Gottes abwenden, in dessen Namen solche Frevel begangen worden.

Grausen erregend waren die Einzelnheiten, welche man erfuhr; unbegreiflich erschien es, daß den Herrschern sowohl, als den Dienern der Gerechtigkeit verborgen, durch ganz Spanien eine so wohl organisirte, weit reichende Macht bestehen konnte — und doch waren die Aussagen des Beichtenden zu bündig, um irgend einen Zweifel zuzulassen. Auch wußte man, daß schon vor Jahrhunderten die geheime Inquisition in Castilien und Arragonien gegründet worden, und daß die Annalen dieser Königreiche, obgleich sie wiederholt von Ausbrüchen der Volkswuth wider diese dunkle Gewalt Kunde geben, deren gänzliche Ausrottung nirgend meldeten, aber man hatte bei der Wiederkehr geordneter Zustände und dem Wachsthum der königlichen Macht sich einer stolzen, verderblichen Sicherheit hingegeben, man hatte zuversichtlich geglaubt, daß alle geheimen Frevel vor der Strenge und Rücksichtslosigkeit des neu erstandenen Gesetzes wie Spreu zerstieben würden, und die geheime Inquisition hatte durch die allerschlaueste Vorsicht und tiefe Verborgenheit ihres Thuns diese Zuversicht genährt — sie war in Vergessenheit gerathen!

Zuerst hatte der Kranke ängstlich und zurückhaltend gesprochen, als fürchtete er die Strafe seiner Enthüllungen, doch als er seine Mitwirkung bei dem letzten und schändlichsten aller Verbrechen bekannte, begann seine tonlose Stimme sich ausdrucksvoll zu erheben. Durch die strengste

und härteste Erziehung gewöhnt, als Familiar dem Willen seines Obern fraglos zu gehorchen, und nie durch ein Wort oder Zeichen anzudeuten, daß er sich anderen Menschen gleich achtete, hatte er auf Befehl des Großinquisitors an jenem Abend in Stanley's Wein einen Schlaftrunk gemischt, und als dieser seine volle Wirkung ausübte, das Schwert von dessen Zimmer entwandt. Hierauf hatte er dem Don Ferdinand Morales in der Calle Soledad aufgelauert und, da seiner Berechnung zufolge, Stanley noch nicht erwacht sein konnte, beabsichtigt, der erhaltenen Weisung gemäß, auf dessen Zimmer zurückzukehren und ihn durch das Geräusch des Eintretens desto nachdrücklicher zu verdächtigen. Aber es war das erste Mal, daß ihm von seinen Obern ein Mord zugetheilt worden; er entsetzte sich vor der Größe des begangenen Verbrechens und fühlte sich, zumal bei dem tobenden Unwetter und der tiefen Finsterniß jener Nacht, nicht stark genug, seinen Auftrag ganz auszuführen. Auch war er noch Neuling in Segovia und befand sich, nachdem er eine ganze Stunde umhergewandert war, nicht vor Stanley's Hause, sondern wieder in der Calle Soledad, dicht vor Don Ferdinands Leiche. Vom eiskalten Schrecken überwältigt, war er nun hinter einen niedrigen Erdwall gekrochen, um dort das Ende des Unwetters abzuwarten und dann die übrigen Befehle seines Obern zu erfüllen. Er hatte schon eine Weile hinter dem Erdwalle zugebracht, als er zu seinem großen Erstaunen Stanley, den er beim Aufleuchten eines Blitzstrahls erkannte, sich der Stelle des verübten Mordes näherte und der Länge nach über die Leiche hinstürzte. Bald darauf hatte er auch des Engländers Verhaftung gesehen, die Verwünschungen, unter welchen man diesem laut die Schuld des begangenen Mordes wälzte, gehört, und war dann zu seinem Auftraggeber zurückgekehrt.

Der Familiar war den Grundsätzen seiner Erziehung untreu geworden: er hatte über den Zweck seines Auftrages

zu denken gewagt und nicht begriffen, warum Don Ferdinand Morales, einer der höchststehenden und verehrtesten Männer des Reiches, der geheimen Inquisition geopfert und Stanley in die Folgen dieser That verwickelt wurde. Ein Genosse, gegen den er ein unbedachtes Wort geäußert hätte, mußte ihn verrathen haben, denn einige Tage nach dem Verhör erhielt er Befehl vom Großinquisitor, mit diesem eine Reise anzutreten. Er ahnte nicht, was seiner harrte und brach arglos auf. Ungefähr zehn Stunden von Segovia in einer öden, einsamen Gegend, befahl ihm sein Oberer, still zu stehen, und den Zweck dieser Reise zu vernehmen. Er erklärte ihm dann mit dürren Worten, daß, nachdem sich durch die Aussage der Magd Beta herausgestellt hätte, wie er — der Familiar — nach geschehener Tödtung des Don Ferdinand Morales nicht, der erhaltenen Weisung gemäß, in die Wohnung Arthur Stanley's zurückgekehrt wäre, sondern nach eigenem Gutdünken gehandelt, somit die Anklage ihrer hauptsächlichsten Begründung beraubt, und mittelbar die Gewährung der nunmehrigen vierwöchentlichen Frist ermöglicht hätte — er nach den Gesetzen der geheimen Inquisition nicht länger leben dürfte. Und in demselben Augenblicke traf ihn der tödliche Streich, der ihn zu Boden fällte. Erst der brennende Schmerz seiner Wunde gab ihn der Besinnung zurück, und als er aus starrer, todähnlicher Bewußtlosigkeit erwachte, lag er an einem Brunnen, in welchen ihn offenbar sein Mörder für todt hinabgestürzt hatte. Seine erste Lebensregung war der Wunsch, sich zu rächen. Durch vorüberziehende Bauern gerettet, hatte er gehofft, da die Heilung seiner Wunde anfangs glücklich von Statten ging, das Geschehene dem Könige und dem Obersten der Hermanos selbst zu enthüllen, aber bald war er durch Gewissensbisse und schreckliche Bilder aus seinem früheren Leben der ganzen Wuth eines verzehrenden Fiebers und wilden Raserein preisgegeben worden, und nur in zeitweiligen

lichten Zwischenräumen zur Besinnung erwacht, um verzweiflungsvoll nach einem Priester zu schreien, der seine Beichte dem Könige überbrächte.

Der Familiar schwieg erschöpft, und erst nach einer Weile wagte Ferdinand, die karg zugemessene Frist zu den allernöthigsten Fragen zu benutzen. Er ließ sich von dem Sterbenden über die unterirdischen Räumlichkeiten der geheimen Inquisition unterrichten und erfuhr mit Entsetzen, daß in der allernächsten Nähe seines Schlosses, ja, im eigentlichen Sinne des Wortes unter seinen Füßen, diese Orgien der Hölle gefeiert worden.

„Und ist der Anstifter dieser Verbrechen," fuhr der König fort, „der, welcher durch Deine Hand Morales tödtete und Stanley in die Hand des Henkers gab, auch Dein Mörder?"

Der Mann antwortete bejahend.

„Und unter welchem Namen kennt man ihn?"

Ein unbeschreiblicher Ausdruck flog über das erbleichende Antlitz des Sterbenden. Er richtete sich mit dem ganzen Aufwande seiner schwindenden Lebenskräfte auf, faßte mit krampfhaft gebogenen Fingern Ferdinands Gewand, um diesen näher an sein Lager zu ziehen und flüsterte:

„Er gilt für den Weisesten und Frömmsten, aber um Mitternacht waltet er im Reiche des Satans — Ihr nennt ihn Don Luis Garcia. Ich wurde das vierte Opfer, aber auch sein Ankläger. Nur sein Tod — doch hier versagte die Sprache dem Sterbenden und seine letzten Worte verklangen in lautem Röcheln. Furchbare Convulsionen verkündeten den eintretenden Todeskampf, schüttelten den erkaltenden Körper und verzerrten die bereits aschgrauen Züge, daß selbst die Herzhaftesten, von Schauern durchbebt, sich abwandten. Nur Stanley, der bisher unverwandt, ohne aufzuathmen, diesen Bekenntnissen gelauscht hatte, und unbewußt immer näher getreten war, sprang jetzt auf den Sterbenden zu und schrie: „Du nanntest Dich das vierte Opfer — noch einen Namen hast Du verschwiegen!"

Doch vergebens harrte Stanley der Antwort. Die Augen des Verscheidenden stierten ausdruckslos auf, rollten noch einmal in ihren Höhlen und erstarrten.

XXXX

XXXII.

Den Geständnissen des Familiaren folgten häufige und lange Sitzungen des königlichen Rathes, die jedoch im Wesentlichen ohne bestimmtes Ergebniß blieben. Ein Befehl, die Diener der Inquisition mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verfolgen und zur Rechenschaft zu ziehen, war freilich leicht zu erlassen, aber der Ausführung stellten sich unberechenbare Schwierigkeiten entgegen. Man hatte hier mit einem geheimen Organe des römischen Hofes und seinen Schützlingen zu thun, die der Arm der weltlichen Gerechtigkeit, selbst wenn er sie erreichen konnte, zu ergreifen zauderte. Es wurde daher einmüthig beschlossen, die Rückkehr des abwesenden Torquemada, des Beichtvaters der Königin, abzuwarten, um sich der stillschweigend anerkannten Autorität dieses entschlossenen und vielerfahrenen Priesters zu unterwerfen. Nur die Einleitung eines energischen Verfahrens gegen Don Luis, dessen furchtbares Verbrechen zu schützen weder weltliche, noch geistliche Behörden sich vermessen konnten, durfte keine Zögerung erfahren. Im Namen des Königs und der Königin wurde eine Proclamation erlassen und auf allen öffentlichen Plätzen Segovia's laut verlesen, des Inhalts, daß, nachdem Don Luis Garcia durch zuverlässige Aussage vieler außerordentlichen Verbrechen beschuldigt, insbesondere aber angeklagt worden, die Ermordung des Don Ferdinand Morales veranstaltet, durch listige

Lenkung und Benutzung der Umstände den Verdacht dieses Mordes auf Arthur Stanley gewälzt, und endlich den Diener seiner Verruchtheit mit eigener Hand erschlagen zu haben: jeder Spanier, ohne Unterschied des Ranges und Standes, aufgefordert würde, zur Entdeckung des genannten Don Luis Garcia mitzuwirken und denselben, wenn möglich, der Strenge des Gesetzes zu überliefern. Diese Proclamation wurde durch zahlreiche Abdrücke vervielfältigt und, von einer genauen Beschreibung der betreffenden Persönlichkeit begleitet, in alle Städte, Dörfer und Weiler des Reiches versandt, und gleichzeitig an sämmtliche Behörden Spaniens die umfassendste und geeignetste Weisung zur Habhaftwerdung des Verbrechers erlassen — aber vergebens. Wochen und Monate vergingen in fruchtlosen Bemühungen: Don Luis war spurlos verschwunden. Da reiste Pater Francisko in heiligem Eifer, die Kirche von ihrem unwürdigsten Mitgliede zu befreien, mit den nöthigen Vollmachten versehen, nach Rom, trug dem Papste in einer Audienz die Sache vor, und beschwor diesen, die Excommunication über den verworfensten aller Heuchler auszusprechen, der den Namen der heiligen Kirche zu den unerhörtesten Freveln mißbraucht hatte. Alexander der Sechste jedoch, in einem schmach- und lasterbefleckten Leben ergraut, und unfähig, in den reinen und unentweihten Geist des Franciskaner-Priors einzutreten, lächelte mitleidig und erwiderte, der Sendling des spanischen Hofes möchte sich mit seiner Botschaft wohl etwas verspätet haben, denn der würdige, eifrige Diener Roms, dessen Bestrafung man wünschte, habe bereits, nachdem er zu den Füßen des heiligen Stuhles ein reumüthiges Bekenntniß seiner Verirrungen niedergelegt, Absolution erhalten und sei nun, vermöge seines durch Buße geläuterten Sinnes und seiner glänzenden Fähigkeiten, im Begriff, zu den höchsten Würden der Kirche emporzusteigen.

Vergebens erschöpfte sich Pater Francisko in Gegenvorstellungen und redete freier vor dem Kirchenfürsten als dieser in seiner unmittelbarsten Nähe zu gestatten pflegte: — Alexander der Sechste hatte dem Ausbruche der bittersten Enttäuschung nur ein höhnisches Achselzucken entgegenzusetzen, und tiefgebeugt kehrte der wahrhaft fromme, gottergebene Prior nach Spanien zurück.

* * *

Noch an demselben Tage, da der Familiar durch sein umfassendes Geständniß Arthur Stanley von allem Verdacht gereinigt hatte, wurde dieser in der Kathedrale von Segovia im Beisein des versammelten Adels, der Staatsdiener und Priester, sowie der vornehmsten Bürger feierlich für unschuldig erklärt. Die Sporen, welche schimpflich von seinen Fersen gerissen waren, wurden ihm durch den Herzog von Murcia wieder angelegt, seine Ritterwürde vom Könige aufs Neue bestätigt und von Isabellen ihm ein Schwert mit echter Toledoklinge und juwelenbesetztem Griffe überreicht, das bestimmt war, die Waffe zu ersetzen, deren Verlust ihn in unverdiente Schmach und Trübsal gestürzt hatte.

Arthurs Wangen brannten — und doch lag ein tiefer Schatten auf seinen Zügen, den weder die großartige Feierlichkeit, noch die erwiesenen Ehren zu scheuchen vermochten. Sehnsüchtig blickte er den Herrschern nach, als diese die Kirche verließen, und stürzte in unwiderstehlichem Drange aus der Menge, der er sich einen Augenblick in heiterer Unterhaltung zugesellt hatte, hervor, um vor Isabellen niederzuknien. Kaum hörbar, nur ihr verständlich, flüsterte er: „Ist sie noch in Don Luis Gewalt, so erwartet nicht Torquemada's Rückkehr; es möchte dann zu spät sein!"

Schnell neigte sich Isabelle zu dem Ohre des Knienden und antwortete leise: „Sie ist in Sicherheit!" Und

Arthur faßte den Saum ihres Gewandes und küßte ihn inbrünstig.

Am Abend desselben Tages stand Stanley im Anschauen des prachtvollen Geschenkes versunken, welches ihm von der Hand der Königin verehrt worden. Halb unwillkürlich faßte er den kostbaren Griff und entblößte das blitzende Schwert, als ein beschriebenes Blatt, welches um die Klinge gewickelt war, zu Boden fiel. Eilig hob er es auf und las mit laut klopfendem Herzen:

„Dem Sennor Stanley im Vertrauen diese Zeilen: Das Auge der Liebe, das jede Verstellung durchdringen sollte, war diesmal minder scharf, als Frauenblick. Diejenige, an deren Schicksal, wie wir meinen, Sennor Stanley Antheil nimmt, und deren Bemühungen er Leben und Ehre verdankt, befindet sich unter dem Schutze ihrer Königin. Dies diene dem wunderbar Geretteten zur vorläufigen Beruhigung und bleibe jedem Anderen verschwiegen."

Isabelle R.

Arthur drückte das kostbare Schreiben im Rausche des Entzückens an die Lippen. Wieder und immer wieder las er die lieben Zeilen, als könnte er mit dem durchdringenden Blick seiner freudeleuchtenden Augen jeden Buchstaben auf ewig in sein dankerfülltes Herz pflanzen. Ihm war, als fühlte er wieder die sanfte Berührung jener zarten Hand, als begegnete er wieder jenen lieblichen Augen — und er begriff Alles. Der arme, zur Ohnmacht erschöpfte Knabe, der junge Novize, war Marie! Ohne die Verweigerung ihres Zeugnisses wäre ihm keine Frist bewilligt, sondern der Tod durch Henkers Hand sein Loos geworden — und nun hatte sie ihn zum zweiten Male gerettet! Vor seiner glühenden Sehnsucht, ihr auf den Knien für ihre edelmüthige Aufopferung zu danken, trat selbst der Eindruck

des verlebten, freudigen Tages zurück. Die Ungewißheit über das Schicksal, welches Marie nach Torquemada's Ankunft erwartete, matterte sein übervolles Herz, und nur die Hoffnung, daß sie den Wünschen Isabellens nicht widerstehen, das Christenthum bekennen, und dann für immer ihm angehören würde, um ein tief in Nacht und Grauen getauchtes Leben mit den Sonnenblicken ihrer Liebe zu verklären, gewährte ihm Trost inmitten dieser bangen Zweifel.

XXXIII.

Nie zuvor war die Ankunft des finstern Torquemada so freudig begrüßt worden. Er wurde ohne Verzug von dem Vorgefallenen benachrichtigt und sein Rath auf's Dringendste erbeten. Der unerschütterliche Mann zeigte sich jedoch weder überrascht, noch entrüstet, sondern erklärte, in so wichtiger, inhaltschwerer Sache erst nach reiflicher Erwägung entscheiden zu können, und erbat sich zu diesem Ende einige Tage Bedenkzeit. Und als er endlich seine Absicht kund gab, sahen sich Ferdinand und Isabelle in ihren Erwartungen schwer getäuscht. Allerdings sprach sich Torquemada offen wider die stattgehabte Entweihung des katholischen Glaubens aus, aber die königliche Absicht, die Inquisition innerhalb der Grenzen des Reiches ganz und gar aufzugeben, verwarf er entschieden. Es mußte, wie er mit großer Beredsamkeit entwickelte, dieses Institut in die gebührenden Schranken zurückgewiesen und durch höhere Autorität gezügelt werden, um sodann den Augen der Herrscher und der geistlichen Würdenträger jederzeit offenen Einblick in seine Thätigkeit zu gestatten und ein schätzbares Werkzeug zum Heile und zur Säuberung der katholischen Kirche zu sein. Er that durch eine schlau berechnete und fein gefügte Beweisführung dar, daß jeder Schritt zur Vertilgung einer so weit verbreiteten und wohlorganisirten Macht, nutzlos wäre, daß diese vielmehr fortdauern und,

so lange ihr die öffentliche Anerkennung versagt bliebe, nach wie vor zur Heimlichkeit und Willkür ihre Zuflucht nehmen würde. Er erklärte ohne Rückhalt die Ausrottung der geheimen Inquisition für eine gebieterische Nothwendigkeit, fügte aber hinzu, daß die Kirche zu solchen Maßregeln ihren Arm nicht bieten dürfte, wenn nicht auf den Trümmern dieses Tribunals vor den Augen der ganzen europäischen Welt ein „heiliges Amt" errichtet und ohne Vorbehalt als ein Institut anerkannt würde, das auf den bürgerlichen und kirchlichen Gesetzen Spaniens ruhte.

Am leichtesten wurde Ferdinand durch Torquemada's blendende Beredtsamkeit gewonnen. Er glaubte, in dem neu zu begründenden heiligen Amte, das der Aufsicht der Monarchen unterliegen sollte, ein Werkzeug und einen Zuwachs der königlichen Macht zu gewinnen, und ließ sich gern überreden, daß der beabsichtigte Feldzug wider die Mauren am Besten eingeleitet würde, durch die Gründung und öffentliche Anerkennnng der heiligen Inquisition, der die Aufgabe zufiele, alle Heiden zur läuternden, alleinseligmachenden Lehre der römischen Kirche zu bekehren. Schwerer wurde es dem eifrigen und gewandten Diener Roms, die Königin, sein Beichtkind, für seine Ansicht zu gewinnen. Er sprach sich voll Abscheu gegen die im Namen der allerheiligsten Kirche begangenen Verbrechen aus, verbürgte sich, nicht zu ruhen, bis die Diener der geheimen Inquisition den Händen der Gerechtigkeit überliefert, und ihre unterirdischen Schlupfwinkel spurlos vernichtet wären — aber unerschütterlich forderte er die öffentliche Einsetzung des heiligen Amtes. Mit eindringlicher Ermahnung wandte er sich an Isabellens mütterliche Fürsorge für das Seelenheil ihres Volkes und suchte sie, mit allen seinem Scharfsinn zu Gebote stehenden Beweisen zu überzeugen, daß es die Pflicht einer echt katholischen Fürstin wäre, die Kirche

Gottes zu fördern und zu säubern — dennoch widerstand Isabelle lange. Und als sie endlich zustimmte, geschah es unter Thränen. Ihr war, als lägen die Annalen der Nachwelt aufgerollt vor ihren weitschauenden Blicken, als lese sie darin die Schmach und den Fall des schönen Landes, das sie voll edlen Stolzes vor allen Reichen Europa's auf die höchste Stufe der Wohlfahrt und Macht emportragen wollte.

Ihrem Beichtvater entdeckte Isabelle rückhaltsloser und offener, als sie gegen Ferdinand gethan, Mariens Geschichte und ihre eigenen Absichten. Wohlgefällig vernahm Torquemada ihren ernsten Willen, die Ungläubige zu bekehren, aber mit dem strengsten Ernste forderte er die Anwendung der rücksichtslosesten Härte, wenn milde Ermahnung hartnäckig zurückgewiesen würde. Nachdrücklich hob er hervor, daß, wenn ein eifriger Katholik, wie Don Ferdinand Morales, ein Weib aus einem von Gott verworfenen Geschlechte ehelichen und den Dienst des schwärzesten Unglaubens in seinem Hause dulden konnte, nur noch das Mittel der heiligen Inquisition übrig bliebe, um die Söhne Spaniens fortan vor unheiligen Verbindungen zu bewahren. Und als Isabelle ihn zweifelnd anblickte und von der Schonung sprach, die man einem, durch körperliche Leiden und Schicksalsschläge gebeugten Weibe schuldete, fragte er sie voll bittern Vorwurfs, ob nicht jede Rücksicht schweigen müßte, wenn es gälte, die Kirche vor Befleckung und Verfall zu schützen, ob es nicht eine gnädige Fügung Gottes gewesen, daß Morales und Mariens Ehe kinderlos geblieben, und ob nicht endlich ohne ein energisches Auftreten der Kirchengewalt, die edelsten Geschlechter des Landes in Unglauben und Ketzerthum versinken würden, da ruchlose Mütter, von der sündhaften

Nachsicht ihrer Gatten begünstigt, die Seele der Kinder mit fluchwürdigen Irrlehren verpesten?

Dieser Beweisführung wußte Isabelle nicht zu widerstehen. Sie versprach — nicht ohne den geheimen Nebengedanken, durch Arthur zu erreichen, was vielleicht der Ueberredung der Priester mißlingen würde, — wenn Milde fehlschlagen sollte, vor keinem Mittel der Härte zurückzuschrecken. Und erst jetzt spendete Torquemada ihrem frommen Vorhaben den gewünschten Segen.

XXXIV.

Die Zeit war gekommen, da Ferdinand ohne Gefahr für die innere Ruhe des Reichs den längst entworfenen Feldzug wider die Mauren eröffnen durfte. Der Adel verließ seine Besitzungen, um in den stehenden Heeren, welche fortan an die Stelle des mittelalterlichen Heerbannes traten, den alten Glanz des Ritterthums zu entfalten, und Truppen wurden in aller Stille an den wichtigsten Punkten des Landes aufgestellt. Ferdinand benutzte unterdessen die kurze Frist vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten, um mit Isabellen seine Güter zu besuchen, und durch diesen Ausflug in so kritischer Zeit die Mauren, welche ohnehin durch innere Zwistigkeiten unter sich zerfallen, den feindlichen Rüstungen nur flüchtige Aufmerksamkeit schenkten, über den Zeitpunkt der Unternehmung desto nachdrücklicher zu täuschen.

Bevor jedoch das Herrscherpaar Segovia verließ, zog Stanley an der Spitze einer Heeresabtheilung gen Süden, um eine starke Grenzfestung, welche den Ausgangspunkt der Operationen bilden sollte, mit genügenden Streitkräften zu besetzen. Vor seinem Aufbruche war er noch so glücklich, durch Isabellens Vermittelung in scheinbar zufälligem Zusammentreffen Marien zu sehen. Sie war unter dem Einflusse der besonderen Obhut und Pflege, deren sie sich unter dem Schutze der Königin erfreute, allmälig aus der nieder-

bengenden Gewalt des Leidens, zur Genesung und Fassung erstarkt, und stille Ergebung hatte den nagenden Schmerz herber Erinnerungen sanft aus ihrem Herzen gelöst. Sie erblaßte, als sie Arthur wiedersah, aber die Ruhe, welche sie endlich unter Thränen errungen hatte, verließ sie nicht. Nur einmal zitterte ihre Stimme — es war, als sie Arthur beschwor, des Vergangenen nicht mehr zu gedenken, und ihm betheuerte, daß Alles, was sie für ihn gethan, nicht der Dankbarkeit werth wäre, die er so warm an den Tag legte. Schon wollte er mit dem gewohnten Ungestüm seiner tiefgewurzelten Leidenschaft antworten — aber vor Mariens tiefernster Haltung mußte er still die Blicke senken. Sie war nicht mehr das schüchterne, hingebende Mädchen, das unbewußt dem geliebten Manne mit jedem Worte, jeder Bewegung das Geheimniß ihres Herzens verrieth — vor ihm stand das vielgeprüfte Weib, das nur noch zu entsagen wußte. Und dennoch wagte Arthur zu hoffen. Als er schied, sprach Isabelle trostvolle Worte, verhieß ihm huldreich, Mariens verödetes Herz, wenn auch erst nach Monaten und Jahren, den früheren Gefühlen zurückzugeben, und seine sehnlichsten Wünsche durch ihr königliches Wort zu unterstützen: und er verließ Segovia mit leichtem, hoffnungsgeschwelltem Herzen.

* * *

So flossen Wochen und Monate in immer gleichem Gange ohne erhebliche äußere Ereignisse hin. Und dennoch fühlte Marie, daß diese glückliche Ruhe, gleich der trügerischen Stille vor dem Unwetter, nur die kurze Frist war, welche neuer Trübsal voranging — sie wußte, daß kein Kind ihres Volkes straflos in die höheren Kreise der Gesellschaft trat. Und sie trog sich nicht. Wieder schlug ihr die Stunde der Prüfung, und obgleich sie gefaßt und vorbereitet war, verrieth doch das Zittern, mit welchem sie

den Willen der Königin vernahm, wie wenig selbst der entsagungsvollste Sinn ein junges Herz zu Leiden geschickt macht.

Isabelle hatte, wie sie in milden, doch entschiedenen Worten aussprach, Marien volle Frist, nicht nur zu leiblicher Genesung, sondern auch zur Wiederkehr ihrer Gemüthsruhe vergönnt, in der sicheren Erwartung, daß sie den einzigen, ihr auferlegten Beweis eines dankbaren Herzens liefern und mit aufrichtiger Sammlung die Heilswahrheiten des katholischen Glaubens erwägen würde, um sodann in unausbleiblicher Folge das Kreuz zu umfassen. „Du mußt es längst empfunden haben," sprach Isabelle, „daß Du als Jüdin Dich nicht meiner Huld erfreuen darfst, und wirst darum die Belehrung des Pater Dionisio empfangen, welchen wir zu diesem Werke ausersehen haben. Wir werden Dir von heute an nicht mehr den Anblick unserer Person gewähren, damit Du Dich ganz und ungetheilt der heiligen Aufgabe hingeben könnest. Doch wenn Du, durch das Wort des heiligen Mannes erleuchtet, Dich entscheiden wirst, mit uns den Erlöser der Welt zu verehren, sollst Du öffentlich als Erbin der Güter Deines verewigten Gatten anerkannt werden, die Erste und Liebste an unserem Hofe sein, und ein Leben voll seliger Freude wird jede leise Erinnerung an Vergangenes aus Deinem Gedächtnisse bannen."

Mariens Lippen bewegten sich, doch Isabelle schien keiner Einrede achten zu wollen und fuhr in strengem Tone fort: „Ich verlange nur Gehorsam. Ich kann nicht glauben, daß alle Liebe und Güte, die Dir zu Theil geworden, spurlos an Deinem Herzen vorübergehen konnte, daß Du hartnäckig bist, wie Dein verblendetes Volk, das nur der rauhen Strenge weicht Darum sollst Du durch das milde Wort des frommen Priesters zum Heile geführt werden und Härte erst erfahren, wenn

Du undankbar und starrsinnig, uns zwingst, Dich mit allen Uebrigen Deines verworfenen Stammes gleich zu stellen!"

Und ohne eine Antwort zu erwarten, wandte sich Isabelle, und Marie kehrte still und gebeugt in ihre Gemächer zurück.

XXXV.

Mariens frühere Prüfungen waren bittere Seelenleiden und Folterqualen gewesen; von beiden blieb sie diesmal verschont, und dennoch harrte ihrer ein tiefer, unsäglicher Schmerz. Wider Grausamkeit und Hohn hatte sie sich in edlem Selbstbewußtsein und tiefsinniger Zuversicht behauptet — doch Pater Dionisio war milde und freundlich. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß ohne den Glauben, welchen die Kirche forderte, keine Seele Erlösung hoffen durfte, begann er mit aufrichtiger Hingebung das ihm aufgetragene Werk, und je öfter er Marien in ihrer Einsamkeit besuchte, desto sehnlicher wünschte er sie zu retten, desto schmerzlicher beklagte er ihren Widerstand. Er beschwor sie mit den rührendsten Bitten, ihren und ihrer Väter Wahnglauben zu verlassen, schilderte ihr mit der Gluth eines begeisterten Katholiken den Frieden des Gewissens, der sie als gutes Kind der Kirche hienieden beglücken, und die ungetrübte Seligkeit, die einst im Jenseits ihr Antheil sein würde; aber je eifriger der fromme Mann in sie drang, desto lebhafter erkannte sie, daß sie nicht abschwören konnte, was sie als das Erbtheil dreier Jahrtausende im Herzen bewahrte. Sie vermochte die Dogmen der Kirche, welche Pater Dionisio ihr wiederholt und unermüdlich vortrug, weder aufzunehmen, noch zu widerlegen; die Beweise, mit welchen der ehrwürdige

Mann seine Lehren zu stützen suchte, blieben ihr fremd und unverständlich — sie fühlte nur, daß sie sich einer tiefen, reichen, mit dem Inhalte ihres ganzen Lebens genährten Gemüthswelt entschlagen mußte, um nur das Verständniß der Glaubenssätze zu versuchen, die ihr vorgetragen worden. Je lauter und mahnungsvoller Pater Dionisio sprach, desto mächtiger erstanden in Marien die Erinnerungen aus früher Jugendzeit, sie hörte wieder die uralten, einfachen Weisen, die in jenem kleinen Tempel gesungen worden, sie sah wieder ihre längst entschlafene Mutter unter Segenssprüchen die Lampen anzünden, welche an Sabbath- und Festabenden so traut und freundlich das Zimmer erhellten; sie saß im Geiste wieder neben den Ihrigen in der prangenden Laubhütte, die ihre Hände sinnvoll geschmückt hatten — und ein tiefes, unnennbares Heimweh nach dem stillen Frieden des Cedernthales erfaßte sie und ließ die Welt, welche Pater Dionisio ihr zu eröffnen trachtete, öde und trostlos erscheinen. Wohl gab es Stunden, in denen sie sehnsüchtig zu den Herrlichkeiten aufblickte, die ein einziges Wörtchen ihr erschließen sollte, wohl betete sie unter Thränen, daß es ihr möglich werden möchte, die Ueberzeugung, welche man von ihr verlangte, zu fassen, wohl war es ihr oft, als müßte sie sich der schwärzesten Undankbarkeit wider ihre königliche Beschützerin zeihen, aber es lebte eine Stimme in ihr, deren Mahnung sie nicht entfliehen konnte, und die ihr unablässig zurief: Im Herzen kannst Du nicht Christin werden, und in Worten allein darfst Du es nimmer sein!

So waren unter fruchtlosen Bemühungen des frommen Paters mehr als drei Monate verflossen. Von Tag zu Tag hatte er besseren Erfolg gehofft, seinen Eifer gesteigert und alle Heiligen um einen gedeihlichen Ausgang seines frommen Vorhabens angefleht, doch Alles

war vergeblich, und so wandte er sich endlich in tiefster Zerknirschung an die Königin, erklärte sich für unfähig, Marien zu bekehren und bat, diese Aufgabe einem fähigeren Manne zuzutheilen. Bitter enttäuscht erfuhr Isabelle, daß selbst der sanfteste, menschenfreundlichste Priester Segovia's fernere Nachsicht in diesem Falle für fruchtlos erklärte, und entschloß sich nun, wiewohl mit innerem Widerstreben, den Rath ihres Beichtvaters einzuholen. Torquemada hörte sie an mit gerunzelter Stirn und zusammengepreßten Lippen. Ihn überraschte, wie er sagte, das Alles nicht; es wäre Alles gekommen, wie er erwartet hätte; denn das ungläubige Volk der Juden verstände durch schwarze Künste Auge und Herz aller Derer zu blenden und zu umstricken, die seine Bekehrung auf dem Wege der Milde versuchten. Zu dieser Einsicht wäre auch Pater Dionisio gekommen, gleich Allen, die sich geschont hätten, Ketzerthum durch rücksichtslose Strenge zu bekämpfen. Nicht länger dürfte nun, da kein Mittel der Güte unversucht geblieben, die Herrscherin eines katholischen Reiches zaudern, ihr Versprechen zu erfüllen, denn nur Folter und Flamme oder gänzliche Vertreibung könnte Spanien retten vor dem Untergange durch die giftige Brut des von Gott verfluchten Stammes.

* * *

Noch einmal versuchte Pater Dionisio mit der ganzen Fülle seiner Beredtsamkeit Mariens Widerstand zu brechen; aus seinen ängstlichen Mienen und dringenden Bitten sprach eine versteckte Warnung vor dem schrecklichen Loose, das ihr hartnäckiger Unglaube heraufbeschwor, doch ihre Entscheidung fiel, wie er gefürchtet hatte. Tief ging ihr die unverstellte Betrübniß des ehrwürdigen Mannes zu Herzen, händeringend flehte sie noch einmal um Verständniß der Lehre, die sie mit dem

Ohre vernommen, doch mit dem Herzen nicht erfaßt hatte, noch einmal rief sie in verzeihlicher Schwäche die Vorstellung alles Glanzes und Glückes zu Hülfe, zu denen sie aus Jammer und Verachtung emporsteigen sollte — aber jene Stimme ihres Innern war mächtiger als Schwäche und Versuchung, und zitternd, aber entschlossen vernahm sie alsbald den Befehl, vor ihrer Königin zu erscheinen.

XXXVI.

„Wir haben Dich hierher entboten, Marie," sprach die Königin mit dem Ausdruck des tiefsten Ernstes, „um aus Deinem eigenen Munde einen Entschluß zu vernehmen, den uns Pater Dionisio mitgetheilt hat, dem wir jedoch nicht Glauben schenken mögen, ohne ihn von Dir bestätigt zu hören. Wärest Du nicht durch die schweren Prüfungen Deines jungen Lebens und herrliche Eigenschaften Deines Herzens uns lieb und theuer geworden, so hätten wir längst dem Andrängen der frommen Väter nachgegeben und der Erfüllung ihres Verlangens kein Hinderniß bereitet. Wir suchen Dich mit beispielloser Schonung und unermüdlicher Langmuth einem verworfenen Glauben zu entreißen, geben uns dem Tadel der Kirche preis, um Dich mit sanfter Hand auf den alleinigen Pfad des Friedens zu führen — und Du bist hartnäckig, undankbar genug, unsere Härte herauszufordern und einen Schritt von uns zu erzwingen, vor dem unser Herz zurückbebt!"

Marie vermochte Nichts zu erwidern. Schluchzend bedeckte sie das Gesicht mit beiden Händen, und ihre Thränen flossen durch die zarten Finger.

„Nicht Thränen begehren wir, Marie," fuhr Isabelle nach einer Pause fort. „Wir verlangen nur einen Beweis Deines dankbaren Herzens: die Annahme einer Lehre, ohne welche das Erdenleben reizlos, das Jenseits ohne Seligkeit

ist. Du sollst den furchtbaren Irrthümern Deines Wahnglaubens entsagen, dessen Anhänger von Menschen verachtet und von Gott verworfen sind."

„Ja, die Menschen verachten uns, gnädige Königin," versetzte Marie gefaßter, aber Gott verwirft uns nicht! Haß und Hohn, die uns treffen, können nur die heilige Wahrheit besiegeln, daß wir einst die auserwählten Kinder Gottes waren, die er nach seinem heiligen Worte glorreich wieder erheben wird."

„Marie," erwiderte die Königin ablenkend, „nachdem alle Mühe des Paters Dionisio vergebens gewesen, wäre es thöricht, wenn wir aufs Neue über Deine Irrthümer mit Dir rechten wollten. Du stehst hier vor uns, um Deinen endlichen Entschluß auszusprechen. Noch einmal frage ich Dich: Ist es ebenso wenig den Lehren des Pater Dionisio, als unserer eigenen Langmuth gelungen, Deinen Starrsinn zu brechen?"

„O, könnte ich doch glauben nach Eurem Wunsch!" rief Marie. „Hätten doch jene Lehren mir Ueberzeugung gebracht! Königin, ich könnte freudig mein Leben für Euch hinopfern, um Euch einen Beweis meiner kleinmüthigen Dankbarkeit zu geben — aber was ihr fordert, vermag ich nicht zu gewähren. Mag immerhin unser Bekenntniß dem Wahne angehören — es ist kein Gewand, das wir nach Belieben wechseln können. Verdammt mich nicht als fühllos und verhärtet, weil mein Glaube mir höher steht, als Eure Liebe, die doch nächst jenem mein theuerstes Gut ist!"

„Dein theuerstes Gut?" wiederholte Isabelle langsam und beziehungsvoll. „Ich glaube kaum — doch davon später! — Marie, ich habe meinem Beichtvater versprochen, in dieser Angelegenheit nicht lässig zu sein. Er hat mich gelehrt, daß meine Zuneigung zu Dir mich nicht zur Pflichtvergessenheit verleiten darf. Nicht nur, als einem

Mitgliede der katholischen Kirche, sondern auch als der Herrscherin eines katholischen Reiches liegt es mir ob, Ketzerei und Unglauben mit rücksichtslosem Eifer und eiserner Strenge auszurotten. Also befiehlt unsere heilige Kirche im Namen des Erlösers, — darum höre: Du hast uns lange über Deinen Glauben getäuscht — das sei Dir verziehen um Deines edlen Gatten willen. Doch, wenn ich Dich jetzt zu Deinem Volke zurückkehren ließe, so gestattete ich stillschweigend die Fortdauer frevelhafter Ehebündnisse, ermuthigte die Heuchelei und gäbe meine Unterthanen der Vermischung mit dem giftigen Blute des Judenvolkes preis. Darum mußt Du Christin werden. Der Plan, für welchen wir uns entschieden haben, wird Dich endlich zur Ueberzeugung führen, doch bedingt er lange Jahre geistiger und leiblicher Kasteiung."

Mariens Lippen zitterten; sie blickte mit weit geöffneten Augen in ahnungsvollem Entsetzen die Königin an, aber sie schwieg.

„Du hast mehr als einmal vom Tode gesprochen," fuhr die Königin fort, „doch hoffe nicht, daß er Dir gewährt werde. Wir dürfen Deine Seele nicht ewigen Höllenqualen hingeben, ohne das Aeußerste versucht zu haben. Du hast vielleicht von jenen frommen Schwestern gehört, die der Erde Freuden und Bande opfern, um sich Christo zu weihen und ihr Leben in Buße und Kasteiung hinzubringen. Das Kloster St. Ursula ist die Schule dieser allerstrengsten Zucht; dorthin wirst Du gesandt werden, um Demuth und Glauben zu lernen, die Du jetzt verwirfst. Bedenke wohl, was dieser Entschluß über Dich verhängt! Selbst uns, einer Christin, erscheinen die Tage, welchen Du in jenem Kloster entgegengehst, so schrecklich, daß wir gern, wenn Du uns die Hand bieten wolltest, auf mildere Weise Deine Seele retten. Die Aebtissin von St. Ursula hat in der rauhen, nachsichtslosen Zucht langer

Jahre jede weibliche Schwäche besiegt, und wird nicht erschlaffen, wenn es gilt, den Widerstand einer verstockten Ungläubigen zu brechen. Bist Du einmal ihr übergeben, so hoffe nicht mehr auf die Theilnahme unseres Herzens, das wir Dir allzu rückhaltslos geöffnet haben. Was dort Dir auferlegt wird, mußt Du hinnehmen — sei es auch Wortbruch und Tod. Um Deiner selbst willen bedenke, was Dir bevorsteht, ehe es zu spät ist, ehe die Pforten des Klosters sich hinter Dir schließen, und Du in schweren Prüfungen vergebens die Gnade Deiner königlichen Beschützerin anrufst — ich werde Dich dann nicht mehr hören dürfen!"

„Wenn ich den Verlust Eurer Huld ertragen kann, so ist mir Nichts zu schwer," versetzte Marie langsam und tief bewegt. „Es liegt größere Qual in dem Gedanken, Euch, meine Königin, nicht wieder zu sehen, in Euren Augen fühllos und undankbar zu erscheinen, als in aller Körper- und Seelenpein, die jenes Kloster für mich aufbewahrt."

„Marie!" rief Isabelle, von der Sprache dieses treuen Herzens ergriffen, und Marie warf sich auf die Knie und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen.

„Es darf nicht sein," sprach die Königin nach einer Weile, aber sie entzog der Knienden ihre Hand nicht und blickte ihr schmerzlich gerührt in das farblose Antlitz. „Es ist das letzte Mal; es mag die Wirkung Eurer Zauberkünste sein — und ich will dafür büßen!" Und eine Weile stand Isabelle sinnend und wortlos, als erwartete sie Mariens letzten und unwiderruflichen Entschluß. Doch vergebens. Marie hatte ihr Nichts zu sagen.

„Noch einen Weg," begann endlich die Königin wieder, „liegt offen vor Dir. Lange war es unser Wunsch, das Andenken Deiner unglücklichen Vergangenheit aus Deinem Gedächtnisse zu tilgen und Dir eine Zukunft zu bereiten, so heiter, als Dein früheres Leben gramerfüllt war. So hat uns denn unser Beichtvater erlaubt, zu versuchen, ob wir Dich nicht durch Aussichten auf irdisches Glück zum ewigen Heile führen könnten. Marie, giebt es nicht eine Liebe, die Deinem Herzen theurer ist, als die unsere? Versuche nicht zu leugnen, was wir seit jener Stunde wußten, da wir Dir Arthur's vermeintliche Missethat verkündeten. Warum sonst hättest Du so flehentlich um seine Rettung gebeten? Aus welchem andern Grunde hättest Du wohl Deinen Glauben gestanden, als um durch Dein Zeugniß ihn nicht zu verderben? Warum kehrtest Du zu Gefahr und Drangsal zurück, da Sicherheit vor Dir lag, und wagtest Dein Leben, um das seine zu retten? Antworte wahrhaftig: Du liebst Stanley?"

„Ich habe ihn geliebt, gnädige Herrin!"

„Und Du liebst ihn nicht mehr? Marie, ich glaube, es wäre weniger Sünde, ihn jetzt zu lieben, als damals."

„Gnädige Herrscherin," erwiderte Marie, „wer kann dem Herzen gebieten? Es war meine erste Liebe. Aber nie habe ich gegen meinen edlen Gatten gesündigt. Er erfuhr Alles, bevor er von mir genommen ward und vergab mir. O, wäre er mir nur geblieben, es hätte seine Liebe, sein kindliches Zutrauen jeder Erinnerung an Arthur den Stachel genommen!"

„Ich glaube Dir, armes Kind," versetzte Isabelle, „Aber warum reichtest Du Morales Deine Hand, da Du doch Arthur liebtest?"

Einen Augenblick hielt Marie inne, dann antwortete sie mit unsicherer Stimme:

„Mein Vater wollte es."

„Dein Vater? Er gab Deine Hand einem Christen?"

„Er war im Sterben und Keiner fand sich, seine Marie zu schützen. Er liebte und bewunderte Ferdinand Morales, der nie unser Geschlecht verachtet und verfolgt hatte. Einst hatte er unserem Hause wichtige Dienste

geleistet, und als er meine Hand begehrte und mich in meinem Glauben zu schützen schwor, segnete uns mein Vater, ehe er seine Augen für immer schloß. Ich weiß es — ich war schwach und that Unrecht, aber durfte ich meinem sterbenden Vater gestehen, daß ich einen Andern liebte? O, gnädige Herrin, Tag und Nacht betete ich, daß ich Arthur nie wieder sehen möchte, bis er meinem Herzen fremd geworden wäre!"

„Und nun?" fragte die Königin, „da Morales todt und Arthur schuldlos ist, ist keines Deiner früheren Gefühle wiedererwacht? Arthur liebt Dich, Marie, so treu und wahr, wie selten ein Mann geliebt hat. Warum willst Du ihn zurückstoßen?"

„Und was sollte die Jüdin an seiner Seite? Müßte nicht seine Liebe mir zur unaufhörlichen Versuchung werden, von meinem Gotte abzufallen?"

„Nein — aber Dich mit Gott zu versöhnen!" antwortete Isabelle. „Noch lagert eine düstere Wolke zwischen Dir und dem Herrn der Welt, aber die Liebe zu dem jungen Engländer wird sie verscheuchen und Dich zu dem einzigen Borne des Heiles, zum Erlöser führen, den Stanley verehrt. Ein Wort von Dir — und Du bist Stanley's Weib! O, sprich es aus, Marie, und laß mich erfahren, daß ich Dich von ewigen Qualen gerettet und in Dein Erdenleben ein Vorgefühl der himmlischen Freuden getragen habe, die dereinst jedes fromme Kind unserer Kirche drüben erwarten. Erspare Deinem Freunde und Deiner Königin den herben Schmerz, Dich auf immer zu verlieren!"

„O, könnte ich es doch!" rief Marie, in unsäglicher Bewegung die Hände ringend. „Könnte ich doch Gehorsam lernen und Ueberzeugung gewinnen. Ich sollte Stanley angehören, dies verlassene Herz sollte an dem seinigen ruhen, ich könnte mich an seiner Brust ausweinen, seine

Liebe würde mich schützen — und das Alles für ein einziges, winziges Wort? O, warum kann ich es nicht aussprechen? Was will die Stimme in mir, die ewig ruft: Du darfst es nicht; denn Du glaubst nicht? Du darfst nicht das Kreuz umfassen und im Herzen eine Jüdin bleiben —"

„Umfasse das Kreuz und es wird Dir Ueberzeugung bringen!" sprach Isabelle. „Laß Deine Lippen Christum bekennen und die Gewalt seines Namens wird so groß sein, daß er bald auch in Deinem Herzen wohnen wird! Schwöre die lästerlichen Irrthümer Deines Volkes ab, empfange die Taufe und Du bist Stanley's Weib!"

„Nein, nein, nein! Sprecht solche Worte nicht wieder, seid gnädig und versuchet nicht länger dies schwache Herz!" rief Marie flehentlich.

„Nur unsere Gnade heißt uns also sprechen," erwiderte Isabelle, welche fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war. „Triff Deine Wahl, Marie! Von einem einzigen Wörtchen hängt Alles ab — verweigerst Du es, so kennst Du Dein Loos!"

Aber mit Isabellens Festigkeit kehrte auch Mariens Entschlossenheit zurück. Eine Weile noch lag sie knieend vor der Königin und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Ein Heer der widersprechendsten Gefühle bestürmte in diesem furchtbaren Augenblick das schwache Frauenherz. Immer kehrte die Versuchung wieder, das verlangte Wort zu sprechen und eines Glückes theilhaftig zu werden, dessen bloße Vorstellung sie mit schwindelnder Freude erfüllte — und immer ward dies Wort von jener lauten Stimme ihres Innern zurückgedrängt. Es war ein schrecklicher Kampf — doch alsbald erhob sich Marie langsam, und ihre marmorbleichen Züge trugen das Gepräge der Entschlossenheit. „Es ist vorüber," sprach sie. „Alle Schwäche ist besiegt, Königin, verhängt nun Alles über mich — ich

muß es tragen, denn das Wort, welches Ihr begehrt, kann ich nicht aussprechen. Ich entsage Eurer Huld und Arthurs Liebe. So will es das Geheiß Gottes und er wird mich stärken, ihm zu folgen. Laßt nun Kerker, Tortur und Tod wider dies gebrochene Herz heranziehen — es mag sein: ich kann nicht von mir selber abfallen!"

Schwer getroffen ward Isabelle von dieser unerwarteten Entscheidung, doch zu hehr war die Begeisterung für den eigenen Glauben, welche in ihrem Busen lebte, als daß nicht aus Mariens heroischem Entschlusse eine verwandte Stimme zu ihrem Herzen sprechen sollte. Sie verabscheute die Lehre der Juden, aber der Geist der Selbstverleugnung, welcher ein Kind des verworfenen Stammes trieb, dieser Lehre die heißesten, leidenschaftlichsten Gefühle zum Opfer zu bringen, erinnerte sie unwillkürlich an die Leidensgeschichte christlicher Märtyrer, und unmöglich war es ihr, dem ganzen Ernste ihres Glaubenseifers, wie sie beabsichtigt hatte, in diesem Augenblicke Ausdruck zu geben. „Wir müssen also Diejenigen herbeirufen lassen, unter deren Obhut Du fortan leben wirst," sagte sie mit schwer errungener Fassung und schellte. Aber ehe noch Jemand aus ihrer Umgebung erschien, trat die junge Infantin ein und sprang in lauter Freude ihrer Mutter entgegen.

Marie gewahrte nicht sobald den milderen Ausdruck in den Zügen der Königin, deren Ernst vergeblich dem liebkosenden Kinde zu widerstehen suchte, als sie, einer raschen Eingebung folgend, niederstürzte und Isabellens Knie umklammerte.

„Königin," flehete sie, „ich verlange Nichts, — laßt mich nur in meine Heimath zurückkehren. Ich will ja nicht zu meinem Volke gehen, denn dort würde man mich zurückstoßen, da ich einen Christen geliebt: in meinem einsamen Hause, wo nur noch zwei hochbetagte Diener meines Vaters leben, werde ich Niemanden schaden, mit Niemanden

verkehren. Laßt mein brechendes Herz dort noch eine Weile schlagen und dann neben meinen Eltern ruhen. Ich schwöre Euch, jenes Plätzchen nie wieder zu verlassen, nie mein eigenes Volk, noch das Eurige aufzusuchen; ich will der Menschheit abgestorben sein, als wölbte sich schon das Grab über mir, als wäre ich von Klostermauern umschlossen! Warum wollt Ihr mich Eurem, grausamen, unerbittlichen Dienern übergeben? Wird es nicht Qual genug sein, Eurer liebreichen Huld und Arthur zu entsagen? Bittet für mich, Infantin," flehte sie, zu dem Kinde gewandt, das ihr theilnehmend näher trat, „bittet für mich! Königin, das Schicksal des Krieges, den Eure Waffen jetzt entscheiden, könnte die Infantin von Spanien in die Hände jener Mauren führen, die Euren Glauben nicht minder verabscheuen, als Ihr den meinen — und wenn Euer Kind dann wählen müßte, wie Ihr mir zu wählen befehlt, so fragt Euch, wie es entscheiden sollte!"

Isabelle stand betroffen. „Mutter, liebe Mutter," bat die Infantin, mit ihren unschuldigen, klugen Augen zu ihr aufblickend, „laß die arme Marie nicht so weinen." Und Isabelle drückte überwältigt ihr Kind, als ob sie es aus großer Gefahr gerettet sähe, an's Herz und verließ dann schnell und erwiderungslos das Gemach.

XXXVII.

König Ferdinand hatte sein Hauptquartier in Sevilla aufgeschlagen, um von dort aus den Beginn der Unternehmungen zu leiten; doch schneller noch, als sich ahnen ließ, sammelten die Mauren ihre zersplitterten Kräfte und nahmen durch einen kühnen Handstreich Zahara. Mit Blitzeseile brach Arthur Stanley an der Seite des Marques von Cadix auf und rächte durch die Einnahme der Festung Alhama den Schimpf, der den spanischen Waffen angethan war. Verzweifelnd suchten die Mauren ihre Feinde aus dem Besitze einer Stadt zu vertreiben, die mit Recht als die Schwelle der Hauptstadt betrachtet wurde, doch ihre Angriffe wurden standhaft zurückgewiesen, und sie mußten sich bequemen, den langsamen Weg einer regelmäßigen Belagerung einzuschlagen. Allmälig schnitten sie den Spaniern alle Zufuhr ab, mit unsäglicher Ausdauer änderten sie den Lauf des Flusses, der die Belagerten mit Wasser versorgte; doch ihr Stern war im Sinken und weder Heldenmuth noch Kriegslist vermochten den Siegeszug des spanischen Heeres aufzuhalten, als der Herzog von Medina Sidonia mit Entsatztruppen vor Alhama erschien und die Belagerer zwang, sich in schleuniger Flucht vor der Uebermacht des zahlreichen Feindes zurückzuziehen.

Freudig eilte Arthur Stanley nach Sevilla, um in eigener Person dem Könige die Siegeskunde zu überbringen. Ohne Verzug sandte dieser, der keinen getreuen Boten zu

finden wußte, den jungen Helden an Isabellen, die ungeduldig in Saragossa harrte, daß es ihr vergönnt würde, an der Seite ihres königlichen Gemahls in das Lager ihrer bewährten Krieger einzuziehen, und diese durch den Einfluß ihrer gewinnenden Gegenwart zu Thatenlust und heldenmüthiger Ausdauer zu entflammen.

Ruhig und würdevoll ließ sich die Königin im Beisein ihrer Räthe und Diener über den Verlauf der bisherigen Unternehmungen Bericht erstatten und nahm sodann die Wünsche und Aufträge ihres Gemahls aus Arthur's Händen entgegen. Und doch wollte es diesem scheinen, als erregte seine unerwartete Ankunft im Hoflager von Saragossa Isabellens tiefste Bekümmerniß. Er glaubte in ihren theilnahmsvollen Blicken zu lesen, daß nur die Rücksichten, welche ihre Umgebung ihr auferlegten, sie zurückhielten, über seine Herzensangelegenheit zu ihm zu sprechen und ihm zu sagen, daß die trostreichen Worte, mit welchen sie ihn vor dem Beginn des Feldzuges verabschiedet hatte, eitel gewesen.

Nicht lange sollte er in Ungewißheit harren, denn ehe noch der Tag sich neigte, ließ ihn Isabelle zu einer Privataudienz entbieten. Sie fühlte, daß es gerathener war, den jungen, ritterlichen Kämpen über die volle Wirklichkeit der Verhältnisse aufzuklären, als länger Hoffnungen zu nähren, die doch nimmer erfüllt werden konnten.

„Thor, der ich war," rief Stanley, von dem schmerzlichen Eindruck der vernommenen Mittheilungen überwältigt, „daß ich jemals einen andern Ausgang hoffte! Sie konnte Hoffnung, Freude, ja selbst das Leben opfern, aber nicht den Glauben ihres Volkes, der sie geheimnißvoll, wie mit Zaubergewalt, in Bande schlug. „Königin," fragte er in leidenschaftlicher Hast, „Ihr habt sie darum nicht in Elend und Leid geschickt, nicht den strengen Dienern unserer heiligen Kirche übergeben? Das konntet Ihr nicht!"

„Gewiß nicht," erwiderte Isabelle. „Doch durften wir Ihr ihre Hand nicht gewähren, da sie hartnäckig in ihrem Unglauben verharrte. Uns ist eine harte Buße für unsere Schwäche auferlegt worden, denn schwer haben wir durch unsere Lässigkeit im Glauben gesündigt und darum der Kirche unser heiliges Wort verpfändet, Alles aufzuwenden, um dies verworfene Geschlecht mit seinem fluchwürdigen Irrglauben von unserem Reiche fern zu halten. Nur dem unglücklichen Weibe, dem ich Schutz versprochen hatte, und das zitternd zu meinen Füßen um Schonung flehete, die letzte Bitte versagen — das vermochte ich nicht!"

„Ihre letzte Bitte?"

„Ja, die letzte Bitte, deren Gewährung sie von ihrer Königin erflehte. Vielleicht wird sie dennoch ihre Irrthümer erkennen und abschwören und die Gnade des Himmels in ihrer Einsamkeit sie erleuchten — aber es ist kaum zu hoffen. Sie bat uns, ihr die Rückkehr in ihre Heimath zu gestatten und gelobte uns feierlich, diese nie wieder zu verlassen, und weder ihr Volk, noch das unsere aufzusuchen."

„Ist sie dort," rief Arthur im Ausbruch schmerzlicher Freude, „so lohne Euch Gott, was Ihr gethan!"

„Ja sie ist dort," versetzte Isabelle, „denn ihr Wort wird sie halten, obgleich sie Jüdin ist. Im Novizengewande ward sie von Pater Dionisio an die Grenze von Castilien geführt. — Weiteres wissen wir nicht, auch wollten wir nicht erfahren wo ihre Heimath liegt."

Arthur schwieg eine Weile, dann beschwor er knieend mit der Beredtsamkeit eines liebendes Herzens die Königin, ihm eine kurze Frist zu gewähren, um nur ein einziges Mal noch Marien in ihrem fernen und einsamen Zufluchtsorte zu sehen. Er fühlte sich unfähig, ewige Trennung von ihr ohne ein letztes Lebewohl zu tragen, und verpfändete seine ritterliche Ehre, der Königin Willen zu ehren und

keiner Versuchung zu heimlicher Verbindung zu weichen. Und Isabelle — vielleicht von schwacher Hoffnung bewegt, daß es Arthur gelingen möchte, was sie vergebens erstrebt hatte — weigerte es ihm nicht. „Ein Wort des Widerrufs," fügte sie beim Scheiden hinzu, „und sie ist Euer, und ich werde Euch segnen, daß Ihr sie uns wiedergegeben!"

Eine Stunde später sah man Arthur Stanley auf muthigem Renner mit Blitzesschnelle feldeinwärts jagen.

XXXIX.

Das erste Roth der herrlich aufgehenden Sonne lagerte über dem Cebernthale und vergoldete allen Reiz und alle Pracht, die diesem lieblichen Asyle aus früherer Zeit geblieben waren, und von der Hand seiner betagten Hüter sorgfältig erhalten und gepflegt wurden. Reuben und Ruth, das letzte überlebende Dienerpaar aus Heriquez Hause, hatten ihre nächsten Verwandten aus den Gefahren der christlichen Umgebung an diesen Ort des trauten Stillebens gerufen und, wenn die Zeit der hohen Festtage heranrückte, jedem Genossen ihres Glaubens, der den alten Gott Israels anbeten wollte, im festlich geschmückten Hause empfangen und bewirthet. Auch hatte sich in jüngster Zeit noch ein Mitbewohner zu ihnen gesellt: der ruhelosen Wanderungen müde, war auch Julian Morales zum Schauplatz seiner Kindheit zurückgekehrt, und nur noch, um Kunde über seine Nichte einzuziehen, hatte er hin und wieder die Benediktinerkutte hervorgesucht und das Thal auf kurze Zeit verlassen. Mariens Geschick war seine einzige Sorge, doch, nachdem er erfahren hatte, daß sie von Isabellen zurückgehalten und beschützt wurde, stellte er seine spärlichen Streifzüge in die Außenwelt gänzlich ein. Er hatte nichts mehr zu erfragen: der Schutz, welcher einer Jüdin gewährt wurde, konnte, wie er zweifellos glaubte, nur um den Preis ihres Glaubens erkauft werden. Und so trachtete der betagte Mann wirklich das

Bild seiner Nichte, die er aus Kerkornacht gerettet und beim Folkertode entrissen hatte, von der Tafel seines Herzens zu löschen und jeden Gedanken an das vielgeliebte Kind seiner Schwester fern zu bannen — so fest überzeugt war er, daß der Einfluß der Königin und Arthur Stanley's Bitten Marien endlich ihrem väterlichen Glauben entfremden und in die Arme der herrschenden Kirche führen müßte.

Elf Monate waren seit Ferdinand Morales Tode verflossen, da ging Julian früher als gewöhnlich in den kleinen Tempel, las die für solchen Tag vorgeschriebenen Gebete und ging dann hinaus, um das Grab des theuren Verstorbenen zu besuchen. Doch als er das Thor des kleinen Friedhofes öffnete, gewahrte er zu seinem Erstaunen, daß auf der Stätte, der er seine Schritte zulenkte, eine menschliche Gestalt bewegungslos hingestreckt lag. Athemlos eilte er näher, er erkannte das, ihm wohlbekannte Novizengewand — es war Marie! Sie war auf der Königin Geheiß von Pater Dionisio bis zur Grenze von Castilien geführt worden, und hatte dieser beim Abschiede zugesagt, nur in langsamen Tagereisen in ihre Heimath zurückzukehren. Doch als der würdige Priester sie verlassen hatte, wurde das Heimweh allzustark und unwiderstehlich, und sie eilte mit dem letzten Aufwande ihrer Kräfte dem Cebernthale zu. Es war in der feuchten, stürmischen Herbstzeit, und ihr längst geschwächter Körper begann endlich der Erschöpfung zu erliegen. Aus Furcht, entdeckt zu werden, hielt sie sich der gebahnten Straße und jeder Menschenwohnung fern, und als sie unweit der Heimath die Nacht überraschte, trieb es sie in rastloser Sehnsucht trotz Sturm und Finsterniß weiter und immer weiter, bis auf den Druck ihrer Hand jene wohlbekannte Felsenwand sich öffnete. Als sie endlich über Treppen und Gänge geeilt war und ihr Fuß den Boden des geliebten

Asyls betrat, wandte sie still betend das Haupt nach Osten, wo der kleine Tempel des Cedernthales lag. Das Unwetter schwieg, herrlich wölbte sich der sternenbesäete Himmel über dem Thale, und wie in besseren Tagen, drang wieder das Plätschern der rastlos strömenden Quelle an Mariens Ohr. Von fern her schimmerten im Mondlichte die weißen Leichensteine des Friedhofs; ihr war, als riefen ihr die verklärten Geister ihres Stammes das erste Willkommen in der Heimath zu, und halb unbewußt lenkte sie ihre Schritte den Wohnungen der Todten zu, ehe sie an das gastliche Haus ihrer Väter klopfte. Willenlos ließ sie den Blick über die Aufschriften der Leichensteine gleiten, und schmerzlich überrascht, las sie auch Morales Namen. Sie hatte nie erfahren, daß er hierher getragen worden, denn seit jener Schreckensnacht, da ihn Meuchelmord von ihrer Seite gerissen, war Julian der Einzige ihres Volkes gewesen, der wenige Tage lang ihre Nähe suchte. Wehmüthige Erinnerungen an die selige Zeit ihrer Kindheit, da der Verstorbene noch ihr harmloser Gespiele gewesen, erfaßte sie, und überwältigt von dem schmerzlichen Gedanken, daß, wäre er nur verschont worden, alles Leid ihr fern geblieben wäre, sank sie auf den feuchten Rasen nieder — aufgelöst in der einzigen Sehnsucht, dort unten neben Ferdinands modernder Hülle zu ruhen.

Der Leser erlasse es uns, die Scene des Wiedersehens zu schildern. Julian geleitete die schwankende Marie in's Haus, wo er sie durch Ruhe und heilkundige Pflege wiederherzustellen dachte. Aber seine Hoffnung war eitel: ihre Kraft war gebrochen, ihre zarte Gestalt schwand schnell dahin. Sichtlich locker und loser wurden die Bande ihres Leibes, doch klarer und ungetrübter trat der Ausdruck ihres engelreinen Geistes in ihre Züge. Als sie in jener Nacht auf das Grab ihres Gatten hingesunken

war, hatte sie dem Tode ins Auge geblickt, und nicht wie ein finsterer Fürst des Schreckens war er ihr erschienen, sondern wie ein Engel des Lichtes, der die schwachen, sterblichen Glieder mit sanftem Finger löset und die befreite Seele der ewigen Heimath zuträgt. Und Julian durfte nicht trauern, denn Mariens Sendung war erfüllt. Sie war, von Qual und Drangsal umlagert, sich selber treu geblieben und hatte ein Opfer dargebracht, dessen Größe nur der kannte, dem es geweiht worden.

Wieder war das Laubhüttenfest gekommen. Noch einmal hatte Marie, das Laubzelt zu schmücken, Kränze gewunden und prangende Früchte auf den Tisch gestellt. Mit schwacher Hand zündete sie am Festabend die Lampen an, ließ sich dann auf weichem, schwellendem Sitze nieder, um durch die lose gefügten Zweige in das reizende Thal zu blicken. Ein Strahl der scheidenden Sonne fiel durch das schräge Laubdach und umspielte die lieblichen Züge der Leidenden, die mit leuchtendem Auge zu ihrem Oheim von den gemüthlichen Freuden dieses uralten Festes sprach. Auch manches theuren Hauptes gedachte sie, das einst um diese Zeit in der Laubhütte und dem kleinen Tempel gesehen worden, und nun im Schooße der Erde gebettet lag — bis Julian sich anschickte, das Zelt zu verlassen, um den Abendgottesdienst im Tempel zu begehen. Doch plötzlich richtete sich Marie hoch auf; mit dem Blicke einer Seherin rief sie: „er kommt!“ und faßte zitternd ihres Oheims Hand.

„Ich höre Nichts,“ versetzte Julian, nachdem er eine Weile aufmerksam gehorcht hatte.

„Höreſt Du es noch nicht,“ schrie Marie in höchster Erregung auf, „es ist ja sein Schritt“ — und machtlos sank sie zurück.

In demselben Augenblicke wurden die Zweige hastig zurückgebogen, und Stanley trat ein. „Marie, so muß ich

Dich wiedersehen!" rief er wehmüthig aus und stürzte weinend zu ihren Füßen nieder.

Wohl eine Stunde verging, ehe Marie sich von der jähen Aufregung, die Arthur's unerwartete Ankunft ihr bereitete, erholen konnte. Unfähig, den Gefühlen ihrer Freude über den so lange und heißersehnten Augenblick, Worte zu leihen, lag sie da, und preßte Arthur's Hand in die ihrige. „Julian," flüsterte sie endlich und streckte ihrem Oheim, der sie still und ängstlich beobachtete, matt ihre Linke entgegen, „laß immerhin meine Hand in der eines Mannes ruhen, der Deine Marie so innig geliebt hat. Und Du, Arthur," sprach sie, indem sie den Angeredeten bittend anblickte, „verabscheue nicht den Mann meines Volkes, ohne welchen der Kerker der Inquisition mein Grab, und ehrloser Tod Dein Loos geworden wäre!"

Und Arthur und Julian blickten schweigend zu einander auf und drückten sich in stillem Einverständniß die Hände.

Nach einer Weile bat Marie ihren Oheim, sie aufzurichten und die Zweige in der Laubwand des Zeltes zurückzubiegen. „Ich habe noch zu Euch zu reden," sagte sie, „und der kühle Luftzug wird mir Kraft geben. Die Abendluft ist milde und frisch, es ist, als ob sie die Geister unserer Brüder und Schwestern, die da draußen für ihren Glauben starben, auf ihren Schwingen in unser Cedernthal herabtrüge. Arthur, in solcher Stunde magst Du einst meiner gedenken!"

„Wann werde ich Dein nicht gedenken," rief Stanley tief bewegt. „Die lautesten Donner der Kirche könnten Dein Bild nicht aus meinem Herzen reißen, nicht den Glauben an den Himmel erschüttern, der Deiner reinen Seele aufbewahrt ist!"

„Weil Du liebst, Arthur! Weil Deine Liebe zu Marien mächtiger ist, als Dein Abscheu vor ihrem Stamme. Darum weiß ich auch, daß Du alle Schuld vergeben hast, mit der Du mich bis zu dieser Stunde beladen wähntest. Jetzt magst Du erfahren, daß ich an Isabellens Hofe die Wahrheit nicht aussprechen durfte, um nicht schweres Leid über die Kinder meines Volkes zu bringen. Arthur, nicht einem Christen reichte ich die Hand. Morales und ich waren in früher Jugend verlobt worden, ohne daß ich es wußte, und als die Zeit herankam, durfte ich nicht durch mein Geständniß das Herz meines dahinsiechenden Vaters brechen und mein junges Haupt mit seinem Fluche belasten. Ferdinand Morales war mein Vetter, dem Volke Israel entsprossen, wie ich!"

„So segne Dich Gott für diese Worte!" rief Arthur in schmerzlicher Freude und drückte einen Kuß auf Mariens Stirn, doch entsetzt fuhr er zurück — seine Lippen hatte kalter Todesschweiß genetzt! Sie lächelte schwach, kostete einen stärkenden Trank, den Julian ihr reichte, und hob dann nach einer Weile an: „Es ist jetzt Alles gut! ich mußte Dir es sagen, damit Du nicht meiner als einer Treulosen gedächtest. Und Isabelle, meine großmüthige, huldreiche Königin," fuhr sie, schwächer werdend, fort — so leise, so unvernehmlich, daß Arthur sich über sie neigte, um keines ihrer Worte zu verlieren. „Arthur, Du sollst ihr die Schuld meiner Dankbarkeit entrichten. Ich weiß, daß ihr Glaube mich verdammt, aber ihr Herz liebt mich dennoch. Sage ihr, daß ich mit meinem letzten Athemzuge sie segne — doch es ist schon so finster," unterbrach sie sich rasch und blickte mit ihren erlöschenden Augen umher, „Oheim, ist es nicht Zeit zum Abendgebet?"

Und ihre Lippen bewegten sich still, und lautlos betete sie die Worte, welche allabendlich ihr Volk zum Herrn der Welt aussendet: